Sokrates

von

Wilhelm Friedrich Heller.

Erſter Theil.

Frankfurt am Main
bei Friedrich Eßlinger 1790.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Seiner

Hochfürstlichen Durchlaucht

Herrn

Friedrich Wilhelm

regierenden Fürsten

von

Nassau Weilburg

Mit diesem Sokrates huldigt Ihnen mein Herz: Gnädigster Fürst, unvergesslich sind mir die Tage, da ich im Schoos Ihres Volkes bemerkte, wie gros die Glükseligkeit ist, ein guter Fürst zu sein, und ein gutes Volk zu beherrschen! Unvergesslich und ewig unschäzbar ist mir die Stunde, da Ihre Hochfürstliche

Durchlaucht, in jenem Saale der Harmonie der ausgezeichnetsten Gnade mich würdigten. O ich habe weinen gesehen Tränen der Wonne, die hienieden so selten sind, und habe mitempfunden die Segnungen alle, welche den Seelen der braven Nassauer entquollen! Jezt vereinigt sich mein Geist noch einmal mit dem Jubel

Ih-

Ihrer lieben Unterthanen. Nemen Sie, allgeliebter Vater des Vaterlandes, mit Menſchenfreundlichkeit und gnadevoller Nachſicht, dies Buch als ein geringes Opfer meiner Huldigung an!

So treu, ſo redlich, ſo warm, wie der biederherzigſte Naſſauweilburger, ſegnet auch mein Herz den Antrit Ihrer Regierung, und ich

flehe voll Innbrunst zum Himmel: Ewige Vorsicht erhalt' ach lange Jare für das glükseligste Volk das geliebteste Fürstenpaar, Friederich und Isabella!

Von meinem Knabenalter an war Sokrates mein Liebling; und wie gern ich nachher von ihm erzälte, dies mögen meine Schülerinnen zu Stutgard und anderwärtige Freunde bezeugen. Jezt hab' ich sogar dies Buch von ihm geschrieben. Der Meisner'sche Alcibiades hat mich dazu veranlasst, und dies wird man beim ersten Anblike bemerken. Ich mus aber selbst gestehen, dass der Sohn des Klinias als Knabe, Jüngling und Mann für die Modewelt mer anziehendes Interesse hat, als der Sohn des Sophroniskus, ob ihn gleich das delphische Ora-

Orakel selbst für den weisesten unter allen Griechen erklärte.

Uebrigens sind Platon und Xenophon meine Gewährsmänner, und Mendelssohns Charakter des Sokrates hat mir zum Leitfaden gedient. So wie mein Held hier auftritt, hat er kein Gewand von der Akademie oder Stoa, und das Vaterland darf ihn empfangen als einen Freund der Grazien.

Diesfalls wären freilich einige Unterredungen mit Aspasien willkommner gewesen, als die ernsthaftern Gespräche mit Euthydem und Aristipp: allein man hat solcher süsen Dinge schon so viel, dass ich von ädlen Selen hoffen darf, sie werden auch einmal einen griechischen Weisen gern hören. In den Tagen der Schöngeisterei und Kraftgenieſucht ist es wol

der

der Mühe werth, zu erfahren, wie der Weltgenius in Griechenland gesprochen habe, zu einer Zeit, da die grösten Weisen und Statsmänner, die schönsten Mädchen und die geschikteſten Künstler lebten. Jezt hat, wie Herder in seiner Philosophie der Geschichte sagt, dieser Genius ausgesprochen, wie im Piramydenland' und im ewigdaurenden Rom. Nur den Nachhall vernimmt noch die iezige Welt.

In diesem Teile konnte nicht sonderlich viel Handlung vorkommen; ich erinnere mich aber an Schach Ghebal, wie er zum Philosophen Danischmende sagt: Deine Leute reden nicht übel, allein sag mir doch morgen, ob sie auch gut handeln. Mit dem Herrn Verleger und Herrn Hauch, Hof-Buchdruker

in

in Offenbach, wird man zufrieden sein; sie haben dem alten Weisen einen hübschen typographischen Mantel umgeworfen. Der zweete Band wird auf alle Art die wichtigsten Thaten enthalten. Sokrates hat in seinem Leben schöner und deutlicher, als Agathon, gezeigt, quid virtus et quid sapientia possit.

Geschrieben am Fusse des Taunus, am ersten Tage des Wonnemonds 1789.

M. Wilhelm Friedrich Heller,
aus Stutgard, Verfasser der Frankenthaler Geschichte der Kreuzzüge.

Sokrates.

Erster Band.

Einleitung.

Die schönen Tage Griechenlands neigten sich zu ihrem Untergange, da der große Mann die Welt betrat, welcher der Lehrer seiner Zeitgenossen und ein Muster der Weisheit für alle künftigen Jahrhunderte ward.

Athen und Sparta glänzen im Tempel der Ehre vor allen Völkern. Aber ein jeder Stat wird nur einmal die höchste Stufe von innerer Glükseligkeit erreichen; dann sinkt er wieder von seiner Höhe herab. Zum zweitenmale kann er nicht mer das werden, was er zuvor war.

Die Abname des griechischen Siegerruhms fällt in die Zeit des unsterblichen Sokrates. Keine Macht war fähig, Athen auf seinem herrlichen Gipfel zu erhalten. Selbst Perikles vermogte

dies nicht. Und der Karakter dieses ungemein berümten Mannes ist vielleicht, wie ihn Robertson ansieht, der vollkommenste in der ganzen alten Geschichte. Unter deinem Perikles hattest du, Athen, die reizendsten Aussichten! Du genosest, in Ansehung der Statsverwaltung und Kunst, des entzükendsten Vergnügens. So vergnügt in Rükficht auf Natur und Gefül konnte nur Brydone sein, als er auf dem Aetna stand.

Uneinigkeit, fremde Sitten und Luxus sind die Haupturſachen des Verfalls bei allen Statsgebäuden. An diesen drei politischen Schlagflüssen erlahmte die Mannkraft der Athener.

Die Begierde, ienseits des ägeischen Meeres griechische Archonten oder Ephoren anstatt der persischen Satrapen zu sezen, veränderte den Nationalgeist. Blühende Städte in Asien voll Reichtum und Pracht kamen in die Gewalt der Griechen, und wurden geplündert. Mit kostbaren Beuten beladen

kehr-

kehrten die Sieger ins Vaterland; und zwo entgegen gesezte Leidenschaften, Geiz und Verschwendung, wurden auf attischem Boden erzeugt.

Der Umgang mit den Persern, deren Herrlichkeit Bewunderung und Nachahmung erregte, flößte natürlicher Weise den Hang zur Ueppigkeit ein. Und sollte der verfeinerte Athener die persischen Delikatessen nicht gerne mit attischem Salze würzen? Sollte der geschmeidige Nachbar des Olümpos und Helikons nicht von dem Enthusiasmus angesteckt werden, der seinen Perikles belebte? Gab nicht dieses Idol der schönen Welt durch seine tadellose Uneigennüzigkeit und seinen öffentlichen Aufwand die unstreitigsten Beweise von einer erhabenen Denkungsart und einem feinen Geschmak?

Der Bürger von Athen sah täglich neue Geschöpfe der Kunst. Phidias meiselte seinen olümpischen Jupiter und seine hohe Pallas zum Erstaunen der Kenner, und Myron schuf seine Kuh,

welcher nichts als Athem zum Leben fehlte. Zeuris und Parrhasius bezauberten durch ihre Pensel Menschen und Thiere. Sophokles und Euripides schmelzten die empfindsamen Herzen der Mädchen und Jünglinge, daß sie sich auflösten in Tränen, Schrecken und Mitleid; dagegen hielt Aristophanes den Pöbel bei lachender Laune, und entrunzelte die Stirne des Weisen.

So ward Athen der Wohnsiz aller Künste und Wissenschaften, die hohe Schule der Welt und Nachwelt. So sank Athen, überladen von Werken der Musen, die gemeiniglich von den überflüssigen Bedürfnissen des Reichtums und der Ueppigkeit befördert werden; denn die Ueberwinder der Perser entfernten sich troz aller Schöngeisterei von ihrer vormaligen Tugend.

Wie sehr wurde dann auch der häusliche Friede der Lehrlinge Solons untergraben durch gegenseitigen Zwist! Den weichlichen Persern war es unmöglich, sie zu unterjochen mit offenbarer

barer Gewalt; darum versuchten sie es, den Zankapfel der Eris unter sie zu werfen. Sie bedienten sich ihres Goldes und Silbers, voll Zuversicht, daß diese Metalle zu allen Zeiten und unter allen Völkern die Tugend und Glükseligkeit der Menschen zerstören.

Auszeichnende Verdienste schimmerten allzuhell der persischen Statskunst in ihre Argusaugen. Sie überhäufte also diejenigen, welche bei den verschiedenen Regierungen den Ton angaben, mit Geschenken. Und, siehe da, die zween tapfersten Staten in Griechenland wurden mit einander in Kriege verwikelt, und erschöpften ihre Kräfte in einheimischen Händeln! Und daraus entstand der peloponnesische Krieg, welcher sieben und zwanzig Jahre lang dauerte, und Athen an den Rand des Verderbens brachte; denn man sprach von nichts geringerm, als der gänzlichen Zerstörung der Stadt. Dem grosmütigen Lysander und seinen Anhängern hatte man es zu danken, daß sich

Sparta nicht die Infamie auflud, Griechenland eines ſeiner Augen auszuſtechen.

Luxus, perſiſche Galanterie, und Uneinigkeit untergruben alſo den ſchönen Bau des griechiſchen Wolſtandes. So waren vordem durch die nämlichen Revolutionen des Nationalgeiſtes die Staten von Babylon und Aegypten in Trümmer zerfallen; ſo ſtürzten nachher die koloſſaliſchen Reiche der Makedonier, Römer und Mogolen; und, ach! ſo wirſt du ſinken, Teutonia, mein Vaterland, wenn brittiſche Whims, franzöſiſche Moden, abenteuerliche Aufklärung, Schwärmerei, und Unduldſamkeit, und fremde Statskabalen deinen Geiſt irre führen, und deine Kräfte zermalmen!

Lysander hatte nach dem blutigen peloponnesischen Kriege zu Athen die Staatsform geändert, und dreissig Archonten eingesezt. Eine bewafnete Leibwache umgab diese Schänder des attischen Ruhms, um ihren Entschliessungen gewaltsamen Nachdruk zu geben. Und dies war das Zeichen ihrer herannahenden Tirannei. Die reichern Bürger und alle Bidermänner, deren Tugend und Ansehen ihr abscheuliches Verfaren hätte hemmen können, wurden die ersten Schlachtopfer ihrer Grausamkeit. Dreitausend Athener wurden bewafnet, um Furcht und Schrecken zu verbreiten, und einer Empörung vorzubeugen. Dieser Heerhaufe von ehrlosen Taugenichtsen (ein allerliebstes Gesellschaftsstük der niederländischen Patrioten in unsern Tagen) bediente sich seiner Gewalt zum Untergange seiner Privatfeinde, und Athen wurde eine allgemeine Mördergrube.

Kritias, das schlimmste Ungeheuer unter den dreissig Tirannen, trieb seine

Freylertalente so weit, daß Theramenes, der einzige unter ihnen, der noch in seinem Herzen elektrische Schläge von Vaterlandsliebe empfand, aufgereizt wurde, sich dem Despotismus der Unterdrüker zu widersezen, und, wie wir in der Folge vernehmen werden, für seinen Eifer mit dem Leben zu büssen.

Um diese trübselige Zeit lebte zu Athen ein Weiser, der durch seine Tugend, seine Lehren, und seinen Tod die Bewunderung, Hochachtung und Liebe der Menschheit erwarb. Ich kenne keinen Sterblichen, der so allgemein und so gerecht zu allen Zeiten und unter allen Völkern verehrt wird, wie dieser. Selbst die Lehre des göttlichen Jesus hat mehrere Widersacher gefunden.

Der Name des Atheners wurde bei den eleusinischen Geheimnissen gefeiert, ist iezt noch ein Orakel in den Logen der Freimaurer, und wird so gar von

heili-

heiligen Mönchen, als ein tugendhafter Heide, mit Ehrfurcht genannt.

Dieser Athener war der erste, wie Cicero sagt, der die Weisheit vom Himmel heruntergerufen, in die Städte eingesezt, in die Wohnungen der Menschen geführt, und dieselben genöthiget hat, über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen. Wer erkennet nicht hieran den unsterblichen Sokrates?

In den Jahrbüchern der Kunst wird der Zeitraum, da der große Perikles mit seiner schönen Aspasia in Athen lebte, ohnstreitig der denkwürdigste bleiben. Alle Musen, in schwesterlicher Harmonie, herrschten damals in den Seelen der Griechen. Manchmal wichen sie schüchtern vor dem Geräusche der Waffen zurück; aber selbst durch die berüchtigten dreissig Tirannen wurden sie nicht ganz überwältiget.

Noch prangt Italien und beinahe ganz Europa mit den unvergänglichsten Denkmälern des griechischen Geistes. Und alle Auguste, Mediceer, Ludwige der nachfolgenden Jahrhunderte konnten mit ihrer geniebelohnenden Macht nichts ädleres versuchen, als ihre Künstler und Gelehrte auf die Altertümer aufmerksam zu machen.

Die Liebhaberei der Kunst wurde zu Athen bis zur Ausschweifung getrieben; daher denn auch die Kraft, welche einst Grosthaten verrichtete, zusehends abnahm. Zwei und zwanzig Jahrhun-

derte

derte nachher gab dies dem liebenswürdigsten politischen Schwärmer, Rousseau, einen Anlaß, die schönen Künste für Zerstörerinnen der Volksglükseligkeit zu halten.

Es wimmelten auf den Strasen und in den Werkstätten Athens damals die Künstler und Kleinmeister umher, wie iezt zu Paris und in mancher teutschen Hauptstadt die Haarkräusler, Schattenzeichner und Puzmacherinnen. Jeder Bürger von Einsicht zierte seine Wonung und seine Gärten mit Gemälden und Bildsäulen. Wer sollte sich also wundern, daß in iedem Fache der luxurirenden Künste große und kleine Männer auftraten, welche die gute Laune der geschmakvollen Bürger benuzten.

Unter den Bildhauern vom mittleren Schlage war auch ein gewisser Sophroniskus, in der alopecischen Zunft, dessen Name der Nachwelt mehr durch die glüklichen Folgen des Ehestandes, als durch die Plastik seines

Mei-

Meisels bekand wurde. Seine Gattinn, Phänareta, eine Geburtshelferinn, wuste durch ihre Verdienste die häuslichen Sorgen zu erleichtern. Der weiseste und tugendhafteste unter den Griechen war der Sohn dieses Paares.

Sokrates ward in dem vierten Jahre der sieben und siebenzigsten Olämpiade, oder vier hundert und neun und sechzig Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, geboren. Von den Begebenheiten seiner Kindheit ist keine aufgezeichnet worden; denn wegen seines niedrigen Standes konnte er nicht so ins Aug des Beobachters schimmern, wie der Sohn des Klinias.

So viel weis man, daß er in seiner Jugend die Kunst des Vaters mit gutem Erfolge trieb. Hinter der Bildsäule Minervens, der Schuzgöttinn von Athen, welche auf der Stadtmauer stand, war eine Gruppe von den bekleideten Grazien angebracht; und die Zeitgenossen behaupten, Sokrates sei ihr Bildner gewesen. Der

Ge-

Geschmack der Athener war durch die Meisterwerke eines Phidias und Myron gewiß gebauert worden; darum kann man den Schluß machen, daß die sokratischen Huldgöttinnen eine so wichtige Stelle verdient haben.

Von seiner Theorie der Kunst gab er bei verschiedenen Meistern vortreffliche Proben. Xenophon hat davon einige angeführt.

Sokra-

Sokrates und Parrhasius.

Sokrates.

Ist nicht die Malerei, mein lieber Parrhasius, eine Abbildung der sichtbaren Dinge, oder Nachahmung der Natur?

Parrhasius. Allerdings.

Sokr. Ihr stellt also die holen und erhabenen, die lichten und dunkeln, die harten und weichen, die rauhen und glatten, die jungen und alten Körper vor, indem ihr sie mit Farben abbildet?

Parrh. Das können wir, oft bis zur Täuschung. *)

So-

*) Vielleicht denkt hier der Maler an seinen berümten Wettstreit mit Zeuxis, dem ersten Meister der Farbengebung. Zeuxis war es, der einige Trauben so natürlich malte, daß bei der öffentlichen

Sokr. Es ist äusserst selten, Parrhasius, daß ein Mensch nach allen seinen Teilen untadelhaft ist! Wenn aber dann eure Bilder recht schön werden sollen, so sammelt ihr wol von vielen Gegenständen das vorzügliche Schöne, und stellt hernach Leiber dar in ganz vollkommener Schönheit?

Parrh.

chen Schaustellung des Gemäldes die Vögel herbei flogen, und sie anpikten. Vor Freuden ganz ausser sich foderte er er sogleich unsern Parrhasius auf, irgend eines von seinen Werken aufzuweisen, das mit diesem zu vergleichen wäre. Parrhasius wolte nun ein, dem dem Ansehen nach, mit einer Art von Stoffe als einem Vorhange bedektes Stück. „Komm, zieh diesen Vorhang „weg, rief Zeuris, und laß uns dies „Meisterstük sehen!“ Das Meisterstük war eben dieser Vorhang selber. Zeuris erkannte sich übertroffen; denn, sagt' er, ich täuschte nur Vögel, Parrhasius aber täuschte mich.

Parrh. In der That, dies iſt unſere Manier.

Sokr. Aber wie, mein Parrhaſius, wie malt ihr den Karakter der Sele, mit ihrem Liebreize, mit ihrer Holdſeligkeit? Oder iſt dies unnachahmlich?

Parrh. Wie ſollte man, lieber Sokrates, das vorſtellen können, was weder Ebenmaas, noch Farbe, noch ſonſt Etwas von deinen iezt genannten Eigenſchaften hat; ia was nicht einmal ſichtbar iſt?

Sokr. Doch geſchieht es oft, daß ein Menſch hold oder feindſelig auf andere blikt. Kann man dies in den Augen vorſtellen?

Parrh. Warum nicht?

Sokr. Und wenn unſern Freunden Gutes oder Böſes begegnete, ſind da die Geſichtszüge derer, welche Theil daran nehmen, einerlei, oder nicht?

Parrh. Wunderliche Frage! Wie könnte das ſein? Bei dem Guten ſehen

ſie

sie frölich aus, bei dem Böſen hinge-gen verdrieslich.

Sokr. Kann man alſo den Aus-druk der Fröhlichkeit oder des Verdruſ-ſes auch nachbilden?

Parrh. O ja!

Sokr. Folglich auch ein hohes und freies Weſen? Ich hab' es ſchon öf-ters bemerkt, wie das Erhabene und Niederbeugende, das Tüchtige und Unan-ſtändige, überhaupt jeder Karakterzug der Tugend und des Laſters in den Gebärden ſich äuſert, ja wol manch-mal in der Stellung und im Gange ſich offenbart. Wird ſich das Alles auch nachbilden laſſen?

Parrh. Wer die Natur auf Lein-wand oder in Marmor lebendig darzu-ſtellen weis, wird auch iede Phyſiogno-mie unterſcheidend und unverkennbar nachprägen können.

Sokr. Und nun! Meineſt du nicht, daß die Leute ſolche Bilder lieber ſe-

hen, an welchen ſchöne und gute, folglich liebenswürdige Sitten wahrzunehmen ſind, als andere, die häßlich und boshaft und abſcheulich ausſehen?

Parrh. Freilich, mein Sokrates, der Unterſchied iſt ſehr gros!

Sokr. Sehr gros, und es iſt der Mühe werth, ſolche Begriffe weiter zu entwikeln. Ich gehe nun auf den Markt, da giebt es Modelle! (Sokrates entfernt ſich.)

Parrh. O ich verſtehe deine Abſicht, weiſer Sokrates! Du haſt mich auf den Weg geführt, worauf ich die Beglükerinn der Menſchen in ihrer Schönheit erkenne! Ja ſchöner biſt du, o Tugend, beſſer und liebenswürdiger, als das Laſter, denn ſchon lebloſe Züge von dir und Abbildungen auf kaltem Steine ſind liebenswürdig und ſchön! (Nach einer Pauſe.) Aber, wie Sokrates zu dieſer Geſtalt kömmt, das kann ich nicht begreifen! So ein Plattſchädel,

schädel, und so viel Weisheit! So wiederwärtig gebildet, und so viel Tugend! Freilich sein Auge, voll durchdringenden Scharfsinns, und zugleich voll Wollust!

Sokrates war in der That kein hübscher Mensch. Man hat die bekannte Anekdote vom Urteil des Zopyrus über ihn: „daß er dumm, viehisch, wollüstig, und der Trunkenheit ergeben sei," und des Sokrates Antwort an seine Schüler, welche den Gesichtsdeuter auszischten: „daß er von Natur zu allen diesen Lastern geneigt wäre; allein durch Uebung und Anstrengung diese Neigungen zu unterdrüken gesucht hätte."

Alcibiades, dem man gewis richtige Beurteilung und Gefül der Menschengestalt zutrauen darf, sagt: daß er einem Silenus ähnlich sei. *) Und schwerlich, sagt Winkelmann, kann die menschliche Natur tiefer erniedriget werden,

*) Socratem affero perfimilem Silenis iftis, qui fedentes inter alias imagines a fculptoribus figurantur, ita, vt fiftulas tibiasue teneant, qui fi bifariam diuidantur, reperiuntur, intus habere imaginem Deorum. Platonis Opera, Marfil. Ficino interpr. p. 296.

den, als in der Gestalt eines Silenus: Und doch war Sokrates aus allem, was wir von ihm wissen, der unvergleichlichste, der weiseste, der ädelste Mensch. *)

*) S. Lavaters Physiognomische Fragmente, II. Versuch, S. 64. und 73, wo viel Schönes über Sokrates gesagt wird, der selbst auch ein Physiognomist war.

Sokrates und Kliton,

der Bildhauer.

Sokrates.

Ich ſehe da, Kliton, deine Bildſäulen! Schon lange weis ich, daß du mancherlei Wettläufer, Ringer, Fechter, überhaupt Pankratiaſten *) verfertigeſt. Aber ſag mir doch, wie du dasjenige, was die Augen der Leute am meiſten ergözt, wie

*) In den olümpiſchen und andern feierlichen Spielen der Griechen waren fünf Arten der Leibesübungen ſonderlich berümt: der Wettlauf, die Wurfſcheibe, der Sprung, das Ringen und der Fauſtſtreit (curſus, diſcus, ſaltus, lucta, pugilatus), welche zuſammen mit einem Worte πανκρατιον, lat. pancratium, quinquertium, hieſen. Einige verſtehen darunter nur das Ringen und den Fauſtſtreit. Ein Pankratiaſt iſt alſo einer, der in dieſen fünf Arten des Kampfes, oder wenigſtens in den beeden lezten geübt iſt.

wie du Leben in deine Statuen hineinarbeitest?

Kliton, in Nachdenken vertieft, antwortet nicht. (Nach einer Pause.)

Sokr. Bildest du etwa deine Werke nach lebendigen Wesen? Oder hauchst du sogar, wie Pygmalion seiner Elisa, deinen Bildern lebendigen Athem ein?

Kliton. Das erstere thu' ich; zum letztern ist mir keine Gottheit behülflich.

Sokr. Du machst also deine Werke den wirklichen Menschen ähnlicher, indem du jede Spannung der Muskeln, jeden Ausdruk des Schmerzens oder der Lust, überhaupt jede Stellung des Leibes der Wahrheit nachbildest?

Kliton. Ganz recht; dies ist mein stätes Bemühen.

Sokr. Es bleibe der Gegenstand deines Bemühens, der Natur nachzuahmen! Noch eins, Kliton! Bringt nicht auch die Darstellung der Leidenschaf-

ſchaften bei manchen Lagen und Handlungen der Körper dem ernſten Anſchauer ein gewiſſes Vergnügen?

Kliton. So vermute ich.

Sokr. Gut! So müſſen alſo die drohenden Augen der Kämpfer, und die Triumphblike der Sieger recht ähnlich ausgedrükt werden?

Kliton. Allerdings. Dies iſt aber freilich das ſchwerſte.

Sokr. Ich hab' es erfaren, mein lieber Kliton! Ein Bildhauer muß auch die Leidenſchaften und Handlungen der Sele in ſeinen Werken darſtellen.

Sokrates und Pistias,
der Harnischmacher.

Sokrates.

So wahr Juno lebt, Pistias, schön ist die Erfindung, daß der Harnisch diejenigen Teile des Menschen dekt, welche einer Bedekung bedürfen, ohne den freien Gebrauch der Glieder zu hindern! Warum giebst du aber deine Harnische theurer, als andre Meister, da du sie weder stärker noch kostbarer machst?

Pistias. Siehst du nicht, Sokrates, daß sie mer Proportion haben, als die gewönlichen? Soll eine solche Kunstarbeit nicht mer kosten?

Sokr. Suchst du die eigentliche Proportion in der Größe oder dem Gewichte? Denn ich glaube nicht, daß du sie alle gleich gros oder einander änlich machest, wenn sie gut passen sollen.

Pist.

Pist. Ja! Beim Zeüs! Passen müssen sie. Ausserdem taugt der Harnisch nichts.

Sokr. Du weist doch, daß manche Leiber der Menschen ein schöneres Ebenmaas haben, als andre?

Pist. Dies ist allgemein bekannt. Was willst du damit sagen?

Sokr. Ich wollte nur fragen, wie du für einen unproportionirten Leib einen passenden und doch proportionirten Harnisch machen kannst?

Pist. Eben so, wie ich ihn passend mache; denn, wenn er gut passt, so ist er auch nach dem Modell der Natur proportionirlich.

Sokr. Du verstehst also, wie es scheint, nicht die Proportion an sich selbst; sondern in Absicht auf den, welcher einen Harnisch von dir braucht? Und so wäre deine Proportion auch auf den Schild, Kriegsmantel und andere

Sa-

Sachen anzuwenden. — Vielleicht findet sich aber auch noch ein anderer Vorteil bei deinem Anpassen.

Pist. Solltest du von einem solchen Vorteile wissen, und mir nichts davon erklären? Sokrates! Ich bitte.

Sokr. Du könntest selbst darauf verfallen. Die Passenden drüken mit ihrer Schwere nicht so hart, als die andern, welche nicht passen; denn diese hängen entweder ganz an den Schultern herab, oder sie drüken einen andern Teil des Leibes zu stark, und sind darum sehr unbequem: Die Passenden hingegen verteilen die Last sowol auf die Schultern und die Brust, als auch auf den Rüken und den Bauch, und sind beinahe für keine Last, sondern für eine Zugabe zu halten.

Pist. Und dies ist die Ursache, mein Sokrates, warum ich meine Arbeit gemeiniglich theurer anrechne! Freilich kauft mancher lieber einen bunten und ver-

vergoldeten Harnisch; aber, wenn er nicht passt, so kauft ein solcher Mann der Eitelkeit ein buntes und vergoldetes Uebel.

Sokr. Wol gesprochen! Nun noch eins! Der Leib behält doch nicht immer einerlei Stellung; bald steht er gerade, bald krümmt er sich; wie können da die passenden und engen Harnische gut sein?

Pist. Das können sie freilich nicht.

Sokr. Du willst überhaupt nur sagen, daß nicht die engen passen, sondern diejenigen, welche beim Gebrauche nicht beschwerlich sind.

Pist. So war meine Meinung; und nun verstehst du mich ganz.

Ihr Schönen meines Vaterlandes, denkt an eure Schnürbrüste und engen Schue, wenn Sokrates von Harnischen redet!

Und so sprach er mit Jedermann, der ihm Stand hielt, über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Lebens. Seine Art der Unterredung war sonderbar. Er fing damit an, aß er seinen Gegner fragte, als ob er von ihm Unterricht verlangte. Aus seinen Antworten leitete er Folgerungen von Ungereimtheiten her, welche der Gegner selber eingestehen muste; und so zog er ihn oft von einer Ungereimtheit seiner Säze zur andern fort, bis er ihn endlich dahin brachte, daß er die Warheit des Sazes, welchen Sokrates behaupten wollte, eingestehen muste.

Seine Philosophie hinderte ihn aber keinesweges an der Erfüllung seiner Bürgerpflichten. Durch seine Bildhauerarbeiten erwarb er sich hinlänglichen Unterhalt. Er bewies seine Vater-

terlandsliebe und seinen Mut bei vielen Gelegenheiten, und diente, wie wir noch umständlich erfaren werden, in verschiedenen Feldzügen während des peloponnesischen Krieges mit vorzüglicher Tapferkeit.

Die Tugenden, welche vor allen seinen Privatkarakter auszeichneten, waren Mäßigkeit, Rechtschaffenheit und Verachtung des Reichtums. So oft er irgend iemanden durch besondere Ueppigkeit und Pracht sich auszeichnen sah, pflegte er sich zu freuen, daß er dergleichen Dinge nicht nötig hatte, und rief aus: „Wie viel ist mir entbehrlich!“

Er erbte von seinem Vater ein sehr geringes Vermögen, und auch dieses büßte er in der Folge ein, da er es an einen seiner Freunde verbergte, der es ihm nicht wieder bezalen konnte.

Er hielt aber seine Armut eher für eine Ehre als für eine Schande, und weigerte sich beständig, Geschenke an

Gel-

Geld, dergleichen ihm oft von seinen reichern Freunden angeboten wurden, anzunehmen. So that ihm z. B. Archelaus, König von Makedonien, sehr herrliche Anerbietungen, um ihn zu bewegen, daß er zu ihm käme, und bei ihm lebte; allein Sokrates lehnte sie ohne Bedenken ab.

Seine Tugend hatte nichts Störrisches noch Strenges an sich; sie war vielmer ungemein heiter, und er äußerte in seinem Umgange alle die holde Sanftmut und Leutseligkeit, die der Hauptreiz des geselligen Lebens ist.

Xenophon und Platon, seine Schüler, sind diejenigen, die uns die meisten Nachrichten hinterlassen haben, welche seine Person und Denkungsart betreffen.

Ein unverkennbarer Zug seines Karakters war eine vollkommene Ruhe der Sele, die ihn in den Stand sezte, die beschwerlichsten Zufälle des Lebens mit Geduld zu ertragen. Er pflegte seine

Vertrauten immer zu bitten, ihn den Augenblik zu warnen, sobald sie die ersten Aufwallungen des Zornes an ihm bemerkten, und so oft sie es thaten, nahm er sogleich wieder eine vollkommne Gelassenheit und Freundlichkeit an.

Diogenes Laertius, meldet aus ältern Schriftstellern, die er auch anführt, daß Sokrates zwo Frauen gehabt habe. Wer kennt nicht die berüchtigte Xantippe? Doch mus ich, als ein uneigennüziger Freund des Frauengeschlechts, hiermit öffentlich erklären, daß die Xantippe nicht von so gar böser Gemütsart war, als man gemeiniglich glaubt.

Die Mährchen, die zu ihrer Beschimpfung bekand sind, kommen von spätern Weiberfeinden her, und gründen sich nur auf Hörensagen.

Nach meinem Dafürhalten wollte man dem lichtvollen Gemälde des erhabenen Sokrates, damit es nicht zu sehr blende, etwas Schatten geben, und stellte,

um

um des Kontraſtes willen, in den Hintergrund ſeine Xantippe.

Platon und Xenophon kannten ſie zuverläſſig genau; es ſcheint aber, daß ſie dieſelbe nur als eine mittelmäſſige Frau anſehen, von welcher ſich nicht viel Gutes, aber auch nicht viel Böſes ſagen läßt. Was man etwa zu ihrem Nachteile findet, iſt eine Stelle in dem Tiſchgeſpräche Xenophons, wo ein Freund den Sokrates fragt, warum er ſich eine Frau genommen habe, die ſo wenig umgänglich wäre? „Wer, antwortete Sokrates in ſeinem gewöhnlichen Tone, wer mit Pferden umgehen lernen will, der wählt ſich zu ſeiner Uebung kein geduldiges Laſtthier, ſondern ein mutiges Roß, das ſchwer zu bändigen iſt. Ich will nun lernen, mit Menſchen umzugehen; darum hab' ich mir eine Hausfrau gewält, die unerträglich iſt, um die verſchiedenen Launen der Menſchen deſto beſſer ertragen zu lernen".

Auch aus einem der folgenden Gespräche, worinn sich Lamprokles, Sohn des Sokrates, bei seinem Vater über Mama Xantippe beschwerte, erhellt, zu ihrem Lobe, daß sie, bei ihrem zänkischen Gemüte, die Pflichten einer Hausmutter gleichwol sorgfältig beobachtet, und ihre Kinder geliebt, und gehörig verpflegt hat.

Die andere Gattinn war Myrto, eine Tochter des gerechten Aristides, welche ihm den Sophroniskus und Menexenus geboren hat. Er soll aber, wie Diogenes bezeugt, beede Frauen zugleich gehabt haben. Denn teils durch den peloponnesischen Krieg, teils durch eine schrekliche Pest *) wurde Athen iämmerlich entvölkert. Da machten die Athener, um die Verheerungen wieder zu vergüten, ein Gesez, das iedem Bürger erlaubte, zwo Frauen

zu

*) Thukydides und Lukretius haben diesen Krieg und diese Pest meisterlich geschildert.

zu ehlichen. Und der weiſe Sokrates war der erſte, wie ſeine Mitbürger verſichern, der ſich dieſes Geſez gefallen lies, um ſeine Ehe zu verdoppeln. *) Wer einiger maſen mit dem Karakter der weiblichen Selen bekand iſt, der denke ſich in die Lage des philoſophiſchen Ehemanns hinein.

Mit gutem Grunde kann man glauben, daß Sokrates ſeine Kunſt, mit Menſchen umzugehen, an ſeinen Ehegenoſſinnen nicht vergebens geübt hat. Bei Xantippen wird er durch unermüdſame Geduld, Gefälligkeit, Sanftmut, und durch ſeine unwiederſtehlichen Ermanungen die Härte des Temperaments überwunden, ihre Liebe gewonnen, und ſo viel gewirkt haben, daß ſie eine gute Hausmutter wurde, und eine zärtliche Ehefrau. Das lezte beweiſet ihre Aufführung vor ſeinem Ende.

*) So war die Geſinnung des Kato beim Lukan: vrbi pater eſt, vrbique maritus.

Von seiner Myrto hat man keine umständlichen Nachrichten. Zur Ehre des großen Aristides kann man annehmen, daß seine Tochter zu einem braven Weibe gebildet worden sei. Allein die vortreflichsten Aeltern haben oft entartete Kinder.

Dem sei indessen, wie ihm wolle, so müssen ihm seine häuslichen Umstände die Armut weit beschwerlicher gemacht haben, da er nicht allein sich, sondern einer ganzen Familie von seinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben hatte. Und wie oft mögen deine unzufriednen Hausgenossen über deine strenge Mäsigkeit geklagt haben, o du genügsamer Sokrates!

Er kannte wol die Pflicht, so viel zu erwerben, als zum ehrlichen Auskommen für seine Familie nötig sei; und diese natürliche Pflicht hat er auch seinen Freunden bei ieder Gelegenheit eingeschärft. Allein, was ihn selbst betraf, so stand ihm eine höhere Pflicht

im Wege, die ihn verhinderte, jener Genüge zu leisten. Er mußte sich dem Strome seiner Zeit entgegenstemmen, welcher die schönsten Tugenden mit sich hinabschlang in den Strudel verborgener Laster.

Er empfand die Verbindlichkeit, der niedrigen Gewinnsucht seiner Mitbürger die äuserste Uneigennüzigkeit entgegen zu sezen, damit seine reinen Absichten nicht übel gedeutet würden. Lieber wollte der gute Sokrates darben, und, im drükendsten Mangel, von Almosen leben, als durch sein Beispiel den schändlichen Geldgeiz der falschen Weisheitslehrer rechtfertigen.

Sokrates
und sein ältester Sohn,
Lamprokles.

Sokrates.

Hör, mein Sohn! Kennst du Leute, welche man undankbar nennt?

Lamprokles. Ich dächte.

Sokr. Weist du auch, womit sie sich diesen Namen erworben haben?

Lampr. Ob ich das nicht wissen sollte? Wer gutes empfangen hat, und solches nicht vergilt, so fern er kann, der heist, glaub' ich, undankbar.

Sokr. Meinest du also nicht, daß die Undankbaren unter die Ungerechten zu zälen sind?

Lampr. Gewis! Undankbare sind ungerecht.

Sokr. Hast du auch schon darüber nachgedacht: wie es ungerecht ist,

Freun-

Freunde zu Sklaven zu machen, und wie dies bei Feinden noch angeht; ob's denn auch ungerecht sei, sich gegen Freunde undankbar zu bezeugen, aber nicht gegen Feinde?

Lampr. O ja! Ich glaub' aber, wenn einer Gutes empfangen hat, es sei von einem Freund oder Feinde, und sucht es nicht zu vergelten, so ist er undankbar.

Sokr. Die Undankbarkeit ist also wol offenbare Ungerechtigkeit?

Lampr. Daran zweifelt wol niemand.

Sokr. Je gröser also die Wolthaten sind, die einer zu vergelten unterläßt, desto ungerechter wird er sein?

Lampr. Freilich, mein lieber Vater!

Sokr. Werden wir wol einen Menschen finden, welcher von iemand in der Welt größere Wolthaten empfangen hätte, als Kinder von ihren Aeltern?

tern? Die Aeltern, mein Lamprokles, haben die Kinder, so zu sagen, aus Nichts hervorgezogen, daß sie all das Schöne sehen, all das Gute mitgenießen können, was der Himmel den Menschen gegeben hat. Wie hoch wir aber dieses zu schäzen pflegen, kannst du daraus abnehmen, daß wir uns vor keinem unter allen menschlichen Uebeln so sehr fürchten, als vor dem Verluste des Lebens, und daß die Gesezgeber auf die größten Verbrechen die Todesstrafe bereit halten, zum Beweiße, daß sie kein größeres, kein fürchterlichers Uebel kennen, der Bosheit zu steuern. Du darfst auch nicht denken, daß blos die Stillung der Wollust die Absicht der Verheirateten sei. Man ist gemeiniglich vorsichtig genug, eine Person zu finden, von welcher man sich recht gute Kinder versprechen kann. Ferner ernährt ja ein Mann seine Gattinn, und schaft für die künftigen Kinder alles an, was ihr Bedürfnis erfodert.

Lampr. Ich weis es, mein Vater.

Sokr. O mein Sohn, ich will nicht reden von den Beschwerlichkeiten und Gefahren, die eine Frau auszustehen hat, ehe sie ein Kind zur Welt bringt! Sie teilt dem noch unsichtbaren Geschöpfe schon Nahrung mit, und zittert zwischen Leben und Tod, indem es die sichtbare Welt mit Weinen begrüßt. Dann saugt die Mutter voll Liebe das Kind, und sorgt für dasselbe, und hat doch zuvor nichts Gutes von ihm erhalten; ja der Säugling denkt und empfindet es selbst nicht, wer ihm solche Wohltaten erzeigt. Das schwache Geschöpf kann nicht einmal zu verstehen geben, woran es leidet, oder was ihm fehlt, sondern die Mutter sucht dies zu errathen, und ist bemüht, es zu befriedigen. Für all' ihre Mütterlichkeit kann eine Mutter nicht einmal ahnden, was sie einst für Dank erleben werde.

(Lam=

(Lamprokles ward hier sichtbarlich unruhig; doch schwieg er. Sokrates fuhr fort:)

Dies ist aber noch nicht alles, daß die Aeltern ihre Kinder ernären. Nein! Sobald sie fähig sind, etwas zu lernen, so lehren die Aeltern sie alles Nüzliche, was sie selbst wissen; und wenn sie glauben daß ein andrer geschikter sei, ihre Kinder zu unterrichten, so überlassen sie dieselben dem weiseren Mann, und belonen ihn für seine Bemühung, und sorgen unabläßig dafür, ihre Lieblinge so gut und weise, das heist, so glüklich zu machen, als möglich ist.

Lampr. Wenn auch meine Mutter dieses und noch viel mehr an mir gethan hat, so ist's doch nicht wol möglich, daß man ihr verdrüsliches Wesen aushalten kann.

Sokr. So hältst du wol gar ein wildes Thier für erträglicher, als eine Mutter?

Lam-

Lampr. Wenigstens für erträglicher, als eine solche Mutter.

Sokr. Wie so? Hat sie dich etwa wund gebissen, oder getretten? Dergleichen Unheil widerfärt doch manchem von wilden Thieren.

Lampr. O, so wahr Zeus lebt! sie giebt einem Worte, die man mit seinem Leben abkaufen mögte!

Sokr. Wie oft aber, mein Sohn, magst du ihr mit deinem Geschrei oder mit andern Unarten höchst beschwerlich gewesen sein! Wie oft hast du ihr Arbeit und Kummer verursacht? Ach, wie oft war ihr Auge voll Tränen und ihr Herz voll Betrübnis, wann du krank warst!

Lampr. Aber ich sagte ihr nie etwas, ich that ihr nie etwas, das sie beschimpft hätte.

Sokr. Hältst du das, was sie dir sagte, für schlimmer, als die Beschimpfun-

pfungen, welche die Schauspieler auf der Bühne einander ins Gesicht sagen?

Lampr. Ja, diese machen sich nichts daraus, weil sie wissen, daß ihr Gegner nicht die Absicht hat, zu beleidigen, oder seine Drohungen zu erfüllen.

Sokr. Weist du nicht, daß deine Mutter, was sie sagt, auch nicht böse meint, daß sie vielmehr dir so herzlich wol will, wie keinem andern? Und doch bist du empfindlich über ihre Reden? Oder denkst du, daß sie dich hasse?

Lampr. Nein, das denk' ich eben nicht!

Sokr. Und eine solche Mutter, die dir so gut ist; die nach ihrem ganzen Vermögen für dich sorgt, wann du krank bist; die über dies noch alles Gute von den Göttern erbittet, und Gelübde für dich bezalt; eine solche Mutter, mein Sohn, scheint dir unerträglich?

lich? Im Gegenteile denk' ich, wenn eine ſolche Mutter unerträglich iſt, ſo muſt du kein Gutes nicht ertragen können.

Lampr. Ich fühle das ganze Gewicht deiner Worte, mein Vater!

Sokr. Noch mehr. Sag mir doch: glaubſt du, daß du irgend iemanden Ehrerbietung ſchuldig ſeieſt? Oder biſt du gewont, dich um keines Menſchen Gunſt zu bekümmern, oder keinem zu gehorchen und gefällig zu ſein?

Lampr. Ich glaube, daß Ehrerbietung, Gehorſam und Gefälligkeit unter die menſchlichen Pflichten gehören.

Sokr. So wünſcheſt du wol' auch deinem Nachbar zu gefallen; damit er dir im Notfall Feuer gebe; dir zu dieſer oder ienen guten Sache verhelfe; oder dir in widrigen Begegniſſen aus der Nähe zu Hülfe komme?

Lampr. O ia; wie ſollt' ich meinem Nachbar nicht gerne gefällig ſein?

Sokr.

Sokr. Wie? wenn du mit iemand etwas zu thun bekämeſt, wäre dirs gleich viel, ob er Freund oder Feind wäre? Oder hältſt du's für notwendig, dich um die Freundſchaft deſſelben zu bemühen?

Lampr. Allerdings.

Sokr. Du giebſt dir alſo um ſolcher Leute willen Mühe, gefällig zu ſein: deine Mutter aber, welche dich mer als alle Menſchen liebt, glaubſt du keine Eyrerbietung ſchuldig zu ſein? Weiſt du nicht, daß ſich die Stadt ſonſt um keine Undankbarkeit bekümmert, ſondern den Niedrigdenkenden, der das empfangene Gute nicht zu vergelten ſucht, ungeſtraft gehen läßt? Wer aber ſeine Aeltern nicht ehret, der hat in Athen ſeinen Richter; er wird abgewieſen, wenn er ein öffentliches Amt ſucht, als ein Menſch, welcher den Göttern kein gefälliges Opfer bringen, auch dem State ſonſt nicht nüzlich ſein kann. Ja, mein Sohn, unſre Landesſitten

sitten erscheinen soll noch weiter: Wenn einer versäumt, das Grab seiner Aeltern zu schmücken, so wird er in der gewöhnlichen Prüfung der Archonten *) darüber zur Rede gestellt. Darum, mein Sohn, wenn du vernünftig bist, so fleh die Götter um Vergebung an, daß du deiner Mutter in irgend einem Stück ungebührlich begegnet bist; damit sie dich nicht für undankbar halten, und dir ihre Wohlthaten entziehen! Laß auch die Leute nicht merken, daß du deine Aeltern jemals gering schätzest; denn sonst wirst du von jedem Liebe-

denken-

*) Die Kandidaten der Archontenstelle wurden teils im Senat, teils in der Versammlung der Gemeinen insgemein über ihren Wandel befragt, insonderheit auch: ob sie ihren Aeltern im Leben und Tode die geziemende Ehre erzeigt hätten? Solon erklärte denjenigen für ehrlos, der seinen Aeltern im hohen Alter Kost und Wohnung versagte. Ehr' im Tode war ein anständiges Begräbnis und ein Denkmal auf dem Grabe.

denkenden verachtet, und von deinen Freunden verlassen. Wer undankbar gegen seine Aeltern ist, o mein Sohn, von dem kann allerdings kein anderer Mensch Dank erwarten!

Wehe dem Menschen, vom Weibe geboren, der diese liest, und die Heiligkeit der kindlichen Pflichten nicht in der Tiefe des Herzens empfindet! Der liebenswürdige Yorik dachte hierinn, wie Sokrates: die Dankbarkeit, sagt er, ist die schönste Pflanze der Menschentugenden; denn sie wächst auf der Staude der Wohlthätigkeit.

Diese Probe von dem Umgange des Sokrates mit seiner Familie kann uns lüstern machen nach einigen Aeusserungen seines Herzens und Verstandes gegen Freunde. Wir werden einige Beweise aus Xenophon anführen; indessen aber die ehrliche Xantippe als eine Frau ansehen, welche von dem weisen Sokrates und von dem leidenden Ehemanne zugleich als eine erträgliche Frau und ehrwürdige Mutter geschildert wurde.

Sokrates und Chärekrates.

Sokrates.

Du auch hier, Chärekrates? Schon längst hätt' ich gern mit dir geredet! Ich hab' einige Fragen an dich.

Chärekr. Las hören, Sokrates! Vielleicht kannst du mir nüzlich sein; man hält dich allgemein für einen weisen Mann.

Sokr. Und dich? Nein! Ich wollte nur fragen. Gehöreſt du unter diejenige Art von Leuten, welche das Geld für nuzbarer halten, als einen Bruder? Du weist doch, daß das Geld unverständig, dein Bruder hingegen verstandesvoll ist; daran will ich gar nicht denken, daß du viel Geld, und nur Einen Bruder hast. Verzeih mir, lieber Chärekrates, wenn ich etwas näher an dein Herz rüke. Es ist äuſſerſt wunderlich, wenn mancher glaubt,

daß

daß mehrere Brüder ihm Schaden brächten; weil er seiner Brüder Anteil nicht auch besäße: da er doch nicht glaubt, daß seine Mitbürger ihm Schaden thun; weil er ihr Vermögen nicht besizt. Denkt er aber so vernünftig, daß er annimmt, es können Mehrere beisammen wohnen, und ihr Auskommen sicher besizen; so ist es ihm lieber, als allein zu leben, und das Geld aller Mitbürger mit Gefar beisammen zu haben. Aber, wenn von Brüdern die Rede ist, so sehen sie diesen Fall nicht ein. Gleichwol kaufen sie Leibeigene, so bald sie können, damit sie Wirtschaftsgehülfen haben, und suchen Freunde, weil sie eines Beistands bedürfen: Die Brüder achten sie aber nicht, als ob man nur aus Mitbürgern, nicht aber aus Brüdern Freunde machen könnte. Und doch thut es so viel zur Freundschaft, einerlei Aeltern zu haben; es ist ein so gar wichtiges Interesse, mit einander auferzogen zu sein. Sogar die Thiere tragen ein gewisses Verlangen nach de-

nen, welche mit ihnen aufgewachsen sind. Auch andere Leute ehren den, der Brüder hat, mehr als den, der keinen hat, und hüten sich, ienem Verdrus zu machen.

Chärekr. Wertheſter Sokrates, wenn unſre Mishelligkeit nur Kleinigkeiten beträfe, ſo müſte ich meinen Bruder billiger Weiſe ertragen, und, um einer geringen Urſache willen, mich nicht von ihm trennen. Du ſagſt ganz recht, mein Sokrates, daß ein Bruder etwas Gutes ſei, wenn er gut iſt, das heiſt, wenn er iſt, wie er ſein ſoll: wenn er aber ſeiner Pflicht in keinem Stüke nachkömmt, ſondern in allem gerade das Gegenteil beweist; warum ſoll ich mir dann die Mühe nemen, aus ſeinem unmöglich ſchönen Karakter das Bild der freundſchaftlichen Tugend herauszuzaubern?

Sokr. Weis denn dein Bruder, Chärephon, ſich bei niemand beliebt zu machen? Bei dir hat er die Kunſt des

Ein-

Einschmeichlens verfehlt. Giebt es aber Leute, denen er besser gefällt?

Chärekr. Eben dadurch verdient er meinen Haß am meisten, daß er sich bei andern so beliebt machen kann; mir hingegen macht er allenthalben, wo wir beisammen sind, lauter Verdruß. Ein Vergnügen mit einem Bruder würd' ich ewiglich fliehen.

Sokr. Ich sehe wol, mein Chärekrates, wie ein Pferd dem, welcher nicht mit ihm bekannt ist, und doch auf ihm reiten will, Verdruß macht, also geht es mit Brüdern, die einander brauchen wollen, und nicht wissen, wie sie sich einander zu begegnen haben.

Chärekr. Wie kannst du sagen, Sokrates, daß ich mit meinem Bruder nicht umzugehen wisse, da ich einem iedem, der freundlich mit mir spricht, freundlich danke; und dem, der mir etwas Gutes erweiset, wieder gefällig bin? Wer mich aber mit Worten, oder

mit der That, nur zu beleidigen ſucht, dem kann ich weder freundlich zuſprechen, noch etwas Gutes erweiſen; ja, du erzkluger Sokrates, ich werde es nicht einmal verſuchen, ihm mit offenherzigem Blike zu begegnen.

Sokr. Das iſt wunderlich, Chärekrates! Wenn du einen guten Hund bei deinen Schafen hätteſt, welcher dem Schäfer die Hand leken, dich aber anbellen würde, wenn du kämeſt; ſo würdeſt du vielleicht dich nicht erzörnen, ſondern ihm etwas geben, um ihn zu beſänftigen: an deinem Bruder aber willſt du deine Kunſt gar nicht verſuchen, ob du gleich, deinem Geſtändniſſe nach, wol verſtehſt, wie man einem freundlich begegnen, und allerlei Gefälligkeiten erweiſen müſſe.

Chärekr. Ach, Sokrates, ich befürchte, daß meine Geſchiklichkeit nicht zureiche, meinen Bruder, Chärephon, zu ſolchen Geſinnungen gegen mich zu bewegen, als er haben ſollte.

So-

Sokr. Dazu wirst du bei ihm keine sonderliche List, keine neuen Erfindungen nötig haben; sondern das, was du weist, wird hinlänglich sein, ihn zu gewinnen, daß er dich beherzige.

Chärekr. Ei! Sokrates! Tiefsehender Sokrates! Sag mir doch geschwind, was für Künste du an mir entdeckst, durch die ich mich beliebt machen kann, und die ich selbst nicht einmal kenne?

Sokr. Sag du mir lieber, wenn du einen Bekannten bewegen wolltest, dich einzuladen zu seinem Opfermale, was du da thun würdest?

Chärekr. Ich würde ihn zuerst dazu bitten, wann ich opferte.

Sokr. Wenn du aber einen Freund bewegen wolltest, im Fall einer Reise, sich deiner Sachen anzunehmen, wie wolltest du das machen?

Chärekr. Ich wollte zuerst seine Angelegenheiten besorgen, wann er verreisete.

Sokr. Und, wenn du den Wunsch hätteſt, einen Fremden dahin zu bringen, daß er dich aufnähme, wann du in ſeine Stadt kämeſt, wie wollteſt du das anfangen?

Chärekr. Es verſteht ſich, daß ich ihn zuerſt aufnähme, wann er nach Athen kommen ſollte. Wollte ich ihn aber geneigt machen, mir etwas zu bewilligen, das ich bei ihm ſuchte, ſo muſte ich ihm auch darinnen zuvor kommen.

Sokr. Du verſtehſt ja, wie ich ſehe, verlängſt alle möglichen Künſte, dich beliebt zu machen, und verſtehſt ſie vollkommen: aber warum haſt du ſo lange dieſe Eigenſchaft geheim gehalten? Oder, ſäumeſt du darum, den Anfang zu machen, damit du dich nicht beſchimpfeſt, wann du deinem Bruder mit Gefälligkeit zuvorkämeſt. Man hält ja ſonſt den Mann des gröſten Lobes werth, welcher den Feinden den erſten Schaden zufüget, und einem Freunde mit Wolthun zuvorkömmt.

Wenn

Wenn ich daher deinen Bruder, Chärepbon, für geschikter und besser hielte als dich, so wollte ich mich an ihn wenden, und ihn zu überreden suchen, daß er sich zuerst um deine Freundschaft bemühte. Aber ich glaube, es wird besser gehen, wenn du den Anfang machst.

Chärekr. Was du da sagst, mit deiner unwiderstehlichen Redseligkeit, mein Sokrates, das ist gewis unschiklich, und deiner Klugheit nicht gemäs, daß ich, als der Jüngste, den Vorgang haben soll. Alle Welt hält ja das Gegenteil für Recht, daß dem Aeltern in allem der Vorgang gebüre, in allem, was zu reden, oder zu thun ist.

Sokr. Wie so? Glaubt nicht vielmer iedermann, daß der Jüngere dem Aeltern ausweichen müsse, wann sie einander begegnen? daß er ihm den weichsten Stul anzubieten, und ihm das Wort zu lassen schuldig sei. Säum' also nicht, lieber Freund, den Mann zu besänftigen; ich weis, er wird dir

selbst

selbst entgegen kommen, mit Gefälligkeit! Siehst du denn nicht, wie ehrliebend er ist, und wie ädelmütig? Schlechte Leute fängt man am leichtesten mit Geschenken; aber einen ehrliebenden und guten Mann wirst du nicht besser, als durch eine freundschaftliche Begegnung gewinnen.

Charekr. Wenn ich dir nun in allem folgte, und er würde dennoch nichts besser?

Sokr. So wäre alles, was du zu befürchten hättest, dieses, daß du bemüht gewesen wärest, ihm zu zeigen, du seiest ein wakerer Mann, der Bruderliebe in seinem Herzen fühle; jener hingegen sei ein schlechter Mensch, der deine Gutherzigkeit nicht verdient habe. Doch ich denke das gar nicht, sondern glaube, so bald er merken wird, daß du ihn zu einem solchen Wettstreite der brüderlichen Tugend auffoderst, werde er eilen, dir den Sieg abzugewinnen, und dich in Worten und Thaten zu übertref-

treffen. Denn, in Warheit, iezt kommt ihr mir nicht anders vor, als zwo Hände, welche Gott bestimmt hat, einander zu helfen, die aber das unterlassen, und einander feindselig sind; oder, als zween Füsse, welche einander, nach der göttlichen Absicht, fortbelfen sollten, aber daran nicht denken, sondern einander in den Weg treten. Ist aber nicht eine Thorheit, und ein Elend, das, was uns zum Besten geordnet ist, zu unserem Schaden anzuwenden? Gott hat, nach meinem Ermessen, zween Brüder zu einem noch gröseren Nuzen für einander bestimmt, als ihre Hände, Füsse, Augen, oder was dem Menschen sonst parweise gegeben ist. Denn die Hände können zwei Dinge, welche eine Entfernung von sechs Schuhen von einander haben, nicht zugleich bearbeiten, die Füsse vermögen nicht einmal die Hälfte davon zu erreichen; und da die Augen am weitesten in die Ferne gehen, so können sie doch in der möglichsten Nähe

nicht

nicht zugleich sehen, was vornen oder hinten ist. Zween Brüder hingegen, die einander lieben, können in der weitesten Entfernung ihren gegenseitigen Nuzen befördern.

Immer heller schimmerte nun der Ruhm von Sokrates. Zwar ist er noch nicht als öffentlicher Lehrer der Weisheit und Tugend aufgetreten; sondern hat nur in seiner Werkstätte den Jünglingen und Männern Athens, die ihn besuchten, oder auch sonst, wo er Gelegenheit fand, den Weg zur Glükseligkeit gezeigt.

Sein Vater war längst gestorben; und er trieb, aus Noth, und ohne sonderliche Neigung, die Bildhauerkunst noch immer fort.

In seinem dreissigsten Jahre lernte ihn Kriton, ein vornehmer Athener, kennen. Einen Sokrates kennen, und nicht sein Freund werden, ist für ein gutes Herz unmöglich. In deinem Busen, Kriton, schlug von nun an das freundschaftlichste Herz für den Liebling deiner Seele, bis du ihm Mund und Augen zudrücktest, und Er hinüberging in den Tempel der Unsterblichkeit!

Kriton

Kriton bemerkte seine erhabnen Talente, und urteilte, daß er dem menschlichen Geschlechte durch sein Nachdenken weit nützlicher werden könnte, als durch seine Handarbeit. Nun verließ Sokrates die Schule der Kunst, und gesellte sich zu den Weisen seines Zeitalters. Hier wurden ihm Schönheiten einer höhern Ordnung vorgehalten zur Betrachtung und Nachahmung.

Lehrt die Kunst, das Leben im Leblosen nachzuahmen, den Stein dem Menschen ähnlich zu machen; so suchet die Weisheit hingegen, das Unendliche im Endlichen nachzuahmen, die Seele des Menschen jener ursprünglichen Schönheit und Vollkommenheit so nahe zu bringen, als es in diesem Leben nur möglich ist.

Mit den berümtesten Männern in allen Wissenschaften und Künsten hatte Sokrates Umgang.

Anaxagoras von Klazomene war sein vorzüglichster Lehrer. Dieser berümte

rümte Weltweiſe hatte faſt gleiche Schikſale, wie ſein Schüler. Die Natur war der einzige Gegenſtand ſeines Erforſchens. Um deſto ungeſtörter in ihre Tiefen und Geheimniſſe eindringen zu können, entſagte er dem groſen Vermögen, das ihm ſeine Voräitern hinterlaſſen hatten, allen öffentlichen Aemtern und Ehrenſtellen, und den Bequemlichkeiten des Eheſtandes. Er lehrte den groſen Perikles ſeine Weltweisheit und ſtand ihm auch in Statsſachen bei mit gutem Rath. Die meiſte Lebenszeit brachte er in Athen zu, und wurde da um ſeiner Lehren willen einmal angeklagt. Man hat ihn beſchuldigt, er behaupte Lehrſäze, welche nicht mit den ſymboliſchen Büchern der Athener übereinſtimmten. Er erklärte nämlich die Bewegungen der himmliſchen Körper, und war vielleicht auf dem Wege des Syſtems von Kopernikus. Er behauptete ferner, die in der Anordnung des Weltalls ſichtbare, regelmäſige und herrliche Ordnung müſſe von einem allweiſen und höchſten

Wesen herrühren. Ueber diese Sachen schlug die Inquisition mit dem Schwerte drein; und Anaragoras hielt es für unmöglich, Vorurteile aus den abergläubigen Pöbelseelen auszurotten. Er suchte seine Sicherheit in der Flucht. Er lebte in der äuserſten Armut; und man sagt, als Perikles seine Umstände, und seinen Entschluss, sich zu Tode zu hungern, erfahren habe, so sei er zu ihm gegangen, und habe sich bestrebt, ihn von seinem Vorsaz abzuwenden; allein Anaragoras habe ihm geantwortet: „Wer das Licht einer Lampe braucht, der vergisst nicht, es mit Oel zu unterhalten.“ Durch dieses Gleichnis wollte der gekränkte Mann zu verstehen geben, dass Perikles nur so lang für sein Glük gesorgt habe, als er seines Unterrichtes genos. In Lampsakus starb er. Als die Vornemsten dieser Stadt ihn auf seinem Sterbelager fragten, ob er irgend etwas von ihnen verlange, womit sie nach seinem Tode ihm einen Gefallen erweisen könnten, so antwortete

tete er: er bitte ſich weiter nichts aus, als daſſ man jeden Jahrestag ſeines Todes den Schulknaben Ferien geben mögte.

Prodikus, aus der Schule des Pythagoras, war auch ein Lehrer unſers Sokrates. Er iſt durch nichts mer berümt geworden, als durch ſeine ſchöne Erzälung vom Herkules am Scheidewege, welche ich unten, bei einem Geſpräche des Sokrates mit Ariſtipp „über die Wolluſt", aus Xenophon anführen werde.

Theodor, der Geometer, Archelaus, Evenus, Iſimachus, u. a. haben auch noch das Verdienſt, die Gaben des Sokrates entwikelt zu haben.

Kriton verſah ihn mit allen Notwendigkeiten des Lebens; und Sokrates legte ſich anfangs mit vielem Fleiſſe, wie ſein lieber Anaxagoras, auf die Naturlere. Dieſe Wiſſenſchaft wurde damals im Allgemeinen ſo ſehr getrieben,

wie iezt die Elektricität und der Magnetiſmus.

Bald aber merkte unſer Philoſoph, daſſ es Zeit ſei, die Weisheit von der Betrachtung der Natur auf die Betrachtung des Menſchen zurük zu füren. Dieſes iſt der Weg, den die Weltweisheit allezeit nemen ſollte. Sie mus mit der Unterſuchung der äuſſerlichen Gegenſtände anfangen; aber bei iedem Schritte, den ſie thut, einen Blik auf den Menſchen zurükwerfen, auf deſſen wahre Glükſeligkeit alle ihre Bemühungen abzielen ſollten. Wenn die Bewegung der Wandelſterne, die Beſchaffenheit der Sonnen, die Natur der Elemente nicht, wenigſtens mittelbar, Einflus in unſre Glükſeligkeit haben; ſo iſt der Menſch gar nicht beſtimmt, ſie zu unterſuchen.

Als Sokrates die Bahn eines Lehrers betrat, wurde Griechenland mit einer Art von Gelehrten heimgeſucht, welche mer verwirrten, als aufklär-

ten.

ten. Diese Art stand zu allen Zeiten, und unter allen Völkern bei dem Pöbel in grosem Ansehen; denn ihre vornemste Angelegenheit war, eingewurzelte Vorurteile und veriärten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spizfindigkeiten zu begünstigen. Sie gaben sich den Ehrennamen Sophisten; den ihre Aufführung aber in einen Schandnamen verwandelte.

Diese Weisheitslehrer besorgten die Erziehung der Jugend, so wie zwei Jahrtausende nachher deine schwarzen Söhne, heiliger Inigo von Loiola! In öffentlichen Schulen sowol, als in Privathäusern unterrichteten sie die Griechen in Künsten und Wissenschaften, in der Sittenlehre und Religion.

Sie wusten, dass in demokratischen Statsverfassungen die Beredsamkeit über alles geschäzt wird, dass ein freier Mann gern von Politik schwazen hört, und dass sich die Wissensbegierde schaler Köpfe am liebsten durch Mährchen

befriedigen lässt: Darum unterliessen sie niemals, in ihrem Vortrage schimmernde Beredsamkeit, falsche Politik, und ungereimte Fabeln so künstlich in einander zu flechten, dass das Volk sie mit Verwunderung anhörte, und mit Verschwendung belonte.

Mit der Priesterzunft standen sie in gutem Vernemen; denn sie hatten beiderseits die kluge Maxime: Leben und leben lassen.

Wenn die Tiranei der Heuchler den freien Geist des Menschen nicht länger unter dem Joche halten konnte: so waren iene Scheinfreunde der Warheit bestellt, ihn auf Irrwege zu verleiten, die natürlichen Begrisse durcheinander zu werfen, und allen Unterschied zwischen Warheit und Irrtum, Recht und Unrecht, Gutem und Bösem, durch blendende Trugschlüsse aufzuheben. Der Hauptsaz ihrer theoretischen Philosophie war: Man kann alles beweisen, und alles wiederlegen, und in der Ausübung

lung: man muß von der Thorheit anderer, und von seiner eigenen Ueberlegenheit so viel Vorteil ziehen, als man nur kann. Den lezten Saz hielten sie, wie die Jesuiten, vor dem Volke geheim.

Nur ihre Lieblinge drangen in ihre Geheimnisse ein; es waren keine Illuminaten, die an ihrem Gewerbe Teil nahmen. Ihre Sittenlehre, womit sie öffentlich zu Markte gingen, war für das Herz des Menschen eben so vergiftend, als ihre schlaue Statskunst für die Rechte, und Freiheit und Glükseligkeit des Menschengeschlechts.

Braminen, Sophisten und Jesuiten, in der That, diese Dreiheit der Weltregierung ist ewig! Politik und Religion sind der Zettel ihres Gewebes; und wer stößt diese Grundpfeiler der Staten um? Leute, die mit Ernst und Vernunft gegen Sophisterei und Jesuitismus wüten, sind sie entweder Schüler sokratischer Weisheit, oder gar Heuch-

ler, die ihre Richterstüle bauen wollen auf die umgestürzten Thronen der Schwärmerei und Bosheit?

Die Sophisten waren listig genug, das herrschende Religionssystem mit ihrem Interesse zu verwikeln. Entschlossenheit und ein ungemeiner Heldenmut gehörten dazu, ihren Betrügereien Einhalt zu thun, und ohne die behutsamste Vorsicht durfte dies ein wahrer Freund der Tugend nicht wagen.

Kein Religionssystem, vom Hoangho an bis zum Maragnon, keines von den Hottentotten bis zu den Tunguſen, ist so verderbt, dass es nicht wenigstens einigen Pflichten der Menschheit eine gewiſe Heiligung giebt, die der Menschenfreund ehren, und der Sittenverbesserer unangetastet lassen mus.

Wie leicht ist der Uebergang vom Zweifel in Religionssachen zum Leichtsinn, und von der Geringschäzung des äusserlichen Gottesdienstes zur Geringschäzung alles Gottesdienstes überhaupt, beson-

ders

ders für Gemüter, die nicht unter der Herrschaft der Vernunft stehen, sondern tirannisirt werden von Geiz, Eifersucht, oder Wollust! Auf diesen Hinterhalt verlassen sich die Priester des Aberglaubens nur allzusehr, und nemen bei iedem Angrif zu demselben ihre Zuflucht, wie zu einem unverletzlichen Heiligtum.

Sophisten, und, unter ihrer Anführung, ein Herr von Schwierigkeiten und Hindernissen standen dem Sokrates im Wege, als er den grosen Entschluss fasste, Tugend und Weisheit unter dem schönen attischen Himmel zu verpflanzen.

Mit welcher Macht hatte er auf der einen Seite zu kämpfen: eigene Vorurteile der Erziehung zu besiegen; die Unwissenheit anderer zu beleuchten; die Sophisterei zu bestreuen; Neid, Bosheit, Verläumdung und Schmach seiner Gegner auszuhalten; Armut und Obergewalt von andern Lebenstiranen zu ertragen; und, was am gefärlichsten

war, die finstern Schrekniſſe des Aberglaubens zu zerſtreuen?

Und auf der andern Seite muſte er der ſchwachen Seien ſeiner Mitbürger ſchonen, Aergerniſſe vermeiden, und den guten Einfluſſ, den ſelbſt die albernſte Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht verſcherzen. Dieſe Schwierigkeiten all' überſtand er mit der Weisheit eines wahren Herzenerforſchers, mit der Geduld eines Heiligen, mit der Uneigennüzigkeit eines Menſchenfreundes, und mit der Entſchloſſenheit eines Helden, auf Unloſten und mit Verluſt aller weltlichen Güter und Vergnügungen.

Geſundheit, Macht, Bequemlichkeit, guten Namen, Ruhe, und zulezt ſein theures Leben ſelbſt gab er auf die liebreichſte Weiſe hin für das Wohl ſeiner Nebenmenſchen. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zu ieder Tugend, und die Unverlezlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, den er auf eine lebendige Art erkannte durch das unverfälſchte Licht der Vernunft!

Sokra-

Sokrates und der Sophist Antiphon.

Antiphon.

Vergieb, lieber Sokrates, daſſ ich dich einmal beſuche! (Nach einigem Nachdenken.) Ich habe geglaubt, die Liebhaber der Weisheit müſten glüklicher werden, als andre Leute; aber bei dir ſeh' ich gerade das Gegenteil. Du lebeſt ſo, daſſ ich glaube, kein einziger Knecht bliebe bei ſeinem Herrn, wenn dieſer ihn nicht beſſer hielte: du nimmſt mit der ſchlechteſten Koſt vorlieb, trägſt im Winter wie im Sommer ebendenſelben Mantel; dabei gehſt du mit bloſen Füſen, und ohne Unterkleid. Du haſt kein Vergnügen am Gelde, wovon man doch ſo ſchön und angenem leben kann. Werden nun deine Schüler dir änlich, wie gemeiniglich die Lehrlinge anderer Künſte nach dem Beiſpiele ihrer Meiſter

ſter ſich bilden, o ſo biſt du unſtreitig ein Lehrer der Unglükſeligkeit!

Sokr. Mir dünkt, Antiphon, du ſtellſt dir meine Lebensart ſo kümmerlich vor, daſſ ich verſichert bin, du würdeſt lieber den Tod wälen, als ſo leben, wie ich!

Ant. Allerdings, das würd' ich! Ein Leben, wie deines, hat keinen Reiz.

Sokr. Wol denn, las einmal hören, was du ſo gar Beſchwerliches in meiner Lebensart entdekeſt? Du weiſt, daſſ einer, der Geld nimmt, genötiget iſt, daſſelbe bei dem Geber zu verdienen; und ſiehſt du nun, daſſ ich nicht nötig habe, mich mit denen abzugeben, die mir nicht anſtehen? Nenneſt du meine Koſt darum ſchlecht, weil ich nicht ſo geſunde Speiſen eſſe, wie du? oder, weil man ſie leichter bekommen kann, als deine ſeltnen und theuren Gerichte? Meine nahrhaften Speiſen ſchmäken mir ſo gut, als dir deine Lekerbiſſen.

sen. Weiſt du nicht, daſſ man den Hunger als den beſten Koch rümet, und daſſ das nächſte Waſſer dem Dürſtenden Labſal iſt?

Ant. Nüm' deine Tafel, wie du willſt! Ich weis auch, was gut iſt. Nun? Und dieſer Mantel?

Sokr. Iſt mir bequem und lieb. Wer die Kleidung verändert, der thut es um der Hize oder des Froſtes willen; und Schue bindet man unter, damit man durch nichts, was die Füſſe verlezt, im Gehen gehindert werde. Haſt du nun iemals bemerkt, daſſ die Käl'e mich mer, als einen andern, zu Hauſe hielt? oder daſſ ich wegen der Hize mit iemanden um den Schatten zankte? oder nicht überall nach meinem Gefallen herumging, weil mir die Füſſe we= he thaten? Weiſt du nicht, deſſ ſchwa= che Perſonen durch Uebung ſtärker wer= den, als andre, die von Natur ſtark ſind, iedoch ſich nicht üben? Glaubſt du nicht, daſſ ich ſelbſt auch alles leich=

ter

ter ertrage, wie du; denn du bist ohne Uebung, und ich habe mir angewönt, alles zu dulden, was meinem Leibe widerfährt? Wenn ich aber dem Bauche, dem Schlaf und der Wollust nicht ergeben bin, o so hält mich nichts stärker davon zurük, als dieses, dass ich höhere und bessre Vergnügungen kenne. Meine Vergnügungen sind nicht nur süs, indem ich sie genese; nein, sie gewären mir auch die Hofnung eines immerdaurenden Vorteils. Wem nichts nach seinem Sinne gelingt, kann sich der freuen? Wem aber sein Akerbau, seine Schiffart, oder ein andres Gewerb erwünscht von statten geht, der freut sich, als ein glüklicher Mann. Meinst du nun, dass es ein erhabneres Vergnügen gebe, als derienige empfindet, der selbst immer besser wird, und auch seine Freunde bessert? Verlangen Freunde oder selbst der Stat unsere Dienste, wer wird am meisten Zeit dazu brauchen? Du? oder ich? Welchem wird ein Feldzug leichter werden,

dem,

dem, der ohne kostbaren Tisch nicht leben kann? oder dem, der mit einer spartanischen Suppe zufrieden ist? Wer wird sich bei einer Belagerung eher ergeben, der Ueppige, oder der Genügsame? Du, Antiphon, scheinst einen leckerhaften und kostbaren Tisch für eine grose Glückseligkeit zu halten; ich aber glaube: Nichts bedürfen, sei göttlich; und am wenigsten bedürfen, heisse, der Gottheit am nächsten kommen; und dies ist der Weg zur Vollkommenheit!

Ant. (scheint überzeugt zu sein; jedoch etwas zu überlegen.) In Warheit, Sokrates, ich halte dich für einen gerechten Mann; aber für weise nimmermer! Mir dünkt, du erkennst das selbst; daher nimmst du von keinem deiner Gesellschaft Geld an. Gleichwol würdest du weder diesen Mantel, noch deine Wonung, noch sonst etwas, dem du einigen Werth beilegtest, umsonst weg-

ge-

geben; auch nicht weniger dafür nehmen, als die Sache werth ist. Wenn du also glaubtest, dass dein Umgang etwas werth wäre, so würdest du ihn eben so wenig unter dem Preise geben. Gerecht magst du also wol sein, weil du keinen aus Geiz um sein Geld bringest; aber weise durchaus nicht, weil deine Wissenschaft keinen Werth hat.

Sokr. Ach, Antiphon, wir glauben, dass die Weisheit eben so, wie die Schönheit, gut angebracht, aber auch gemisbraucht werden kann. Eine Person, die ihre Schönheit einem ieden, der Lust dazu hat, für Geld überlässt, nennt iedermann eine Meze: findet sich aber ein redlicher und beständiger Liebhaber, und sie wält denselben zum einzigen Freunde, so halten wir sie für verständig und tugendhaft. Eben so, ist's mit der Weisheit: wer sie einem ieden für Geld verkauft, der ist, (mit deiner Erlaubnis) ein Sophist; wer aber einen jungen Menschen von gutem

Kopf

Kopf und Herzen lehrt, was er selbst Gutes weis, und ihn dadurch als einen Freund mit sich verbindet, der scheint mir die Pflicht eines ehrliebenden guten Bürgers zu erfüllen.

Ant. Du wolltest vielleicht sagen: Die Pflicht eines Weisen? Aber man spricht von deiner Bescheidenheit. Du willst nicht zu erkennen geben, dass du deine Schüler zu stolzen Weisen, sondern zu rechtschaffenen Bürgern bildest?

Sokr. Ich verstehe deine Anmerkung. Also auf mich selbst zu kommen, Antiphon, so will ich nur noch ein par Worte anführen! Wie mancher Mensch hat sein Vergnügen an einem hübschen Hunde, Pferd' oder Vogel? Und sieh', ich finde meine Lust noch vielmer an guten Freunden! Ich lehre sie das Gute, das ich weis, und empfehl' ihnen alles, was beförderlich ist zum Wachstum in der Tugend. Ich suche die Schäze der Weisen auf, welche sie

vordem in ihren Schriften hinterlegt hatten; und ausgeteilt werden sie unter meine Freunde. Das Gute und Wahre zeichnen wir aus, und halten's für grosen Gewinn, einander als Freunde nüzlich zu sein.

Xenophon pries, als er solche Unterredungen hörte, seinen Sokrates glükklich, und dachte sich, überzeugt zu sein, dass Phänareteus Sohn alle Sophisten beschäme durch seine Weisheit und Tugend.

Er führt noch eine Anekdote von Antiphon an: Dieser Sophist fragte einmal, wie Sokrates sich erkühnen könnte, andere in der Statskunst zu unterweisen, da er selbst an der Regierung keinen Teil nähme? Nehme ich denn mehr Anteil an der Regierung, erwiederte Sokrates, wenn ich für meine Person allein mich damit abgebe, oder wenn ich viele Jünglinge von Athen geschikt mache, für das Vaterland einst würdige Bürger zu sein, oder mit Ehre Teil an der Regierung zu nehmen.

Sokrates hatte Freunde, wie er sie verdiente. Unter die vorzüglichsten gehören Kriton, nebst seinem Sohne Kritobul, Platon und Xenophon, die Hochberümten, und Apollodor, ein weichmütiger Jüngling, wie Lebbäus, der Liebling von Jesus Christus; ferner: Hermogenes, Ktesippus, Aeschines, Epigenes, Antisthenes, Menoxenus, und, welche ich zuerst hätte nennen sollen, die Wunder von Athen, Alkibiades, Perikles, und die schöne Aspasia; desgleichen aus Theben: der Maler des menschlichen Lebens, Kebes, wie auch Simmias, und Phädondes; und aus Megara: Euklides, der Tiefdenker, und Terpsion. Hippias, Aristipp, und Kleombrotus, und andere schliesen sich an die Reihe dieser Herrlichen an; wigen sich aber öfters auf die Seite der Sophisten. Phädon und Echekrates waren ebenfalls seine Lieblinge, und mit den

den Künſtlern hatte er beſtändig einen vertraulichen Umgang. Mehrere werden aus den künftigen Unterredungen bekand werden. Uebrigens hatte Sokrates einen hohen Begrif von dem Werthe der Freundſchaft.

Sokrates und Antisthenes, der Stifter der cynischen Sekte.

Sokrates.

Was meinst du, Antisthenes, haben die Freunde wol einen gewissen Werth, wie die Sklaven? Mancher Sklav gilt doch zwo Minen, mancher kaum eine halbe, ja mancher fünf bis zehn. *) Nikias, Sohn des Nikeratus, hat neulich für einen Aufseher in den Silbergruben **) sogar ein Talent gegeben. Ich mögte daher wol wissen, ob die Freunde, wie die Sklaven, einen bestimmten Preis hätten?

Antisth.

*) Ein Talent von Athen hatte ungefär 800 Reichsthaler unseres Geldes, und bestand aus 60 Minen; eine Mine wäre also = 13 1/3 Reichsthlr.

**) Wer denkt hier nicht an die iezigen Sklaven bei den Gruben zu Potosi?

Antiſth. Allerdings! Wenigſtens wären mir zwo Minen nicht ſo lieb, als wenn ich manchen braven Mann zum Freunde hätte; für einen andern wäre mir eine halbe Mine genug; für manchen, der mir etwas näher am Herzen läge, nähm' ich nicht zehn Minen; und für einen, wie du biſt, mein Sokrates, gäb' ich gern mein ganzes Vermögen hin, und auch mein Leben!

Sokr. Nun, wenn das iſt, ſo mus einer ſich billig prüfen, wie viel er ſeinen Freunden werth ſei, und ſich beſtreben, ihnen immer theurer zu werden; damit ſie ihn deſto weniger verlaſſen. O wie oft ertönt die Klage: Mein Freund hat mich verlaſſen! Wie oft beſchwert ſich ein anderer, daſſ ein Mann, den er für ſeinen Freund hielt, nicht Eine Mine für ihn verwenden wolle! Ich unterſuche daher, ob ſolche Umſtände uns geneigt machen können, einen ſchlechten Freund hinzugeben, wenn man mer für ihn bekömmt, als

er werth iſt, und vergleiche damit den Fall, da einer einen ſchlechten Sklaven verkauft um den Preis, den er gelten will. Nüzliche Sklaven aber ſeh' ich eben ſo wenig verkaufen, als biedere Freunde verlaſſen.

Sokrates und Kritobul.

Sokrates.

Wenn wir einen braven Freund nötig haben, Kritobul, was müsen wir bei der Wahl desselben überlegen? Wollten wir etwa zuerst nachfragen, ob er Herr sei über seine Trägheit, und über seine Leidenschaften? Denn wer sich von diesen Dingen beherrschen läßt, der wird weder sich selbst, noch seinem Freunde, alles sein können, was er soll.

Kritobul. Nein, gewis nicht! Er wird an ienen Klippen scheitern.

Sokr. Soll man also einen solchen meiden? Wie meinst du?

Krit. Das denk' ich. Er ist einer wahren Freundschaft nicht werth.

Sokr. Gut! Und wenn einer verschwenderisch ist, daß er mit seinen Einkünften nicht auskommen kann, sondern täglich von seinen Nachbarn borgen

mus; scheint dir dieser nicht ein unbequemer Freund zu sein? Was man ihm leihet, kann er nicht wieder geben; und schlägt man ihm etwas ab, so wird er zörnen. Soll man sich also vor ihm nicht hüten?

Krit. Ja wol hat man sich vor ihm zu hüten!

Sokr. Wie aber, wenn einer viel Geld hat, aber immer mer Reichtum begehrt, folglich ungesellig ist? Er nimmt gern, aber giebt nichts weg.

Krit. O den halt' ich noch für schlimmer, als den vorigen!

Sokr. Und wenn einer aus Liebe zum Gelde blos auf seinen Gewinn bedacht ist?

Krit. Auch der sei mein Freund nicht; er wird mir nichts nüzen!

Sokr. Was sagst du zu einem unruhigen Kopfe, der gern andre in Feindseligkeiten verwikelt?

Krit.

Krit. Der Himmel entferne mich von einem solchen Unholden!

Sokr. Gesezt aber: es hätte iemand keinen von diesen Fehlern, sondern liesse sich Gutthaten erweisen, ohne an Wiedervergeltung zu denken?

Krit. Mit diesem wäre mir ebenfalls nicht gedient.

Sokr. Wie soll also der Mann beschaffen sein, der für unsre Freundschaft taugt?

Krit. Ich wünsche von dir die Antwort zu hören.

Sokr. Er muß, nach meiner Meinung, das Gegenteil von allen vorigen sein: mäßig im Weltgenusse, gewissenhaft und gesellig, ehrliebend, als Schuldner, sanftmütig und nüzlich, als Freund.

Krit. Aber, Sokrates, wie können wir ihn wegen dieser schönen Eigenschaften prüfen, ohne mit ihm umzugehn?

Sokr. Wie prüfen wir einen Bildhauer?

hauer? Wol nicht nach seinen Reden; sondern nach seinen Kunstwerken? Hat er schöne Bildsäulen verfertigt, so trauen wir's ihm zu, dass er noch andre gute Arbeiten liefern werde.

Krit. Du willst sagen, dass ein Mann, der in dem Arme des alten Freundes wüste ein Freund zu sein, es gewis auch bei spätern Freunden sein werde?

Sokr. Freilich. Und, wenn ich sehe, dass einer schon andre Pferde gut zugeritten hat, warum soll ich ihm nicht mehrere zum Abrichten anvertrauen?

Krit. Das lässt sich hören. Haben wir nun einen Freundschaftwürdigen gefunden und geprüft, wie sollen wir ihn für uns gewinnen?

Sokr. Zuerst wendet man sich an die Gottheit: ob sie es für gut halte, dass wir seine Freundschaft suchen? Und wenn das Gefül vom Beifalle der Gottheit nicht entgegen ist; wie soll man

dann

dann fangen den Freund? Warhaftig nicht durch schnelle Füsse, wie das Wild; auch nicht mit List, wie die Vögel; noch weniger mit Gewalt, wie die Feinde! Einen Menschen wider seinen Willen zum Freunde zu machen, dies ist de rechte Art nicht.

Krit. Wie werden sie aber unsre Freunde?

Sokr. Nicht durch Zauberlieder der Erynen, nicht durch Liebestränke der Bacchantinnen, auch nicht durch die Mysterien von Eleusis *). Wie gewann Themistokles die Liebe des Volkes und die Freundschaft aller Adeln? In Warheit, nicht durch solche Hülfsmittel; sondern damit, dass er Allen

*) Vielleicht aber durch die Harmonie der Freimaurerlogen? Die Abhandlung von Meiners: über die Mysterien der Alten, besonders über die eleusinischen Geheimnisse, in seinen vermischten philosophischen Schriften, 3 Th. ist ein vortreffliches Meisterwerk.

Allen Gutes that. So auch Perikles *).

Krit. Du willst also sagen, man müsse selbst geschikt sein, gut zu reden, und gut zu handeln, um Freunde zu gewinnen?

Sokr. Dachtest du denn, ein Taugenichts könne sich gute Freunde erwerben?

Krit. Warum nicht? Ich habe wol schon gesehen, dass ein schlechter Schrei-

*) Nach Ciceros Berichte war Er es, der den Geschmak an vollkommener Beredsamkeit zu Athen einführte. Er hatte von Anaxagoras alle Grundsäze der Ueberredungskunst gelernt, und sein eignes Genie lehrte ihn die vorteilhafteste Anwendung derselben. Um das Starke und Ungestümme seiner Reden zu bezeichnen, sagte man: er bliz' und donnere, und von der Schönheit seiner Sprache, und der Kraft seiner Beweisgründe, hies es: Die Göttinn der Ueberredung wohne mit allen ihren Grazien auf seinen Lippen.

Schreier mit grosen Rednern Freundschaft gehalten hat, und ein ungeschikter Officier mit grosen Feldherrn vertraut umgegangen ist.

Sokr. Hast du auch den Fall erlebt, dass schädliche Leute nuzbare Freunde gefunden haben.

Krit. Beim Zeus! K .. einigesmal!

Sokr. Ein böser Mensch findet also keine guten Freunde. Nun weis ich noch einen Fall, Kritobul! du siehst oft, dass ädle Männer, anstatt Freunde zu sein, einander zuwider leben?

Krit. Ja wol seh' ich's; und das thun nicht nur Privatleute, sondern auch solche Staten, die am meisten auf Ehre halten. Ach, wenn ich das bedenke, so verschwindet mir die Hofnung, durch Freundschaft glüklich zu sein! Unter den Bösen kann keine wahre Freundschaft bestehen. Sind nun auch die Tugendhaften um die Oberstellen in ihren

ren Staten uneins, und voll Hass und Neid gegen einander, welche werden dann noch Freunde sein können, und unter welchen Menschen wird Liebe und Treue noch wonen?

Sokr. Lieber Kritobul, es geht hier nicht immer so nach einerlei Regel! Die Menschen sind von Natur in manchen Dingen zur Freundschaft geneigt. Noth treibt in die Arme des Freundes; sie fülen Mitleid; sie stehen einander bei, und suchen, ihr gegenseitiges Wol zu befördern; und, wenn sie das merken, so sind sie einander gut. Manchmal äusern sich auch unter Freunden Streitigkeiten. Sie treffen z. B. auf einen Gegenstand der Ehre oder des Vergnügens zugleich, werden darüber uneins, erzörnen sich; Uneinigkeit und Zorn aber hebt ihren Freundschaftsbund wieder auf.

Krit. Wenn dies erfolgt, so sind sie niemals ächte Freunde gewesen.

Sokr.

Sokr. Wol gesprochen! Reine Freundschaft durchdringt alle Hindernisse. Warum sollte es nicht angehen, dass redliche Männer zugleich die Ehrenämter der Stadt auf eine vorteilhafte Art verwalten? Wird man dann unvermögender, Gutes zu wirken, wenn man biedre Gehülfen hat? Wenn in den gymnastischen Kämpfen die Stärksten zusammenträten, und auf die Schwächern losgingen; welcher Haufe würde den Sieg erhalten? Dort ist das nicht erlaubt: aber in den Statsgeschäften ist es keinem rechtschaffenen Manne verwehrt, sich mit einem gleichgesinnten Freunde zum Besten der Stadt zu vereinigen. Auch im Kriege hat man Bundsgenossen nötig, und zwar desto mehrere, wenn man mit ehrliebenden und tapfern Männern zu thun hat. Die Tugend redlicher Freunde macht, dass sie ihr Vermögen gern mit einander teilen. Neid und Hass ist aus ihren Gemütern verbannt; und in dem schrecklichen Falle der Liebe, wo ihre

Leidenschaft in Einem Brennpunkte zusammen trift, da gebietet die Tugend ihren Herzen Mässigung, um nicht in ungebürliche Beleidigungen auszubrechen.

Krit. O Sokrates! wo find' ich einen Freund nach deinem Gemälde?

Sokr. Sei nur getrost, Kritobul, und bestreb' dich, gut zu sein! Bist du dann gut, so kannst du ohne Scheu nach Leuten, die dir gleichen, auf die Jagd gehen. Vielleicht werd' ich dein Gefärte sein! In Liebeshändeln (mit Ironie) bin ich nicht unerfaren. Leute, zu denen ich Lust habe, greife ich, wie ein higiger Liebhaber, aus allen Kräften an, bis sie mich wieder lieben; bis die, nach welchen ich seufze, wieder nach mir seufzen.

Einst kam Demodokus, ein vornehmer Athener, mit seinem Sohne, Theages, zu unserm Weisen. Der Vater des Jünglings hatte die Absicht, durch den sokratischen Unterricht den Liebling seines Herzens zu bilden. So bald Sokrates dies bemerkte, so unterhielt er sich, nach seiner Art, mit dem Lehrbegierigen über die Bestimmung der Weisheit.

Sokrates war, wie gewönlich, wann blühende Jugend vor ihm stand, guter Laune, und sezte den biederherzigen Jungen oft in Verlegenheit durch seine Fragen. Ob er die Einsicht eines Fuhrmanns; oder die Weisheit eines Schifgebieters; oder die Kunst eines Chorsängers im Trauerspiele; oder die Arzneikunde bei Kranken; oder die Uebungen der Kampfspieler; oder die Landwirthschaft; oder die Gewerbwissenschaft; oder das Statssystem der Tirannen studiren wolle? so fragte ihn Sokrates; und der artige Theages ant-

wortete so bescheiden, so naiv, und dabei so richtig, als irgend ein Zögling in den Philanthropinen und Akademien unsers Vaterlandes .... nicht antworten könnte.

Allein

Schlagt euren Plato selber nach;
es lässt sich nur auf Griechisch sagen!

Denen herzlichgeliebten Leserinnen zu gefallen, welche den göttlichen Platon durch seinen grosen Schüler, Wieland, oder wol gar durch seine Lehre von der platonischen Liebe kennen lernten, will ich den Schluss des Gesprächs zwischen Sokrates, Theages und seinem Vater anführen.

Erwarten Sie aber nichts von Liebe; dies wird schon noch kommen, wenn Aspasia, die Zauberinn, auftritt: nein, etwas Mysteriöses; und dies ist eine Tonne, womit unsre Zeitgenossen spielen, wie einst mit seinem Fasse der nakte Sohn der Weisheit, Diogenes, spielte.

„Also

„Alſo von Myſterien, denen Sokrates beiwohnte?“

Noch nichts für iezt.

„Vielleicht von ſeinen geheimen Wollüſten? Da könnten wir ſo was hören, wie von Caglioſtro, da er zu Paris mit ſeiner züchtigen Gattinn den Tempel der Unſterblichkeit einweihte.“

Wie arg denken Sie von Sokrates?

„O, nun weis ich's: im Theages des Platon ſteht etwas vom Genius des Sokrates!“

Getroffen, weiſe Friderike! *)

*) Ich meine hier die vortrefliche Tochter des herzoglichen Leibarztes, Hopfengärtner, zu Stutgard, eine geſchikte Malerinn; Freundinn des Sokrates und ſeiner Weisheit; von Kopf und Herzen gleich gros, und gleich gut; eine ſchöne Sele im ſokratiſchen Verſtande!

Theages, Demodokus und Sokrates.

Theages.

Schon lang, o Sokrates, spottest du meiner, und treibest dein Spiel mit mir!

Sokr. Nun, was ist es dann, nach dem du dich sehnst? Offenbartest du nicht den Wunsch, über die Bürger zu herrschen?

Theag. Nicht gewaltthätig, wie die Tiranen, sondern sie leiten als Freiwillige; wie man schon mer vernünftige Männer in der Stadt hatte.

Sokr. Etwa wie Themistokles? wie Perikles? wie Kimon?

Theag. Ja warhaftig, solche Männer meint' ich!

Sokr. Bei ihnen geh' in die Schule! Wir wollen dich bei einem der vornem-

nemsten Athener, der die Statskunst von Grund aus versteht, empfelen. Du darist bei ihm kein Geld answenden, und wirst doch in den Stand gesezt, dir bei iedermann einen grosen Ruhm zu erwerben.

Theag. Ei, Sokrates! bist auch du nicht einer der rümlichen und vortreflichen Männer? Nimmst du in deine Gesellschaft mich auf; so hab ich genug, und verlange nach keinem andern!

Sokr. Wie kannst du das schon zum voraus sagen, Theages?

Demod. Er redet ia nicht übel, o Sokrates; sondern so, wie es mir gefällt! Ich würd' es für einen unschäzbaren und unerwarteten Gewinnst halten, wenn dein Umgang diesem gefiele, und du seine Gesellschaft nicht verwerfen wolltest. Und wie sehr wünsch' ich dieses! Seid für einander; so habt ihr mich von vielen und furchtvollen Bekümmernissen befreit! Ich bin sehr besorgt, mein Sokrates, dass dieser

nicht einem andern in die Hände gera-
the, der ihn verderben mögte!

Theag. Sei um mich nicht mer be-
kümmert, o Vater; wenn du nur die-
sen Mann dahin bewegen kannst, dass
er mich aufnimmt!

Demod. Schön, mein Sohn! Und
nun, Sokrates, geht meine Rede an
dich! Denn, ohne viele Worte, ich
bin bereit, mich und all das Meinige,
sollt' es auch mein Liebstes sein, dir
zur Befriedigung deiner Bedürfnisse dar-
zubieten; wenn du nur meinen Thea-
ges in deine Freundschaft aufnemen,
und sein Wolthäter werden willst.

Sokr. Ich wundere mich zwar
nicht über deinen Eifer, Demodokus,
da du glaubst, dein Sohn werde vor-
züglich von mir Vorzüge erhalten!
Denn ich weis nicht, wobei ein verstän-
diger Mann gröfern Eifer beweisen soll-
te, als für seines Sohnes Bildung:
wofer du aber glaubst, ich sei geschik-
ter,

ter, als du, deinen Theages zum guten Statsmanne zu bilden, und weder selbst dieser überzeugt ist, dass ich ihm hierzu mer, als du, beförderlich sein könne, Demodokus, darüber wundre ich mich sehr! Du bist doch älter als ich; du hast bereits die wichtigsten Statsämter unter den Athenern verwaltet; auch bei den Anagyrasiern, deinen Landsleuten, steht niemand in gröserer Achtung, als du: an mir aber findet ihr Beide nichts von diesen Vorzügen. Suchet ihr Umgang mit Statsmännern, welche Jünglinge bilden können; so sind hier Prodikus, der Keer, Gorgias aus Leontium, Hetus von Agrigent, nebst vielen andern, welche die ädelsten und reichsten Söhne der Griechen an sich lokn, und mit Beifall und Belohnungen überhäuft werden. Solche Männer solltet ihr aufsuchen; bei mir ist eure Bemühung nicht wol angewendet. Ich verstehe sehr wenig von jenen Künsten.

Theag. Siehest du wol, Vater! dass Sokrates keine Lust an mir hat! Ich bin ia bereit, wenn dieser nur will; aber er spielt mit uns, indem er so redet. Ich kenne von meinen Gespielen einige, desgleichen auch erwachsene Menschen, welche Taugenichtse waren: nachdem sie aber in seine Gesellschaft kamen, und seines Unterrichts genossen, so wurden sie besser und geschikter als alle andern, die vorher besser waren, wie sie.

Sokr. Weist du auch, Sohn des Demodokus, wie dieses zugeht?

Theag. O ia, beim Zeus, das weis ich! Es liegt nur an dir, o Sokrates; so bin ich auch in kurzer Zeit weis' und gut, wie iene!

Sokr. Nicht doch, mein Lieber! Es ist dir verborgen, wie es zugeht; ich will dir's aber sagen:

Das göttliche Loos hat mir einen Dämon beschieden, der mich von meiner

ner Kindheit an bis iezo begleitet. Dieser Dämon ist eine göttliche Stimme, die sich allemal hören läßt, wann ich mich von einem Vorhaben abwenden soll; die mich aber niemals zu einer Unternehmung oder Handlung antreibt. Wenn einer meiner Freunde mir etwas offenbart, und diese Stimme läßt sich hören, so ist dies eine Warnung gegen die Ausführung dieses Vorhabens. Ich kann euch Zeugen aufstellen.

Ihr kennet doch Charmides, Glaukons Sohn, den Schönen? Dieser entdeckte mir einst, daß er im Begriffe sei, in der nemeischen Rennbahn zu wettlaufen. Kaum hatte er angefangen, mir von seinem Vorhaben zu sagen, so vernahm ich die Stimme. Ich wehrte ihm, und sagte: mitten unter der Rede ward mir die Stimme des Dämons, „daß er nicht wetteifere." Vielleicht, antwortete dieser, zeigt sie dir an, daß ich nicht siegen werde; ich will mich aber doch auf die Rennbahn wagen, wenn ich auch nicht siegen sollte;

te; dieſe Zeit wird mir doch nicht ohne Nuzen ſein. So ſprach er, und der Wettlauf begann. Nun fragt ihn ſelbſt, was ihm dabei begegnet ſei; es iſt der Mühe werth! Fragt auch, wenn ihr wollt, den Klitomachus, des Timarchus Bruder, was dieſer Timarchus, ſterbend, ihm vom Dämon geſagt hat. Er und Evathlus, der Wettläufer, der den flüchtigen Timarchus aufgenommen hat, werden euch ſagen, was er bei dieſer Gelegenheit ſprach!

Theag. Was denn? Sag du es uns, beſter Sokrates!

Sokr. O Klitomachus, ſagte er, ich gehe nun in den Tod, weil ich dem Sokrates nicht folgen wollte! Und, warum er dies ſagte, das will ich euch erklären.

Als Timarchus und Philemon, des Philemonides Sohn, vom Gaſtmale aufgeſtanden ware, um den Nikias zu ermorden, den Sohn des Heroſkamander, ſo ſagte Timarchus, im Weggehen

ben zu mir: „Was sagst du dazu? Sokrates! Trinkt ihr; ich aber muss irgend wo hingehen; bald werd' ich wieder kommen, wenn das Glük will." Indem offenbarte die Stimme sich mir, und ich sagte zu ihm: „Steh nicht auf! Mein Damon hat mir das gewonte Zeichen gegeben!" Er blieb. Nach einiger Zeit überfiel ihn wieder der Paroxysmus, zu gehen; so gleich hört' ich die Stimme wieder, und er muste bleiben. Zum drittenmale stand er abermals heimlich auf, und sagte mir's nicht zuvor; denn da er merkte, dass ich sonst in Gedanken war; so ging er davon, und verübte, was ihm den Tod gebracht hat. Daher sagte er seinem Bruder, was ich euch vorher angeführt habe, dass er nun in den Tod ginge, weil er mir widerstrebt hätte.

Ausserdem könnt ihr noch von vielen Leuten in Sicilien hören, was ich von der Niederlage des Heeres voraus gesagt habe: allein auch iezt lässt sich

mit

mit der Anzeige des Dämons ein Versuch machen. Ueber den gewaltigen Trieb Sannions nämlich, in den Krieg zu ziehen, hat sich die Stimme mir geoffenbart. Jezt zieht er aus mit dem Thrasyllus wider Jonien und Ephesus. Ich glaube also, dass er dem Tod entgegen geht, oder dass ihm etwas Aenliches widerfährt. Ueberhaupt bin ich wegen der ganzen Unternemung sehr besorgt.

Dies alles sagte ich euch deswegen zum voraus, weil eben dieses Dämons göttliche Kraft den mächtigsten Einflus auf meine Bekandschaften hat, und auf alle diejenigen, die meinen Umgang nüzen wollen. Sie widersezt sich nämlich den Verbindungen mit einigen, und solche ziehen auch nicht den geringsten Nuzen aus meinem Umgange, so wie ich auch ihre Vertraulichkeit nicht leiden kann. Es giebt wiederum andere, deren Verbindung mit mir sie zwar nicht zurükzuhalten sucht, die aber so we-

wenig, als die ersiern, von meiner Bekandschaft einige Vorteile ziehen. Diejenigen hingegen, deren Vereinigung mit mir der Dämon begünstigt, machen geschwind die größten Fortgänge, und diese sind es, mit denen du, wie du vorher sagtest, bekand geworden bist. Aber selbst unter diesen sind wieder einige, die die Vorteile meines Umgangs und meiner Freundschaft nur so lang empfinden, als sie beständig um mich sind; aber gleich wieder verlieren, so bald sie eine Zeitlang von mir getrennt werden: andere hingegen, die, während ihres ganzen Lebens, und selbst in einer beständigen Abwesenheit so bleiben, als sie sich mit meiner Hülfe ausgebildet haben, und nicht blos da stehen bleiben, wohin sie durch mich gekommen waren, sondern auch unaufhörlich im Guten wachsen und fortgehen.

So ging es einst dem Aristides, einem Sohne des Lysimachus und Enkel von Aristides, dem Gerechten. So

lang

lang er in meiner Gesellschaft war, nahm er in kurzer Zeit sehr stark zu; nachher unternahm er aber einen gewissen Feldzug, und ging zu Schiffe. Nachdem er glüklich davon zurükgekommen war, so fand er den Sohn des Milesius, Thukydides, in meiner Gesellschaft, welcher sich den Tag zuvor wegen eines Streits über gewisse Sachen zu mir gesellet hatte. Kaum hatte mich Aristides gesehn, gegrüst, und mit gleichgültigen Dingen unterhalten, so fing er ernsthafter an: Ich höre, Sokrates, dass Thukydides sich gegen dich hoch erhebt, als wäre er etwas! Ja, sagt' ich, so ist es! Wie, erwiederte er, weis er aber denn nicht, welch ein niederträchtiger Mensch er war, eh' er in deine Gesellschaft kam? Bei den Göttern, war meine Antwort, das scheint er nicht gewesen zu sein. Aber, sagte er weiter, mit mir selbst ist eine sonderbare Veränderung vorgegangen, Sokrates! Nun, wie so? fragt' ich. Weil ich, war seine Antwort,

wort, vor meinem Einschiffen im Stande war, mit jedem Menschen, wer er auch sein mogte, mich in Unterredungen einzulassen, so dass ich auch, meiner Ueberlegenheit gewis, den Zusammenkünften der vortreflichsten Männer mit Kühnheit nachging; hingegen jezt flieh' ich vor jedem, von dem ich vermuten kann, dass er einsichtsvoll sei. So sehr schäm' ich mich wegen meiner Untüchtigkeit! Hat dich denn, wandte ich ein, diese Geisteskraft plözlich, oder nach und nach, verlassen? Nach und nach, versezt' er. Und wie sie noch bei dir wohnte, fragt' ich weiter, hattest du sie als einer, der etwas von mir lernte, oder auf eine andere Art? Ich will es dir sagen, Sokrates, erwiederte er, es ist unglaublich, bei den Göttern, unglaublich; aber dennoch wahr!

Ich habe, so erzälte er mir darauf, wie du auch selbst wissen wirst, nie etwas von dir gelernt; aber ich nahm zu

in Kenntnissen, so oft ich bei dir war, auch wenn ich in demselben Hause, nicht einmal in demselben Gemach, mit dir lebte: und noch viel mer, schien es mir, gewann ich, wann ich dich von Angesicht sah, und deine Reden hörte: am allermeisten aber und auf's höchste nahm ich zu, so oft ich bei dir sas, und wir einander so nahe kamen, dass wir uns berührten. *) Nun aber ist iene Kraft und Fertigkeit gänzlich von mir gewichen.

So verhält sich, lieber Theages, die Sache mit unsrem Umgange! Wenn es der Gottheit lieb sein sollte, so wirst du sehr stark und schnell zunehmen. Sieh daher zu, ob es vielleicht nicht sicher-

*) „Dies ist nichts anders, als Magnetismus," werden die Adepten der Mesmer'schen Geheimnisse sagen, „Sokrates gehört unter unsre ältesten Eingeweihten! Hat er denn nicht die Naturlehre bei dem tiefen Forscher Anaxagoras studirt?" Es lässt sich hören.

ſicherer für dich ſein mögte, von einem jener geprieſenen Männer dich unterrichten zu laſſen, welche ja ſelbſt Gewalt haben über den Vorteil, wodurch ſie den Menſchen beförderlich ſind; viel ſicherer iſt es, bei ihnen, als bei mir, deine Bildung auf gutes Glük zu ſuchen.

Thеag. Jezt ſcheint es mir freilich, o beſter Sokrates, daſſ wir durch Umgang zuvor den Willen des Dämons erforſchen! Wenn er uns günſtig iſt, deſto beſſer; zeigt ſich aber das Gegenteil, ſo wollen wir ſogleich überlegen, ob wir die Geſellſchaft eines andern wälen, oder ob wir ſelbſt das Göttliche, was in dir wohnt, durch Gebet und Opfer vom Himmel herabflehen ſollen.

Demod. Ich bitte dich, theurer Sokrates! widerſez' dich nicht länger dem Verlangen des Knaben! Sieh, wie ſein Antliz vor Erwartung und Sehnſucht glüht!

Sokr. So sei es; weil ihr ia so in mich dringet! Und wenn die Gottheit meinen Entschluss nicht verwirft, so sei mir Theages willkommen!

Theages warf sich voll Entzüken in die Arme des göttlichen Weisen, und ward sein glüklicher Schüler.

Sokrates, dieser bewundert'ste und geliebteste Weise, sollte ein Schwärmer gewesen seiu, oder gar ein Betrüger? Sein Genius *) bleibt uns wenigstens immer noch ein dunkles, unauflösbares Räthsel. Ist man berechtigt, Platons und Xenophons Nachrichten davon als Mährchen zu verwerfen? Waren diese ehrwürdigen Männer im Stande, durch Erdichtungen ihren Lehrer, als einen Extraliebling der Gottheit, ieder Nachkommenschaft zu empfelen? Sokrates, hatte nie ein übermenschliches Wesen um sich; kein Heiligenschein umstralte sein Haupt.

Sollte man es nicht als wahrscheinlich finden, dass dieser Dämon weiter nichts, als die Sele des weisen, in die

*) C. Meiners über den Genius des Sokrates, in den verm. philos. Schriften, 3 Th. Und L. J. K. Justi über den Genius des Sokrates. Leipz. 1779. Auch deutsches Museum, Junius 1777.

Zukunft hinein blikenden Mannes gewesen sei?

Unter den Kirchenvätern war einmal einer, der den Saz behauptete: Ohne Christusreligion sei keine wahre Tugend möglich, und vor der Ausbreitung derselben habe die ganze Heidenwelt unter der Macht des Satans gestanden. Hieraus zog er den herrlichen Schluss: man könne kein andres unsichtbares Wesen, als den leidigen Teufel selbst, oder doch einen seiner Genossen, für den Genius des Sokrates halten.

Die meisten Untersucher stimmen mit den Freunden des Sokrates überein, und glauben, dass sein Genius ein reiner himmlischer Geist gewesen sei, den die Gottheit diesem auserwälten Rüstzeuge als einen beständigen Begleiter zugegeben habe, damit er ihn warnen sollte vor allen Fehltritten, inwelche auch Menschen von der geprüftesten Tugend und seltensten Klugheit noch immer fallen können.

Unter den neuern halten es Dacier, Charpentier und Olearius für wahrscheinlich, daß ihm die Gottheit wegen seiner erhabenen Eigenschaften einen übermenschlichen Führer zugesellt habe, um ihn auf allen seinen Wegen zu leiten, und ihm sogar für seine Freunde nüzliche Ratschläge mitzuteilen.

Sohn Toby im alten Testamente (vermutlich nicht der Stammherr des gutmütigen Oncles von meinem Tristram) hatte ja seinen Rafael, und selbst Bileams Esel sah einen Engel, der sich dem Vorhaben seines Reiters entgegenstellte. Und sprach nicht Jehova mit den Helden und Propheten der Juden, so wie Allah mit Mohämmed, und Egeria mit Numa Pompilius? Hundert, ja tausend Sagen und Allegorieen der Vorwelt nimmt die Theologie an aus den heiligen Büchern der Juden, und Christen, und der Philosophie will man's verargen, daß sie ihre Lust hat am Genius des Sokrates!

Sokrates, sagt Xenophon, war kein Neuerer in Religionssachen: er stimmte im Grunde mit allen denen überein, die durch die Stimmen der Vögel, durch Götterspruche, durch Eingeweide von Opferthieren, und andere Vorbedeutungen die Zukunft vorherverkündigt glauben. Diese nämlich wähnen nicht, dass die Vögel selbst oder die Eingeweide von geschlachtetem Vieh künftige Begebenheiten anzeigen, sondern dass die Götter sich beider nur als Werkzeuge bedienen, um den Menschen von seinen bevorstehenden Schikfalen zu unterrichten.

Sokrates wich darinnen von der Meinung seiner Mitbürger ab, dass diese sich durch jene gewönlichen Arten von Vorbedeutungen bei ihren wichtigern Handlungen antreiben oder abschreken liessen; er hingegen durch einen göttlichen Dämon unmittelbar von dem Ausgange künftiger Begebenheiten belehrt zu werden glaubte. Dieser Genius rieth

rieth nicht blos ihm selbst, dieses zu thun und jenes zu lassen; sondern leistete auch seinen Freunden den Dienst, und mehrere Beispiele haben eben so, wie die gegen Theages erwähnten, gezeigt, dass diejenigen, die den Eingebungen des sokratischen Genius folgten, sich immer wol dabei befanden: die andern aber, die nicht darauf achteten, hernach Ursach' hatten, ihren Ungehorsam zu bereuen.

Allem Vermuten nach hat Xenophon selbst der Eingebung dieses guten Geistes seine Aufname unter die Freunde des Sokrates zu danken. Er begegnete einst unsrem Weisen in einem engen Durchgange. Sokrates hatte an dem schönen und bescheidenen Anstande des Jünglings ein so grosses Wolgefallen, dass er ihm den Stok vorhielt, und ihn nicht weiter gehen lassen wollte.

„Junger Mensch, fragt' er, weist du, wo die Bedürfnisse des Lebens zu bekommen sind?"

O ja, antwortete Xenophon.

„Weiſt du aber auch, wo man Tugend und Rechtſchaffenheit erhält?“

Der Jüngling ſtuzt', und ſchaute voll Erwartung ihn an.

So folg' mir, fuhr Sokrates fort, ich will dir den Weg zeigen!

Xenophon folgte ihm, wurde ſein treueſter Schüler, und ſein dankbarſter Freund. „Wenn ich die Weisheit und Grosmut meines Lehrers überlege, ſagt er in ſeiner Apologie, ſo kann ich mich des dankvolleſten Andenkens an ihn nicht erwehren, ich kann aber auch nicht ſeiner gedenken, ohn' ihn zu loben. Hat indeſſen iemals ein eifriger Freund der Tugend einen noch beſſern Lehrer gehabt, als Sokrates für mich war, ſo preiſ' ich, nach meinem Urteile, denſelben Mann für den Allerglüklichſten der Erde.“

Läſſt man die Zeugniſſe eines Platon und Xenophon gelten, ſo können wir als richtig annehmen: daſſ Sokrates ſelbſt geglaubt, und auch öffentlich erklärt habe, unter der Obhut eines groſſen übermenſchlichen Weſens zu ſtehen, das er Dämonion nannte; daſſ er ferner glaubte, von dieſem Dämon zu gewiſſen künftigen Handlungen angetrieben, von andern aber abgehalten zu werden, und nicht nur in der Wahl ſeiner Freunde und allen wichtigen Angelegenheiten, ſondern auch bei unwichtigern Ereigniſſen, gewarnt und geleitet zu ſein.

Eben ſo mus man zugeben, daſſ nach der Angabe des Sokrates ſein Genius ſich allein durch gewiſſe Stimmen oder Winke geäuſert, ihm ſelbſt und ſeinen Freunden gute Ratſchläge gegeben, aber auch nicht immer die Urſachen ſeiner Winke, und die nachteiligen Folgen der Handlungen, von denen er abſchrekte, im Detail geoffenbart habe.

End-

Endlich kann man nicht daran zweifeln, daß die Schüler des Sokrates von dem Daſein des Genius, und von der Warheit alles deſſen, was ihr Lehrer von den Wirkungen deſſelben erzälte, eben ſo feſt überzeugt geweſen ſeien, als von der Tugend und Aufrichtigkeit ihres Meiſters.

Sokrates erhielt von ſeinem Genius den allgemeinen Auftrag, zu philoſophiren, ſich und andere zu unterſuchen, und die Sophiſten, die Verderber der griechiſchen Jugend, zu widerlegen: lauter Befele, die nicht blos auf die Unterlaſſung, ſondern auch auf die Ausrichtung gewiſſer Handlungen ſich erſtrekten.

Apuleius *) rechnete den Genius des Sokrates zu der Klaſſe unſichtbarer

*) De Genio Socratis. Quod equidem arbitror, ſagt er unter andern, non modo auribus, verum etiam oculis ſignum Daemonis ſui vſurpaſſe. Nam frequentius non vocem, ſed ſignum diuinum ſibi oblatum prae ſe ferebat.

rer Schutzgeister, welche die Gottheit dem Menschen zu Hütern und Zeugen ihrer geheimsten Gedanken gegeben hatte, und glaubte, dass dieser grose Mann wegen seiner Heiligkeit und Weisheit den seltenen Vorzug genossen habe, nicht nur die Stimme seines Schutzgeistes zu hören, sondern ihn auch in sichtbarer Gestalt vor sich zu sehen. Allein Apuleius irrt sich. Weder im Platon noch im Xenophon findet sich die geringste Spur, aus der man schliesen könnte, dass Sokrates Erscheinungen seines Genius gehabt, oder doch vorgegeben habe, er sei ihm sichtbar erschienen.

Ja Simmias, beim Plutarch, erzält, Sokrates hab' alle diejenigen, welche Göttererscheinungen glaubten, als Schwärmer verachtet: hingegen allen denen, die ihm von gewisen Stimmen und Eingebungen etwas hinterbrachten, ein aufmerksames Ohr geliehen. Hierauf gründet sich die Vermutung, dass

Sokrates zu den privilegirten Extramenschen gehört habe, deren die liebevollen Götter sich als ihrer Günstlinge vorzüglich annemen, und denen sie sich also auf eine ganz auszeichnende Art offenbaren.

Unterdessen glaubt Plutarch doch nicht, dass die Stimme des sokratischen Genius mit irgend einer Erschütterung der Luft verbunden gewesen sei; sondern findet es warscheinlicher, dass höhere Wesen, wie Dämonen, unmittelbar auf die ihnen untergeordneten Geister wirken, und ihnen ohne Schall und Wort, durch eine gewisse geistige Erleuchtung, ihre Gedanken und Ratschläge mitteilen. Es war also eine geistige Stimme, nur der Sele hörbar, und nicht dem körperlichen Ohre.

Nimmt man alle Nachrichten von Platon und Xenophon zusammen, nämlich: dass Sokrates mit den meisten der griechischen Weisen an das Dasein gewiser Dämonen, und an die Wirklichkeit

keit von Vorbedeutungen sowol, als von Vorherverkündigungen künftiger Begebenheiten geglaubt; dass er tugendhafte Männer einer genauen Vertraulichkeit mit den Göttern, und ihrer Offenbarungen würdig gehalten; dass er oft sein Vermissen in mer als stundenlangen Entzückungen verloren, und endlich weissagende Erscheinungen im Traume gesehen, und für göttliche Schikungen gehalten habe; so wird die Vermutung ganz warscheinlich, dass der rechtglaubige und schwärmerische Sokrates glauben konnte, Stimmen eines Gottes zu hören, die blos Erschütterungen der Gehörnerven oder der Fibern seines Gehirns waren. Darum konnte er auch die plözlich in seiner Sele entstehenden Ahndungen über den Ausgang künftiger Handlungen für göttliche Eingebungen eines ihn begleitenden Genius halten. Der in unsern Tagen niemand als sich selbst gleiche Rousseau sagt: Wer weis, wie weit die beständigen Betrachtungen über die Gottheit, wie weit der

Enthu-

Enthusiasmus der Tugend in sublimen Seelen die didaktische Ordnung der gemeinen Ideen verwirren kann? In einer allzugrosen Erhabenheit wird man schwindlicht, und sieht die Sachen nicht mer, wie sie sind. „Sokrates glaubte, einen Genius zu haben, und niemand hies ihn darum einen Betrüger," spricht Rousseau, der, nach einem zweideutigen Gerüchte auch einen Genius haben will, und in dieser Stelle sich hierüber allenfalls aufs beste erklärt.

Dies sagt der verehrungswürdigste Ritter von Zimmermann in seinem Buche von der Erfarung, da, wo er von den entfernten Ursachen der Krankheiten handelt, die von der allzugrosen Anstrengung des Geistes entstehen. Und ich könnte noch merere Bemerkungen anführen, wozu mir der unsterbliche Graf Shaftesbury Winke gab, in seiner Abhandlung über den Enthusiasmus: allein die Anwendung derselben mögte den strengen Richtern der Orthodoxie,

dorie, und den öffentlichen Religionsedikten zuwider sein.

„Sokrates war also ein Schwärmer?“

Allerdings! Aber einer von der vorzüglichsten Art: etwa so, wie der gutherzigste unsrer Zeitgenossen, der fromme Lavater!

Wenn man das ganze Wesen des sokratischen Genius mit unbefangenem Geist untersucht, so geräth man natürlicher Weise auf andre Resultate. Dieser Genius war gewis nichts anders, als das scharfe Gefül, die richtige Beurteilungskraft, und die kluge Vorsehung, welche ihm die Natur erteilt, und die er durch unaufhörliche Beobachtungen geschärft hatte. Diese sezten ihn in den Stand, die Folgen der Handlungen vorher zu sehen, und dies nannte er seinen Genius, vermutlich in der Absicht, seine Freunde zu einer willigern und genauern Befolgung seiner Ratgebungen zu bewegen.

Seine gründliche Kenntnis der menschlichen Herzen und ihrer Leidenschaften, nebst seiner grosen Erfarung im Leben gaben ihm diesen prosetischen Geist. Weil er seine vorgeblichen Orakel mit einer geheimnisreichen Mine, und aller der Zuversicht und Wärme eines Begeisterten erteilte, so glaubte man insgemein, seine Kenntnis der Zukunft werde ihm allerdings von einem vertrauten Geiste eingegeben.

Dem guten Sokrates gefiel dabei vielleicht die gemeine Meinung, als ob er begeistert wäre, ziemlich wol, da sie seinen Ratgebungen unter seinen Mitbürgern ein desto gröseres Gewicht geben muste.

Auf eben diese Art würde es einem ieden andern weisen und klugen Manne nicht schwer fallen, einen Proseten vorzustellen. Und verschiedene grose Männer des Altertums haben aus eben solchen Beweggründen auch dieselbe Rolle gespielt.

Zum Beſchluſſe will ich noch ein par Zeugniſſe von Cicero *) anführen, die warſcheinlich aus dem Antipater genommen ſind, der alle Weiſſagungen des Sokrates in einem eigenen Werke geſammelt hatte. Cicero war ſo aufgeklärt, daſſ er ſich wunderte, wie ein Warſager das Lachen halten könnte, wenn er einem andern ſeines gleichen auf der Straſe begegnete; daher iſt ſeine Liebe für den ſokratiſchen Genius deſto merkwürdiger.

*) Hoc nimirum eſt illud, quod de Socrate accepimus, quotque ab ipſo in libris Socraticorum ſaepe dicitur, eſſe *divinum quiddam*, quod *daemonion* adpellat, cui ſemper ipſe paruerit, *numquam impellenti*, ſaepe reuocanti. Et Socrates quidem: quo quem auctorem meliorem quaerimus? Xenophonti conſulenti, ſequereturne Cyrum, poſtea quam expoſuit, quae ſibi videbantur, et *noſtrum quidem*, inquit, *humanum eſt conſilium; ſed de rebus et obſcuris et incertis ad Apollinem cenſeo referendum: ad quem*

Ehe der Römer die Anekdoten von demſelben anführt, erzält er noch ein Beiſpiel von Sokrates, welches ihn als einen Mann von Religion darſtellt. Es kam einmal Xenophon zu ihm, um ſich Rats zu erholen wegen des Feldzugs nach Perſien für den jüngern Kyrus. Nach-

quem etiam Athenienſes publice de maioribus rebus ſemper retulerunt. Scriptum eſt idem, cum Critonis, ſui familiaris, oculum alligatum vidiſſet, quaeſiuiſſe, quid eſſet: cum autem ille reſpondiſſet, in agro ambulanti ramulum adductum, vt remiſſus eſſet, in oculum recidiſſe; tum Socrates: non enim paruiſti mihi reuocanti, cum vterer, qua ſoleo, praeſagitione diuina! Idem etiam Socrates, cum apud Delium male pugnatum eſſet, Lachete praetore, fugeretque cum ipſo Lachete: vt ventum eſt in triuium, eadem qua caeteri fugere, noluit: quibus quaerentibus, cur non eadem via pergeret, *deterreri ſe a Deo* dixit: tum quidem ii, qui alia via fugerant, in hoſtium equitatum inciderunt.

Cicero de Diuinat. L. I, 54.

Nachdem Sokrates ihm seine Gründe und Bedenklichkeiten vorgetragen hatte, so sezte er hinzu mit frommer Aufrichtigkeit: *Auch mein Rath ist menschlich*; in dunklen und ungewissen Angelegenheiten wendet man sich an Apollon; dies war iederzeit bei öffentlichen Statosachen herkommlich unter den Athenern.

Nun erwänt Cicero des sokratischen Geistes. Einst sah der profetische Weise seinen Freund Kriton mit einem verbundenen Auge.

„Woher das?" fragte Sokrates.

Da war ich auf dem Felde, hielt einen Baumast, der mir im Wege war, mit der Hand zurük, und als ich ihn fahren lies, traf er mich ins Aug, wie du siehst.

„Warum hast du mir nicht gefolgt, erwiederte Sokrates, da ich dich vom Spaziergang abhalten wollte? Weist du denn nicht, dass eine göttliche Kraft des Vorhersehens in mir wohnt?"

Die Schlacht bei Delium, *) wobei sich Sokrates als einen tapfern Kriegsmann bezeugte, fiel für die Athener unglüklich aus, und unser Philosoph nahm mit dem Anführer Laches selbst die Flucht. Als sie auf einen Kreuzweg kamen, wollte Sokrates keinen Schritt weiter mit den andern fliehen: Sie fragten ihn um die Ursache. „Ich werde von Gott abgeschrekt," antwortete er. Und wirklich fiel der ganze Haufen der Flüchtlinge, die seiner Eingebung nicht folgten, in die Gewalt der feindlichen Reiter.

Und so hat man noch einige Beispiele von der weissagenden Kraft unsers Sokrates.

Eines darf ich nicht übergehen, welches Plutarch uns aufbewart hat; und es ist ein herrliches Stükchen von Divination. Sokrates ging einst mit sei-

*) Ein Ort in Böotien, mit einem Tempel des Apollon, welchen Hippokrates, ein Feldherr der Athener, befestiget hatte. Thukydides I, 13 und IV, 90—101.

seinen Schülern durch einige Strasen Athens, und war guter Laune, und befragte sie, wie gewönlich, über verschiedene Gegenstände, und scherzte mit ihnen auf eine Art, welche unser Klopstok so gut schildert:

Der verkennet den Scherz, hat von den Grazien
keine Miene belauscht, der es nicht fassen kann,
dass der Liebling der Freude
nur mit Sokrates Freunden lacht.

Mit dem Dichter Eutyphron unterhielt er sich voll Munterkeit. Plözlich aber stand er still, und suchte seine Begleiter zu überreden, bei ihm zu harren. Nach einem etwas langen Verweilen wandt' er sich seitwärts, und gieng in eine Nebenstrase, mit dem Bedeuten, er werde von seinem Genius diesen Weg geleitet. Einige von der Gesellschaft waren auf der ersten Strase vorangegangen, und achteten seiner warnenden Stimme nicht; vielleicht um den Geist auf die

Probe zu sezen, und dem freundlichen Weisen ein Schnippchen zu schlagen. Der Flötenspieler Charill kam noch zu ihnen, und so vereint wandelten sie fort. Aber siehe, da grunzt' unvermutet eine groſe Herde von Schweinen ihnen entgegen. Der Hauſe war ſo dicht an einander geſchloſſen, ſo mit Kothe beſudelt, und dabei wegen des heftigen Triebes nach ihrem Stalle ſo eilfertig, daſſ ſie die jungen Herrn Philoſophen zu Boden rannten, und über und über beſchmuzten. Sie hatten aber in der Folge ein gröſeres Vertrauen auf die weiſſagende Sele des Sokrates.

Der unſterbliche Mann war freilich zu Entzükungen aufgelegt, und hatte ſelbſt Schwachheit oder ſchwärmende Einbildungskraft genug, dieſes lebhafte moraliſche Gefül, das er nicht zu erklären wuſte, in einen vertraulichen Geiſt umzuſchaffen, und ihm hernach auch diejenigen Ahndungen zuzuſchreiben, die aus ganz andern Quellen entſpringen.

Muß denn ein so vortreflicher Mann notwendig von allen Schwachheiten und Vorurteilen frei sein? In unsern Tagen ist es kein Verdienst mer, Geistereingebungen zu verspotten; und doch steigen in unsern Tagen die Traumbilder des Geisterſehers, Swedenborg, bei den aufgeklärtesten Völkern Europens wieder aus dem Reiche der Schatten und des Vergessens empor!

Vielleicht hat zu den Zeiten eines Sokrates grose Anstrengung des Genies dazu gehört, metaphysische Irrlichter zu vertreiben; und Sokrates war mit dem ganzen Vermögen seiner Seele nur auf die Verbesserung der Sitten und Glükseligkeit seiner Mitbürger bedacht, ja er duldete jeden Aberglauben, der nicht unmittelbar zur Unsittlichkeit führte.

Konnte ja selbst Immanuel Kant, *) der unwiderlegbare Kritiker der Vernunft,

*) In seiner schönen Abhandlung: Träume eines Geisterſehers.

Swedenborgs Albernheiten nicht ganz verwerfen, und es spuken noch genug elsiatische Selchen herum, die alles für wahr annemen, was Fricker und der Abbt von Murrhard *) phantasirten.

Auch in neueren Zeiten stiegen wolthätige Dämonen vom Himmel herab, und wurden Schuzgeister von merkwürdigen Menschen. Ich will nicht von denen Erscheinungen reden, welche zu den Legenden der Heiligen gehören, sondern nur ein par Beispiele aus dem Mittelalter anführen.

Hieronymus Cardanus, ein genievoller Sonderling des sechzehnten Jarhunderts, vernahm Stimmen, wie Sokrates, die er sogar sillbenweise wieder nachsagen konnte. Er stand, wie der liebenswürdigste Schwärmer der Grie-

*) Zween bekande Geistliche aus Wirtemberg; der Abbt von Murrhard Oetinger, war ein ausererdentlich frommer Mann, wie Schwedenborg.

Griechen, ſtundenlang in Entzükungen da, ohne Merkzeichen eines Bewuſtſeins zu äuſern. *)

Noch feierlicher, als dieſer, hat einſt Lord Herbert von Cherbury, eine Erſcheinung gehabt. **) Es war ein ſchöner und tapferer Ritter, ein groſer Statsmann, Gelehrter und Philoſoph. Während ſeiner Geſandſchaft zu Paris ſchrieb er ein Buch über die Warheit, in Rükſicht auf die göttliche Offenbarung. Er prüfte ſein Werk mit aller Strenge, fand aber, daſſ es gut war. Jedoch, was dem Philoſophen gut ſcheint, kann die Sorbonne nicht

*) H. Cardanus de Vita propria, Cap. 47.

**) Seine von ihm ſelbſt verfaſſte Lebensbeſchreibung kam in London heraus, im J. 1770. Das Buch, von dem hier die Rede iſt, hat die Aufſchrift: de veritate, prout diſtinguitur a revelatione verisimili, possibili et falsa. Hugo Grotius, welcher damals als ein Flüchtling zu Paris ſich aufhielt, hat ihm dringend zur Bekandmachung geraten.

nicht allemal gut heissen; ia es kann sogar unter dem Volke Freisinn und Starkgeisterei verbreiten. Dies fürchtete der ädle Britte; darum warf er sich zweifelvoll und demütig zur Erd', und flehte den Himmel an um Erleuchtung. Die Erleuchtung kam; Licht umflos ihn; und die Stimme der Gottheit versigelte die Warheit seiner Gedanken. Das Buch ward gedrukt, und man entdekte darinn die herrlichsten Spuren eines grosen Geistes und guten Herzens.

Man halte nun von dem Genius des Sokrates, was man will; mich entzükt immer das, was Justin, der Martyrer, ein Kirchenvater, von dem Griechen sagt: „Christus ist die Vernunft, deren das ganze Menschengeschlecht teilhaftig ist. Und alle, die nach der Vernunft leben, sind Christen; dergleichen waren unter den Griechen Sokrates und Heraklitus."

Wenn es gefällig iſt, meine Leſerinnen und Leſer, ſo wollen wir einmal unſern Sokrates bei einer Bulerinn belauſchen! Sein Genius ſoll uns begleiten! Uebrigens will ich mich in den Hintergrund ſtellen, mit dem berümten Motto des Königs Edward, der das Hoſenband ſtiftete; Honi ſoit, qui mal y penſe!

Theodote war schön, und hochberümt vor allen Schönen Athens, Aspasia ausgenommen. Ihr Gewerb trieb sie öffentlich, wie die Sophisten. Man kann sie nur mit Phrynen *) vergleichen, die ein Jarhundert nach ihr lebte. Maler und Bildhauer gingen zu ihr, und fanden ihre enthüllten Reize vortreflicher, als Kunstideale.

„Wir

*) Diese berüchtigte Schöne war von Thespia, einem Ort am Abhange des Helikon. Sie stieg einst am Feste des Neptunus in Gegenwart alles Volks von Eleusis nakt ins Meer, um zu baden. Nach diesem öffentlichen Schauspiele soll Apelles ein herrliches Gemälde verfertiget haben, die Venus Anadyomene. Ihrem Geburtsorte bezeugte sie ihre Liebe dadurch, daß sie in einem Musentempel daselbst eine unschäzbare Bildsäule des Kupido, das Meisterstük des weltberümten Bildhauers Praxiteles, ihres eifrigsten Liebhabers, aufstellte. Kenner und Volk drängten sich dahin, dieses Kunstwerk mit unaussprechlichem

Ver-

„Wir müssen doch auch einmal hingehen, sagte Sokrates; denn was so unbeschreiblich schön ist, das lässt sich vom Hörensagen allein nicht recht erkennen!“

Er ging, und ihn begleiteten Antisthenes, Apollodor, Kebes und Simmias.

Ein Maler war eben bei Theodoten, und studirte Wellenlinien, Kolorit und Inkarnation. Als Sokrates kam, legt' er seinen Pensel weg, und trat zurük voll Verwunderung, dass der Weise sich so weit mit seiner Sittenlehre wagte. Es ist zu bedauren, dass Alcibiades nicht dabei war!

Sokrates. Nun, meine Freunde! sind wir Theodoten grösern Dank schuldig, dass sie uns ihre Schönheit sehen

Vergnügen anzustaunen. Man hält diesen Kupido, für jene Antike, deren de Thou in seinen Memoires erwähnt, und die er zu Pavia in der Sammlung der Isabella d'Este gesehen hatte.

sehen lies, oder ist sie uns mer verbunden, dass wir sie beschauten? Wenn sie dabei gewinnt, dass sie sich uns zeigte, so wird sie uns danken; ist aber ihr Anschauen für uns vorteilhafter, so müssen wir uns bei ihr bedanken.

Antisthenes. (den Blik starr auf Theodoten geheftet.) Du hast recht, Sokrates!

Sokr. Wol denn; sie gewinnt iezt unser Lob, und wenn wir dasselbe weiter verbreiten, so hat sie noch gröseren Vorteil davon: wir hingegen mögten dem, was wir sahen wol gern noch näher kommen. Wir gehn also mit einem verliebten Herzen von hier, und wenn wir weg sind, so werden wir Sehnsucht empfinden; die Folge davon wird sein, dass wir sie anbeten. Und dann ist der Gewinn auf ihrer Seite.

Theod. (mit dem Lächeln einer Grazie; wer sich das recht deutlich vorstellen kann!) Beim Jupiter! wenn das ist, so

ſo muß ich euch billig für euren Beſuch danken.

Sokrates ſah ihr ſcharf ins Aug', bemerkte darauf ihren koſtbaren Schmuk, warf einen Blik auf die Mutter neben ihr, die im herrlichſten Gewande da auf Polſtern ruhte, und betrachtete dann das prachtvolle Hausgeräth, und die vielen und ſchönen Sklavinnen. Nun fuhr er fort, etwas freundlicher als ſonſt, wann er mit ſeiner Xanthippe einen Zweiſprach hielt, und fragte:

Um Vergebung, Theodote! beſizeſt du Landgüter?

Theod. O nein!

Sokr. Aber doch ein einträgliches Haus?

Theod. Eben ſo wenig.

Sokr. Doch wol einige Künſtler, die für dich arbeiten?

Theod. Auch die nicht.

Sokr. Wovon lebst du denn, und zwar auf einen so glänzenden Fus?

Theod. O Sokrates! wenn ich einen Freund finde, welcher geneigt ist, mir Gutes zu thun, so ist der mein Kapital.

Sokr. Bei dem Leben der Juno! Ein schönes Gut, Theodote! Denn wie viel besser ists, eine kleine Anzal Freunde zu haben, als grose Heerden von Schafen, Ziegen und Rindern zu besizen! Aber, erlaub mir, lässest du es aufs Glük ankommen, ob dir ein Freund, wie eine Fliege, zufliegt, oder erwirbst du dir denselben durch irgend eine sinnreiche Erfindung?

Theod. Ich wüste nicht, was ich dazu für eine Erfindung brauchen könnte.

Sokr. Warhaftig, dazu bist du ia wol viel geschikter, als die Spinnen. Du weist doch, wie sich diese ihren Unter-

terhalt verſchaffen? Sie machen irgendwo ein dünnes Nez, und was da hineingeht, dient ihnen zur Speiſe.

Theod. Du giebſt mir alſo wol den Rath, auch ein ſolches Nez zu machen?

Sokr. Kannſt du denn dir iemals verſprechen, Freunde ſo ohne alle Umſtände zu fangen? Weiſt du nicht, wie viel Kunſt die Jäger bei den Haſen anwenden? Und welch ein Unterſchied iſt zwiſchen Freunden und Haſen! Um die leztern zu fangen, richten ſie Hunde ab, welche durch den Geruch die Fährte derſelben ausſpüren, ſie aufjagen und verfolgen. Manchmal ſtellen ſie auch Neze an den Weg, wohin ſie ihre Flucht nemen, damit ſie da ſich verwikeln.

Theod. Mit welcher von dieſen Erfindungen ſollte ich denn nun Freunde verjagen?

Sokr. Wenn du dir, anſtatt eines Hundes, einen Menſchen anſchafteſt,

welcher jungen und reichen Kennern der Schönheit nachspürete, und, wenn er sie gefunden hätte, sie in deine Neze zu jagen suchte.

Theod. Nun, Sokrates, was hab' ich denn für Neze?

Sokr. (mit Lebhaftigkeit und bedeutungsvollen Mienen) O du hast ein Nez, Theodote, mit vielen reizenden Schlingen! Diesen Leib mein ich, und in demselben deine Sele, die dich lehrt, wie du deine Blike richten müssest, um zu bezaubern, und was du reden sollest, um Herzen zu fangen. Ich weis, dass du die Kunst verstehst, nicht nur mit Mädchenzärtlichkeit, sondern mit Männerfreundschaft zu lieben. Ich weis, dass du sehr vorneme Freunde hast, und dass du sie mit schönen Worten und gefälligen Thaten gewannest, und beständig erhältst.

Theod. Beim Zeus! die Künste, von denen du sprichst, sind mir fremd.

Sokr.

Sokr. Du verſtehſt dich doch auf die Kunſt, einem Freunde nach ſeinen Neigungen zu begegnen? Denn mit Gewalt wirſt du keinen Freund fangen, noch feſt halten; nur durch Wolthun und Vergnügen wirſt du ihn erhaſchen und getreu erhalten.

Theod. Das iſt wahr.

Sokr. Du muſt alſo von deinen Liebhabern anfangs nur ſolche Dinge verlangen, die ſie ohne groſe Mühe erfüllen können, hernach muſt du ihnen auf gleiche Weiſe wieder gefällig ſein. So wirſt du ſie immer feſter mit dir verbinden, Sie werden dich deſto länger lieben, und freigebiger ſein; deine Liebesbezeugungen aber werden ihren Werth erhöhen, wenn du dich ihnen zu der Zeit in die Arme wirfſt, da ſie deiner begehren. Du ſiehſt ja, daß die köſtlichſten Speiſen, wenn man ſie nicht verlangt, unangenem ſind; und iſt man ſchon geſättigt, ſo erregen ſie wirk-

lich einen Ekel: kannst du hingegen bei einem Manne Hunger erweken, so sind auch geringere Speisen willkommen.

Theod. Wie wäre das möglich, dass ich einen Hunger nach mir erwekte?

Sokr. Wenn du ihm nichts anbieteſt, ſo bald er ſatt iſt; ia nicht einmal eher daran denkeſt, bis die Eſſluſt ſich wieder einfindet. Weiter: wenn er Luſt hat, ſo erinnerſt du ihn durch ein freundliches Geſpräch an dich, und giebſt zu erkennen, daſſ du ihm gefälig ſein wolleſt. Darauf entferneſt du dich, bis ſein Verlangen aufs höchſte ſteiget.

Theod. Ei, Sokrates, ſo gefällſt du mir! Mögteſt du nicht mein Jagdgenoſſe werden, wann ich Freunde zu fangen wünſche.

Sokr. O ia! warum nicht, wenn du mich dazu überreden kannſt?

Theod. Und wie werd' ich dich überreden können?

Sokr.

Sokr. Dies überlass' ich deiner Ueberlegung; du magst sehen, wozu du mich etwa brauchen kannst.

Theod. Sei dann so gut, lieber Sokrates, und besuch' mich öfters!

Sokr. (mit spöttischem Lächeln) Ach, meine gute Theodote, es fällt mir etwas schwer, müssig zu sein. Meine vielen eignen und öffentlichen Geschäfte erhalten mich immer in Arbeit. Zudem hab' ich etliche Freundinnen, welche mich weder bei Tag noch bei Nacht von sich lassen wollen. Ich erfreue ihr Herz mit Liebestränken, und ergöze sie durch Zauberlieder.

Theod. Auch darauf verstehest du dich?

Sokr. Allerdings. Woher käm' es sonst, dass dieser Apollodor und Antisthenes mich nie verlassen? Warum wären Kebes und Simmias fast beständig bei mir? Du weist wol, dass dies

ohne Liebestränke, Zauberlieder und Lokvögel nicht geschieht.

Theod. Wol; darum bitt' ich dich, Sokrates, dass du mir deinen Lokvogel ein wenig leihest, damit ich ihn zuerst gegen dich gebrauche!

Sokr. Behüte Gott! Ich will nicht zu dir hingezogen werden, sondern wünsche, dass du zu mir kommen mögest.

Theod. Gut! ich will kommen, wenn du mich nur aufnemen willst.

Sokr. Ich werde dich gewis annemen, wenn nicht eine liebere Freundin bei mir ist.

Es iſt nötlos, zu erinnern, daſſ Sokrates im Geſpräche mit der Buleruin Theodote ſich eine Ironie erlaubte, die man leicht misdeuten könnte, wenn man nicht von der ſtrengen Tugend des Weiſen überzeugt wäre. Seine Neugierde trieb ihn wol nicht zur Unterredung mit der Schönen. Er konnte aber vorausſehen, daſſ etliche von ſeinen Schülern ſich vor der Gefar eines ſolchen Beſuchs nicht hüten mögten; darum ging er mit ihnen zu Theodoten. Ernſthafter hat er ſich einſt unterhalten mit Ariſtipp, dem Stifter der kyrenäiſchen Schule, über die Wolluſt und Enthaltſamkeit. Uebrigens bewies er bei ieder Gelegenheit, wer ſeine liebſte Freundinn wäre. Sein Gedanke ſtimmte mit Wieland überein:

Die Tugend, ich liebe ſie ſehr ſie iſt
die gefälligſte Schöne,
und wer ſie finſter malt, der iſt mein
Maler nicht!

Sokrates hat unermüdet gegen Freunde seine Klugheit und sein gutes Herz gezeigt. Es war ihm gar leicht, die gröſten Schwierigkeiten zu heben, womit sie zu kämpfen hatten. Einſt fand er den Ariſtarch ganz verdrüslich. Mit heitrem Angeſichte wandt' er ſich zu ihm, und ſagte: Dir ſcheint etwas auf dem Herzen zu liegen? Ariſtarch! Du muſt dein Anliegen guten Freunden entdelen; man wird deinen Kummer alsdann erleichtern.

Ariſtarch. Warhaftig, Sokrates, ich bin in groſer Verlegenheit. Denn ſeit den Unruhen in der Stadt, da ſo viele nach Piräus *) flüchten muſten, ſind meine Verwandten zu mir gekommen, daſſ ich iezt bis vierzehn freie Perſonen im Haus habe. Was iſt das Einkommen

*) Zur Zeit des Tirannen Kritias, der nach dem Tode des Theramenes nach Willkür wütete, keinem, auſer ſeinen dreitauſend Lieblingsbürgern, den Aufent-

men von Feldern und Häuſern, die in der Gewalt der Feinde ſind? Wem kann man iezt Geräthſchaften verkaufen? Wo kann man Geld borgen? So entſezlich es iſt, lieber Sokrates, ſeine Angehörigen verſchmachten zu laſſen: ſo unmöglich iſt es doch, unter ſolchen Umſtänden, ſo viele zu verſorgen!

Sokr. Sonderbar. Wie mag es zugehen, daſſ Keramon nicht nur ſich, ſondern auch den vielen Leuten, die er hat, alles gewären kann, was zur Notdurft gehört, ia daſſ er ſich dabei noch Reichthum erwirbt? Du hingegen befürchteſt Mangel und Hungersnot!

Ariſt. Wol! du bedenkſt aber nicht, daſſ Keramon nur ſeine Sklaven ernärt; allein ich muß ſo viel freie Leute bewirthen.

Sokr.

enthalt in der Stadt erlaubte, und Reichen ihre Landhäuſer und Güter wegnahm, zu dieſer Schandzeit der Athener flüchteten viele in den Hafen Piräus, zehn Stadien von Athen, wo Ariſtarch wohnte.

Sokr. Hältſt du deine Freien für beſſer, als Keramens Sklaven?

Ariſt. Allerdings.

Sokr. Iſt's alſo nicht Schande, daſſ dir bei deinen viel beſſern Leuten ſo bang iſt, da jener von ſeinen Schlechteren reich wird?

Ariſt. Warlich nein! Denn er nährt Handwerker und Künſtler, ich aber frei erzogene Perſonen.

Sokr. Und alle diejenigen ſind Künſtler, welche etwas Brauchbares zu verfertigen wiſſen. Iſt Brod und anderes Bakwerk etwas Brauchbares?

Ariſt. O ja!

Sokr. Was ſagſt du von männlicher und weiblicher Kleidung?

Ariſt. Dies ſind ganz brauchbare Dinge.

Sokr. Können deine Anverwandten zu Hauſe nichts dergleichen verfertigen?

Ariſt.

Ariſt. Ich glaube, daſſ ſie das alles können.

Sokr. Iſt's dir nicht bekand, daſſ Nauſikides blos mit Bakwerken nicht nur ſich und ſein Hausgeſind' erhält, ſondern auch Rinder und Schweine fett macht, und ſo viel erſpart, daſſ er ſogar der Stadt mit Geld aushelfen kann. Kiribos lebt mit ſeinem ganzen Hauſe vom Brodbaken, und hat ſein reiches Auskommen; Demeas iſt ein Mantelſchneider; Menon macht Regenröke; die meiſten Einwoner von Megara nären ſich von Verfertigung der Bruſtläze.

Ariſt. Das las ich gelten! Dieſe kaufen ausländiſche Sklaven, und zwingen ſie zur Arbeit: aber ich ſoll freien Leuten und Anverwandten Brod geben.

Sokr. Du meinſt alſo, als freie Leute und Anverwandte dürfen ſie nichts thun, als eſſen und ſchlafen? Wo ſiehſt du, daſſ Andre bei einem ſolchen

unthätigen Leben beſſer und glüklicher ſind, als iene, die ſich mit einer nüzlichen Kunſt beſchäftigen? Oder findeſt du, daſſ bei Faulheit und Müſſiggang die Menſchen in anſtändigen Künſten gelehriger werden; oder daſſ ſie einer ſtärkeren Geſundheit genieſen; oder daſſ ſie alle Bedürfniſſe des Lebens leichter befriedigen können? Soll hingegen die Arbeitſamkeit zu nichts dienen? Haben deine Freunde das, was ſie können, als etwas Unnötiges gelernt, und den Vorſaz dabei gehabt, es niemals auszuüben? Iſt nicht vielmer ihre Abſicht geweſen, ſich damit zu ihrem Vorteile zu beſchäftigen? Wodurch werden die Menſchen vernünftiger und gerechter: wenn ſie arbeiten, oder wenn ſie müſſig überlegen, was ſie eſſen und trinken wollen? Ich glaube ſogar, daſſ ihr gegen einander nicht einmal gut ſeid: du, weil du Schaden von ihnen haſt; ſie, weil ſie fülen, daſſ ſie dir beſchwerlich ſind. Es iſt aber zu befürchten, daſſ eure alte wechſelſeitige

Freund-

Freundſchaft immer geringer werde. Sorg' alſo du dafür, daſſ ſie nüzlich ſich beſchäftigen, ſo werden ſie dir um der Vorteile willen werth ſein; und ſie werden dich lieben, weil ſie deine Zufriedenheit merken. Und wie angenem wird künftig die Erinnerung an dieſe Wolthaten ſein! Wie gros der Dank auf beiden Seiten; wie liebreich euer vertrauliches Leben! Bedenk dich daher nicht lang, ihnen dies vorzuſchlagen; ſie werden warſcheinlicher Weiſe gern die Hände dazu bieten.

Ariſt. In der That, Sokrates, du ſtellſt mir die Sach' auf der angenemſten Seite vor! Ich war vorhin nicht willens, Geld aufzunemen, weil ich nicht wuſte, wie ich's wieder bezalen könnte: nun hoff' ich, daran ganz wol zu thun, wenn ich dafür Materialien anſchaffe.

Er ging auch ſogleich weg, borgte Geld, kaufte Wolle und andre Waaren, und legte ſie ſeinen Freunden zur Bearbei-

arbeitung vor. Diese zeigten sich bereitwillig. Nun ging's an die Arbeit. Nun erheiterte das Bewusstsein ihrer Brauchbarkeit ihre Gesichter; nun herrschten Vergnügen und Offenherzigkeit in ihrem Umgang. Das Essen schmäkte noch so gut, und Aristarch hielt sie nun werth, als seine nüzlichen Gäste, und diese liebten ihn, als ihren Versorger.

Nach einiger Zeit kam er wieder zu Sokrates, und erzälte ihm mit Freudigkeit viel von seinem Wolstande: Nur den Vorwurf könnt' er nicht von sich verbannen, dass er der einzige im Hause wäre, der müssig ginge, und doch mitässe. Zu ihrer Beruhigung, sagte Sokrates, erzäl' ihnen die Fabel vom Hunde:

„Als die Thiere noch redeten, da sprach das Schaf zum Hirten: Du handelst wunderlich, dass du uns, die wir dich mit Wolle, Lämmern, Milch und Käse versehen, nichts giebst, als was wir selbst von der Erde abrupfen: dem Hund aber, welcher dir nichts dergleichen einbringt, teilst du

von

von allem mit, was du ſelber iſſeſt. Der Hund, welcher das hörte, antwortete: Das iſt ſchon recht; allein ich bin es, der euch ſchüzet, daſſ euch die Menſchen nicht ſtelen, noch die Wölfe zerreiſſen. Ihr armen Thiere! wenn ich euch nicht bewachte; ſo würdet ihr vor Todesfurcht nicht einmal weiden können. Hierauf haben die Schafe den Hund nicht mer um ſeinen Vorzug beneidet."

Sein Freund und Wolthäter, Kriton, beklagte sich einst, daſſ in Athen einem redlichen, thätigen, sparſamen Manne das Leben so sauer gemacht würde. Da ziehen mich iezt, sprach er, etliche Widerſacher vor's Gericht; nicht, weil ich ſie beleidigt habe, ſondern weil ſie denken, ich werde mich lieber durch Geld mit ihnen vergleichen, als einen Rechtsſtreit führen.

Sokrates fing darauf an: Sag mir, Kriton: hältſt du Hunde bei deinen Schafen, um die Wölfe zu verjagen?

Kriton. O ja; denn ich finde mer Vorteil dabei, als wenn ich keine hielte.

Sokr. Wollteſt du alſo dir nicht auch einen Mann halten, der den Willen und das Vermögen hätte, diejenigen von dir zu entfernen, welche dir Verdrus machen?

Krit. Sehr gern, wenn ich nur nicht befürchtete, daſſ er ſich zulezt gegen mich ſelbſt kehren mögte.

Sokr. Siehst du denn nicht, daſſ es das gröſte Vergnügen ſein muſs, einem Manne, wie du biſt, gefällig zu werden, und dafür Gutes von ihm zu genieſen? Glaub mir, daſſ es ſchon noch Männer hier giebt, welche ſich ſehr beſtreben würden, deine Freundſchaft zu verdienen.

Sie fanden hernach, daſſ Archidem ſich gut dazu ſchikte. Er war ein beredter und thätiger Mann, arm und ehrlich, keiner von denen, die auf eine iede auch unerlaubte Art ihren Vorteil ſuchen. Zur Aerntezeit und Weinleſe, bei der Schafſchur und an Opfertagen war Archidem Kritons Gaſt, und erhielt von allem, was das Land ertrug, einen beträchtlichen Anteil.

Archidem fülte, daſſ ihm Kritons Haus gute Hülfe leiſtete; darum nahm er ſich deſſelben mit Ernſt in allen Fällen an. Bald ward ihm hinterbracht, daſſ einige Zungendreſcher, welche dem Kriton viel Verdrus verurſachten, man-

cher Verbrechen beſchuldiget würden; er zog alſo einen derſelben öffentlich vors Gericht. Dieſer wuſte ſich ſchuldig, und that alles, um von Archidem los= zukommen. Aber er wurde feſtgehalten, bis er von Kriton ablies, und ihm noch Geld dazu bezalte.

Als Archidem dieſe und andre Sa= chen glüklich zu Ende gebracht hatte, ſo ging es ihm eben ſo, als wenn ein Hirt einen ſehr guten Hund hat, daſſ auch andre Hirten ihre Horden gern nahe bei jenem aufſchlagen. Denn Kri= tons Freunde baten ſich oft den Sach= walter Archidem in ihren Angelegenhei= ten aus. Und dieſer erwarb ſich in al= len Stüken Freundſchaft und Hochach= tung; Kriton aber blieb in ungeſtörter Ruhe mit ſeinen Freunden.

Auf alle Weise, war Sokrates ein sehr nüzlicher Mann. Wer nur einige Empfindung vom Schönen und Guten hat, wird dies von Herzen bekennen. Nichts war angenemer, als seine Gesellschaft; nichts belehrender, als sein Umgang. Nicht mürrisch war sein Ernst, und sein Scherz beleidigte nicht. Selbst in seiner Abwesenheit war das Andenken an ihn erquikend für Alle, die ihn kannten und liebten.

Oft gab er vor, er sei in diesen oder jenen verliebt: aber es war leicht zu sehen, dass ihn nicht das Angesicht und der Wuchs schöngebildeter Jünglinge, sondern diejenigen, deren schöne Selen zur Tugend gebildet waren, zur Liebe reizten.

Wenn einer das, worauf er Acht gab, schnell fasste; das Gelernte im Gedächtnis behielt; zu jeder Wissenschaft, welche der Stadt oder wenigstens seinem Hause Nuzen bringen könnte, Lust bezeugte; und überhaupt in die Menschen

und ihre Händel und Geschäfte sich gut zu finden wuste: so erklärte ihn Sokrates für einen guten Kopf. Er urteilte von solchen, dass sie, vermittelst eines zweimäßigen Unterrichts, nicht nur ihr eigenes Glük machen, und ihre Familien emporbringen, sondern auch das Wol anderer Menschen und ganzer Staten befördern könnten.

Er verfuhr iedoch nicht bei allen auf einerlei Weise. Wer sich viel natürliche Geschiklichkeit zutraute, und die Unterweisung verachtete, der wurde von ihm überzeugt, dass den besten Köpfen am nötigsten wär' eine gute Erziehung. Er bewies ihnen, dass die Pferde von der vorzüglichsten Art erst recht gut und brauchbar würden, wenn man ihren raschen Mut frühzeitig bändigte: kämen sie aber nicht in die Reitschule, so blieben sie das unbeugsamste und schlechteste Vieh. Auch die Jagdhunde führte er zum Beispiel an.

Nicht

Nicht anders, fuhr er fort, verhält sich's mit den besten Naturen unter den Menschen, von starkem Geiste. Diesen wird iede Unternemung leicht. Wenn man sie also gut erzieht und unterrichtet, so werden viel aus ihnen die besten und brauchbarsten Männer: bleiben sie aber gänzlich sich selbst überlassen, und ohne Bildung, so sinken sie tief herab unter ihre gute Natur. Die Unwissenheit ihrer Pflicht verleitet sie zu bösen Unternemungen, und Stolz und Heftigkeit helfen sie ausfüren.

Andre, die der Reichtum aufblähete, daß sie glaubten, ohne Kenntnis, nur durch Geld könnten sie Glük und Ruhm bei den Menschen erlangen, schalt er Thoren, weil sie bei ihrer Unwissenheit nicht im Stande wären, das Nüzliche und Schädliche recht zu unterscheiden.

Sokrates und Jon,
ein Rhapsodist aus Ephesus. *)

Sokrates.

Sei mir gegrüſet, o Jon! Kömmſt du aus Epheſus?

Jon. Nein, Sokrates! Ich komme von Epidaurus.

Sokr.

*) Rhapſodiſten hieſen bei den Griechen 1) die Heldendichter ſelbſt, wie Homer und Heſiod; 2) eine Art von Afterdichtern, die ihre Geiſteregeburten, Centonen genannt, aus homeriſchen Verſen zuſammenſtoppelten; 3) die Deklamatoren, welche Homers und andrer Dichter Geſänge bei Gaſtmalen, an Götterfeſten, oder in groſen Verſammlungen, wie bei den olympiſchen Spielen, mit einer beſondern Geſchiklichkeit und Würde, meiſtens auch in eigener Schauſpielertracht, und, mit einem Lorbeerzweig oder einem Stäbchen in der Hend, öffentlich herſagten, öfters einen Wettſtreit darüber hielten, und

Sokr. Alſo von den feierlichen Spielen zur Ehre des Aſklepios? *) Hatte man auch zum Ruhme des Gottes einen Wettkampf angeordnet?

Jon. Allerdings. Auch in den übrigen Künſten der Muſen traten Wettſtreiter auf.

Sokr. Haſt auch du mit Glük einen Kampf unternommen?

Jon. Ich habe den erſten Preis erhalten.

um einen Preis kämpften. Auch zu den Zeiten der Minneſinger, und an den Höfen der Chaliphen von Nordafrika gab es dergleichen Rhapſodiſten. Man vergleiche das platoniſche Geſpräch: Jon; Sigm. Fr. Dreſigii Comment. Crit. de Rhapſodis, eorum vera origine, antiquitate ac ratione. Lipſiae, 1734. Ferner: Bodmers Minneſinger, und Schlözers Nordafrika.

*) Aſklepios oder Aeſkulap wurde in ſeiner Vaterſtadt Epidaurus am herrlichſten verehrt.

Sokr. Gut! Sei nun bedacht, daſſ du auch hier am Feſte der Pallas bei den panathenäiſchen Spielen den Sieg erringeſt! Ich hab' euch Rhapſodiſten ſchon oft beneidet. Denn eure Kunſt erfodert Anſtand und einen geſchmükten Aufzug, hernach werdet ihr auch in die Notwendigkeit geſezt, die vortreflichſten Dichter, beſonders den unvergleichlichen Homer, nicht nur auswendig zu lernen, ſondern auch mit dem Geiſte der Geſänge vertraut zu werden. Dies iſt beneidenswerth.

Jon. Du haſt Recht, Sokrates! Mir hat dieſe Kunſt ungemeine Mühe verurſacht. Jezt kann ich mich aber auch mit Metrodor von Lampſakus, mit Teſimbrot, Glaukon und einem ieden Andern meſſen, und des Vorzugs gewis ſein.

Sokr. Dies freut mich. Ohne Zweifel wirſt du mir gern etwas von deiner Wiſſenſchaft offenbaren.

Jon.

Jon. Gewis, Sokrates, verdient es, gehört zu werden, wie sehr ich Homers Schönheiten erhöht habe. Ich mache mir noch Hofnung auf eine goldene Krone von den Homeriden.

Sokr. Ich behalte mir vor, dich einmal zu hören. Sag mir iezt nur, ob deine Fertigkeit sich nicht blos auf den Homer, sondern auch auf den Hesiod und Archilochus erstreke?

Jon. Homer allein ist mir genug; wiewol ich andre Dichter auch kenne.

Sokr. Also Homer. Geben seine Beschreibungen nicht meistens Gemälde vom menschlichen Leben? von himmlischen und unterirrdischen Vorfällen der Gottheiten? von ihren Geschlechtsfolgen, und Thaten, und Eigenschaften und drgl.? Sind dies nicht die Gegenstände der homerischen Muse, und singen nicht von eben denselben die übrigen Dichter?

Jon.

Jon. Freilich, Sokrates; aber keiner erreicht die Stärke des Mäoniden! Was mag indessen die Ursache sein, dass, wenn iemand von einem andern Dichter etwas vorbringt, ich alsdann nichts denken, nichts fühlen, nichts reden kann, sondern einschlummere: und dass hingegen, so bald einer von Homer beginnt, ich erwache, aufmerke und rede?

Sokr. Dies ist nicht schwer zu errathen, Freund! Es zeigt sich auf alle Weise: deine Verliebe für Homer macht dich unfähig, von andern Dichtern zu reden. Die poetische Kunst aber schliesst allerdings etwas Ganzes in sich. Wenn nun iemand irgend eine Kunst in ihrem ganzen Umfange gefasst hat, kann er nicht auf dieselbe Art alle Zweige der Kunst untersuchen? Ist z. B. die Malerei in ihrem ganzen Umfange nicht eine gewisse Kunst?

Jon. Dies wird niemand läugnen.

Sokr.

Sokr. Gute und schlechte Maler hat es schon viele gegeben, und giebt es noch iezt: hast du nun einen gesehen, der im Stande wäre, das Vortreffliche und Fehlerhafte an den Gemälden des Polygnotos zu zeigen: hingegen von den Werken anderer Maler nichts zu sagen wuste, sondern schlummerte?

Jon. Beim Zeus, noch keinen!

Sokr. So auch bei der Bildhauerkunst. Kennst du einen, der nur an den Kunstwerken des einzigen Dädalus, oder eines andern grosen Bildhauers, das Erhabene oder Tadelhafte erklären könnte: bei den Werken anderer Künstler aber in Verlegenheit käme, gähnt' und verstummte?

Jon. Auch einen solchen hab' ich nie gesehen.

Sokr. Eben so wenig wird dir einer bekand sein, der nur den Rhapsodisten, Odemios von Ithaka: hingegen nicht

den ephesischen Jon zu beurteilen vermögte?

Jon. Ich kann dir nicht widersprechen, Sokrates! So viel bin ich mir iedoch bewusst, dass iedermann von mir rühmt, ich habe die schönste Fertigkeit im Homer: mit andern Dichtern glükt es mir nicht.

Sokr. Dass du vom Homer so schön reden kannst, kömmt vielleicht nicht von deiner Kunst, sondern vielmer von einer gewissen göttlichen Kraft her, die sich in dir regt, etwa wie in dem Steine, den Euripides Magnet, und die meisten Naturlehrer den heraklischen Stein nennen. Dieser Stein ziehet nicht nur eiserne Ringe an sich, sondern teilt auch diesen Ringen die Kraft mit, dass sie eben so gut, als der Stein selbst, andre Ringe anzuziehen vermögen. Zuweilen sieht man eine sehr lange Reihe von eisernen Ringen an einander gefügt, und mit allen diesen ist die Kraft aus ienem Steine vereinigt.

Eben

Eben so begeistern die Musen durch eigene Kraft, und die Begeisterten sezen andre wieder in Begeisterung, und so bildet sich eine ganze Kette von Begeisterten. Die epischen Dichter bringen nur im Anfalle von Begeisterung ihre vortreflichsten Gesänge zur Welt. Und die Dithyrambensänger gleichen den rasenden Korybanten. Sie strömen nicht bei ruhiger Besonnenheit so erhabene Oden aus ihrem Munde; sondern werden fortgerissen von dem rhythmischen Gang, und vom Enthusiasmus im Wirbel umhergetrieben, wie die Bacchantinnen. Also nur göttliche Begeisterung feuert sie an; darum kann ein ieder blos von dem schön dichten, wozu ihn die Muse antreibt. Der Eine raset in Dithyramben; der Andre fliegt mit Hymnen empor; ein Dritter singt ein iambisches Lied. Jeder ist nur in seiner Gattung der Dichtkunst Meister; in den übrigen geht's ihm, wie dir mit Hesiod und Archilochus. Gott bedient sich der Dichter als seiner Diener, so

wie

wie der Oralelsprecher und Propheten. Sie selbst sind ohne Besinnung, damit wir sehen, dass nicht sie die Dinge von so hohem Werth und so tiefem Sinne sagen; sondern dass die Gottheit selbst durch ihren Mund rede. Scheint dir dies nicht der Wahrheit gemäs zu sein?

Jon. Du hast völlig meine Gedanken getroffen. Auch mir sind die Dichter nichts anders, als begeisterte Dollmetscher der Gottheit.

Sokr. Und ihr Rhapsodisten seid Dollmetscher der Dichter. Sag' mir, Jon: wenn du durch homerische Gedichte die Seelen der Hörer und Zuschauer erschütterst, es sei beim Odysseus, wie er plözlich die Buhler seiner Penelope überrascht; oder beim Achilleus, wie er mit allem Vermögen auf Hektor losstürmt; oder bei irgend einer rürenden Stelle von der Andromache, Hekabe, oder vom Priamos; bist du alsdann bei dir selbst, oder ist deine

Sele

Sele verſezt nach Ithaka, Troia, und ins Lager der Griechen?

Jon. Wie du die Sache ſo richtig triffſt! Ja! wenn ich etwas Rürendes abſinge, ſo füllen ſich meine Augen mit Tränen: und bei dem Furchtbaren und Schreklichen ſträubt ſich das Haar, und das Herz bebt.

Sokr. Iſt aber der Menſch bei Sinnen, welcher, geſchmükt mit bunten Kleidern und einer Ehrenkrone, bei Freudenfeſten und Opfermalen Tränen der Wehmut vergieſt, da er doch keine Urſache zur Traurigkeit hat? Iſt der bei Sinnen, welcher unter zwanzig Tauſenden, die ihm gewogen ſind, vom Schreken ergriffen wird, da ihn doch niemand beraubt oder mishandelt?

Jon. Nein, Sokrates, nein, wenn ich die Warheit ſagen ſoll!

Sokr. Und weiſt du, daſſ ihr auch viele unter den Hörern und Zuſchauern in gleiche Gemütsbewegung verſezt?

Jon. Wol weis ich das! Von der Höhe meiner Bühne seh' ich manchen Weinenden, manchen Erschütterten.

Sokr. Sieh nun, dieser Zuschauer ist der lezte der Ringe, von denen ich sagte, dass sie alle vom herakliſchen Steine die Kraft der Anziehung belämmen! Du, als Rhapsodist und Schauspieler, bist der mittlere; der Dichter aber der erste. Und Gott ziehet, nach seinem Gefallen, die Selen aller dieser Menschen an sich, und durchströmt sie mit seiner Kraft. An diese ersten Ringe fügen sich, wie an ienen Magnet, nach und nach andere an, welche von den Musen geradezu angezogen werden. Allein ieder Dichter hängt an seiner Lieblingsmuse, und wird von ihr begeistert, und völlig beherrscht. So werden einige vom Orpheus, andre vom Musäus, die meisten, wie du, vom Homer angezogen. Und daraus schlies' ich, dass nicht die Kunst dich zum mächtig-

tigſten Lobpreiſer Homers macht, ſondern die göttliche Begeiſterung.

Jon. Ob du im Ernſte redeſt?

Sokr. Gut, ich will dich einmal hören! Ich mögte iezt nur noch wiſſen, ob du von allen Stellen Homers gleich kräftig durchdrungen biſt, oder nur von einigen ſo vortreflich zu reden weiſt?

Jon. Nicht eine einzige iſt ausgenommen.

Sokr. Homer ſingt aber auch Dinge, die du nicht verſtehſt.

Jon. Von Dingen, die ich nicht verſtehen ſoll? von welchen?

Sokr. Er hat Stellen von der Kunſt, den Streitwagen zu lenken; er erzält, was Hekamede, Neſtors Beiſchläferinn, dem verwundeten Machaon für einen Heiltrank giebt; er führt bei mereren Gelegenheiten die Warſagerkunſt an, auch vieles von der Wiſſenſchaft eines

Steuermanns, eines Feldherrn, und drgl.: wer wird solche Stellen besser verstehen, ein Wagenlenker, Arzt, Warsager, Steuermann, Feldherr; oder du, der Rhapsodist?

Jon. Ich ziehe mich vor deinen Gründen zurük.

Sokr. Du siehst also, dass vielerlei Künste von der Kunst des Rhapsodisten verschieden sind. Du wirst auch eingestehen, dass ein Rhapsodist nicht alles verstehen kann.

Jon. Vielleicht nur solche Dinge nicht.

Sokr. Unter solchen Dingen verstehst du vielleicht alles, was jeder besondern Kunst eigen ist. Was wirst du denn eigentlich vollkommen erkennen?

Jon. Ich glaub': alle Reden, die sich für einen Mann schiken, oder für eine Frau; für einen Sklaven, oder Freigebornen; für einen Bürger, oder Archonten.

Sokr.

Sokr. Du glaubst also, z. B. dass ein Rhapsodist besser wisse, wie man mit Kranken zu reden habe, als ein Arzt? Oder verstehst du solche Reden, die sich für eine Frau schiken, wenn sie mit ihrem Weber spricht?

Jon. Gar nicht.

Sokr. Aber weist du, wie ein Feldherr seinen Kriegern zureden mus?

Jon. Dies wird ein Rhapsodist verstehen. Sei versichert, Sokrates, auch dies hat mich Homer gelehrt!

Sokr. Wer also ein guter Rhapsodist wäre, der müste gewis auch ein guter Heerfürer sein?

Jon. Allerdings.

Sokr. Und ein guter Heerfürer wär' auch ein guter Rhapsodist?

Jon. Dies mögt ich nicht behaupten.

Sokr. Das erstere angenommen,

so bist du, als der vortreflichste Rhapsodist, auch der beste Heerfürer unter den Griechen. Und wie? du rhapsodirst in den Städten umher, und stellst dich nicht an die Spize eines Heeres? Bedarf Griechenland weniger eines Heerfürers, als eines Rhapsodisten, der mit einer Goldkron' auf dem Haupte daherzieht?

Jon. Jede Stadt hat schon ihren Befelshaber, bedarf also keines neuen. Und ich glaube, dein Athen würde mich, als einen Fremden, eben so wenig, wie Sparta, zum Feldherrn wälen, wenn ich auch am tüchtigsten dazu wäre.

Sokr. Theuerster Jon! haben wir nicht schon den Apollodor aus Kyzikos, den Heraklides von Klazomene und andre Fremdlinge zu Befelshabern gehabt? Und den ephesischen Jon sollte man nicht mit dieser Würde beehren? Um Vergebung, mein lieber Jon! Du machst es offenbar, wie Proteus. In allerlei Ge-

Gestalten verwandelst du dich, bis du endlich als kriegerischer Befelshaber davon schleichst, ohne mir einen Beweis zu geben von deiner Stärke in der homerischen Weisheit.

Sokrates und Aristipp.

Sokrates.

Sag mir doch, Aristipp, wenn du zween Knaben zu erziehen, und zwar den einen zum Statsmann, den andern fürs Privatleben zu bilden hättest; wie würdest du einen ieden gewönen? Um die Sache zu untersuchen, wollen wir von der Kost anfangen, als dem ersten Stüke bei menschlicher Erziehung.

Aristipp. Immerhin, die Kost scheint mir allerdings das erste zu sein. Ohne Narung kann ein Mensch nicht leben.

Sokr. Wenn sie also Lust haben, und die Zeit da ist, sollen alsdann beide zu essen bekommen?

Arist. O ia!

Sokr. Welchen von beiden müste man gewönen, dringende Geschäfte vorher abzuthun, eh' er seinen Hunger befriedigte?

Arist. Ohne Zweifel den, der dem State geweiht ist; damit die öffentlichen Angelegenheiten, um seiner Bequemlichkeit willen, nicht liegen bleiben.

Sokr. Wenn sie aber trinken wollten, müsten wir eben demselben auferlegen, so lange Durst zu leiden?

Arist. Allerdings.

Sokr. Und welchen werden wir anhalten, seinen Schlaf zu mäsigen, auch wol im Notfall die ganze Nacht zu durchwachen?

Arist. Ebenfalls den nämlichen.

Sokr. Wie aber mit der Enthaltsamkeit beim Genusse der Liebe, dass er nicht von der Verrichtung seiner Geschäfte abgehalten werde?

Arist. Auch daran müste der Statskandidat gewönt werden.

Sokr. Welchen wolltest du anhalten, keine Arbeit zu scheuen, sondern willig darunter auszudulden?

Arist. Natürlicher Weise mus auch der Statsmann arbeiten und dulden lernen.

Sokr. Wie aber, wenn's eine Kunst gäbe, welche das Siegen lehren könnte; für welchen würde sich die am besten schiken?

Arist. In Warheit für den, der dem State sich widmet; denn, Feinde zu überwinden ist wirklich eine vortrefliche Wissenschaft.

Sokr. Meinst du also, dass ein Mensch, so erzogen, sich von seinen Feinden nicht so leicht fangen lässt, als unvernünftige Thiere? Diese lokt man gemeiniglich herbei, indem man ihrer Lüsternheit schmeichelt, und ihrer Fressbegierde Fallen stellt.

Arist. Ganz recht.

Sokr. Bei andern erwekt man die Naturtriebe. So werden die Wachteln und Feldhüner durch die nachgeahmte Stim-

Stimme des Weibchens, und durch den Reiz zur Begattung bethört, dass sie, ohne Gefaren zu scheuen, in Neze geraten.

Arist. Ich finde keinen Anstand, dir dieses einzuräumen.

Sokr. Scheint dir's also nicht schimpflich für einen Menschen zu sein, dass er sich, wie die Dümmsten der Thiere berüken lasse, z. B. wenn ein Wollüstling zu andern Frauen geht, ob er gleich weis, dass ein Ehebrecher Gefar läuft, ertappt, beschimpft und gesezmäsig gestraft zu werden? Wer also bei aller Gefar und Schande, die auf einen Ehebrecher warten, und bei allen Mitteln zur Befriedigung der Lust, dennoch ein fremdes Weib zu Falle bringt; gleicht dieser nicht einem Rasenden?

Ar. Deiner Meinung tret' ich auch bei, Sokrates!

Sokr. Da die Menschen ferner so viel'

viel' unvermeidliche Geſchäfte unter freiem Himmel zu verrichten haben, wie den Kriegsdienſt, die Feldarbeit, das Bauweſen, ſo wirſt du's auch für eine groſe Nachläſſigkeit halten, daſſ ſich ſo viele gegen Froſt und Hize nicht abzuhärten ſuchen?

Ar. In der That, es iſt nachläſſig.

Sokr. Iſts daher nicht nötig, einen künftigen Statsmann, oder Volksregierer zu üben, daſſ er iede Witterung, iedes Ungemach ertragen lerne? Und halten wir diejenigen, die ſo gebildet ſind, für regierungsfähig, ſo müſſen wir die andern, die das nicht ſind, für untüchtig erklären?

Ar. Allerdings.

Sokr. Wie nun? da du ſo gut einſiehſt, in welcher Klaſſe einem ieden ſein Plaz gebüre: haſt du auch wol daran gedacht, in welche dieſer Klaſſen du dich ſelber von rechtswegen ſezen müſeſt?

Ar.

Ar. Ich rechne mich nicht zu denen, welche es nach Regierung verlang'. denn ich halte es für unverständig, daſſ ein Mensch nach den manchfaltigen Sorgen für einen ganzen Statskörper streben mag, indem er so viel für sich selbst zu thun findet. Ist dies nicht eine grose Einfalt? Denn die Städte mögten ihre Obrigkeiten gern gebrauchen, wie ich meine Sklaven. Von diesen verlang' ich, daſſ sie mir alles Notwendige reichlich anschaffen, selbst aber nichts davon anrüren sollen. Eben so meinen die Städte, daſſ ihnen ihre Regenten alles mögliche Gute verschaffen, für sich hingegen dessen entbehren müssen. Wer selbst Geschäfte liebt, und andere gern zu Arbeiten anhält, den such' ich durch eine solche Erziehung unter die Regierungsfähigen zu bringen: mich selbst zähl' ich zu denen, die auf das Bequemste und Vergnügteste zu leben wünschen.

Sokr. Wollen wir nun, Aristipp, auch untersuchen: ob die Obrigkeiten

oder

oder die Untertanen am vergnügteſten leben?

Ar. Ganz gern.

Sokr. Alſo betrachten wir die bekandeſten Völker, und finden in Aſien die Perſer als ein herrſchendes Volk; die Syrier, Phrygier und Lydier aber ſind Untertanen. In Europa herrſchen die Skythen, und die Mäotier *) gehorchen. In Afrika ſind die Karthager herrſchend, und die übrigen Völker unterwürfig. Welchen von beiden Nationalzuſtänden hältſt du für den glüklichſten? den Stand der Herrſchaft, oder der Unterwerfung?

Ar. Ei, Sokrates, wie magſt du alſo fragen! Ich habe nicht die geringſte Luſt zur Knechtſchaft. Es giebt einen Mittelweg, der weder durch die Hüt-

*) Ein Volk am See Mäotis, welcher iezt der Golfo von Azow heiſt. Man mus ſich nicht über die eingeſchränkte Erdkenntnis des Sokrates wundern, ſondern ſein Zeitalter in Erwägung ziehen.

Hütten der Sklaverei, noch durch die Paläste der Herrschaft geht; sondern durch das Land der Freiheit am sichersten zur Glükseligkeit führt; und auf diesem will ich wandeln.

Sokr. Ja, du könntest Recht haben, wenn er eben so wenig durch das Land der Menschen, als durch die Gebiete der Herrschaft und Sklaverei ginge. Wenn du aber unter den Menschen lebst, ohne zu herrschen, ohne untertänig zu sein; so wirst du doch schon eingesehen haben, wie die Mächtigen darauf denken, die Geringen zu plagen, und zu ihrem Dienste zu zwingen. Sahest du schon, dass die Niedrigen säen und pflanzen, und die Hohen die Früchte einärnten, oder wol gar zerstören? Die gebietende Macht kann die Unterworfnen auf mancherlei Arten so lange quälen, dass endlich diese überzeugt werden, es sei besser, untertänig zu sein, als stäts im Kampfe zu liegen mit den Stärkern. Auch im Privatleben hat der Starke die Obermacht über den Schwachen.

Ar. Eben darum lass' ich mich in keiner Stadt als Bürger nieder, sondern lebe allenthalben als ein Fremder.

Sokr. Was das für ein kluger Ausweg ist, Aristipp! Denn seitdem Sinis, Skiron und Prokrustes *) tod sind, haben die Fremden keine Gewaltmer zu befürchten. Ausserdem erscheinen öfters Verordnungen wider alle Gewalttätigkeiten; ia man befestigt die Städte, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und bemüht sich sogar um auswärtige Bundesgenossen: und doch ist man oft nicht sicher vor Beleidigungen. Du aber, Aristipp, der du weder Obrigkeit noch Bürger bist, und manche Zeit auf den Landstrasen zubringst, wo die meiste Gewalt verübt wird; der du in ieder Stadt geringer als alle Bürger, und überhaupt ein

*) Ein berümtes Triumvirat, wie Käsebier, Kartouche und Horia; Theseus war, nach Ovids Berichte, der Vertilger dieser Brut. Wer sie genauer kennen lernen will, schlage das siebente Buch in Ovids Verwandlungen nach.

ein Mann bist, an den sich böse Leute gern machen, du meinest nun, es werde dir als einem Fremden kein Leid geschehen? Traust du darauf, dass die Städte dir, wann du kömmst, und wann du weggehest, Sicherheit versprechen? Oder darauf, dass du allenfalls ein solcher Knecht sein würdest, mit dem keinem Herrn gedient wäre? Denn wer verlangt, einen Menschen im Hause zu haben, der nichts arbeiten mag, und doch auf das köstlichste zu leben begehrt? Wie wird man einen solchen Gast behandeln? Die Lekerheit wird man ihm durch Hunger abgewöhnen; den Diebsgriffen wird man durch Vorsicht einen Riegel vorschieben; wider die Flucht sind Beinschellen gut, und die Faulheit vertreibt man mit Schlägen. Oder wie machst du es, Aristipp, wenn du unter deinem Gesinde einen solchen Taugenichts wahrnimmst?

Ar. Ich straf' ihn auf alle mögliche Art, bis ich ihn zwinge, gut zu thun.

Aber, Sokrates, in allem Ernſte, warum ſind diejenigen, welche für den Stat erzogen werden, deiner Meinung nach, beſſer und glüklicher, als andre, welche Mishandlungen ausgeſezt ſind, und hungern, frieren, dürſten, wachen, und alles Ungemach willig erdulden? Ich wenigſtens ſehe nicht ein, worinn der Unterſchied beſtehe, ob man ſeinen Leib gezwungen, oder gutwillig, den menſchlichen Plagen unterwirft. Iſt's nicht Thorheit, wenn man das Böſe mit gutem Willen über ſich ergehen läſſt?

Sokr. Wie, Ariſtipp! ſiehſt du keinen Unterſchied zwiſchen dem, was man freiwillig, und dem, was man gezwungen leidet? Wer freiwillig hungert und dürſtet, kann auch eſſen und trinken, wann er will. Wer eine Mühe freiwillig übernimmt, der arbeitet voll Hofnung und Luſt. So erträgt ein Jäger die Beſchwerlichkeiten bei der Jagd mit Vergnügen. Wie viel höher ſteigt das

Ver-

Vergnügen, die Freude, die Selbstzufriedenheit bei denen, die mit ganzer Sel' und aus allen Kräften sich bestreben, nüzliche Freunde sich zu erwerben, oder Feinde zu überwinden, oder die Stärke des Geistes und des Körpers zu vermeren, oder die Umstände seiner Familie zu verbessern, oder sich um Freunde verdient zu machen, wie um das Vaterland? Müssiggang und Wollüste können, wie die Lehrer der Kampfübungen versichern, dem Leibe keine gesunde Beschaffenheit geben, noch in irgend einer Sache die Einsichten des Geistes erweitern. Hingegen leiten die Uebungen der Geduld, nach der Bemerkung kluger Männer, zu guten und rümlichen Thaten. Wie schön erklärt sich hierüber Prodikus, in seiner Schrift über den Herkules, die er iedermann vorzulesen pflegte? So viel ich mich erinnere, schreibt er also von der Tugend und von dem Laster:

Herkules, der Sohn des Göttervaters, war nunmer zu iener schim-

mernden Blüte des Lebens gelangt, wo die zur Thätigkeit heranwachsende Jugend ins höhere Leben eintrit, und ohne Zurükhaltung den Weg verfolgt, den die Leidenschaft sie führt, oder die Klugheit ihr anweiset. In diesem noch unbefestigten Alter fängt entweder das Laster, wie ein unvertilgbares Unkraut, in der reinen Sele seine giftigen Wurzeln zu verbreiten an; oder die sich öfnende Knospe der Tugend zeigt im voraus schon die köstlichste Frucht. Denn wenn in der unbeflekten Sele des Jünglings ein ädler Vorsaz tief eingedrükt wird, so wird er eben so gewis auf immer die männliche Brust anfeuern, als im Gegenteil das Laster sich einnistet, so bald man einige Tropfen aus seinem Gifbecher gekostet hat.

Herkules nun, der eben in dieses kritische Alter eingetreten war, und sich gleichwol zu erhabenen Thaten schon reif fülte, war eines Tages über seine Lage in Gedanken vertieft. Zum Nachden-

denken aufgelegt, ſuchte er die Einſamkeit, dieſe Pflegemutter der weiſern Betrachtung. Mit iedem Schritt entwikelten ſich in ſeiner Sele neue Entwürfe, und ſo kam er voll ernſter Betrachtung in ein abgelegenes Thal, deſſen romantiſche Lage gewaltig auf ſein Herz wirkte.

Sein Geiſt überſah mit der Aufmerkſamkeit eines ſchon gebildeten Denkers den ungewiſen Pfad des Lebens. Vor ihm hin lag der Tugend rauhe Höhe, und dort der blumichte Fusſteig der Wolluſt. Dieſer Anblik zerrüttete ſein unentſchloſſenes Gemüt, das noch zwiſchen Furcht und Sehnſucht wankte. Bald glühte ſeine Bruſt von ädlem Durſte nach Ruhm: bald lenkte die Liebe zur Ruhe ſeine weiche Sele zu ſanften Gedanken, und löſchte iene aufſteigende Flamme wieder aus.

Indeſſen ward er von ferne zwo weibliche Geſtalten gewar. Gerade auf ihn zu ſchienen ſie ihre Schritte zu richten:

beide schienen ihm weit über die menschliche Grösse und Schönheit erhaben zu sein. Voll Anmut näherten sie sich, aber iede war mit verschiedenem Reize geschmükt. Jene flöste das sanftere Gefül der Liebe ein; diese erregte ein ehrfurchtvolles Erstaunen.

Die eine erhob sich durch eine angeborne Würde. Kunstlos und ungepuzt gefiel sie nur noch mer. Die Gesundheit erteilte ihren Bliken einen eigentümlichen Glanz. Sie trug ein Kleid, weisser noch, als der erst gefallene Schnee. Ihr Gang war maiestätisch; doch bescheiden ihre Miene. Heiter war ihr Aug', aber der darinn flimmernde Stral himmlischen Feuers war unverkennbar. Sie kam nun immer näher, und näher schien sie immer schöner, immer holder: aber das Vergnügen, das sie einflösen konnte, war durch ungekünstelten Anstand, sanfte Maiestät, und liebenswürdigen Ernst gemildert.

Die andere Schöne verrieth noch eine höhere Farbe: aber ihre Miene war kühn;

kühn; ihr Auge schweifte wild umher; und bei dem nähern Anblik entdekten ihre glühenden Wangen die erborgte Röte einer künstlichen Färbung. Ganz sanft und zart schwebte sie mit leichtem Schwunge daher. Ihr Gewand verrieth durch sein koisches Gewebe iedes zarte Glied, und erhöhte die Reize, die es nur zu beschatten schien. Indem es dünn und frei herabfloß, zeigte sie eine noch schlankere Bildung, und ihre Haut das blendendste Weis. Oft besah sie sich selbst auf der Seite mit einem selbstgenügsamen Lächeln; selbst auf ihren Schatten warf sie einen bedächtlichen Blik. Dann schaute sie nachläßig um sich her, und bemerkte, ob ihre Schönheit Staunen erregte. *)

*) Absichtlich ist dies Gemälde nicht so lebhaft und anziehend, wie die Poeten, (ein leichtes Volk) so reizend, schön und hold,
mit Rosen um die Stirn',
uns vorzumalen nicht erröten.

Als sie beide ganz nahe zu Herkules kamen, so drängte sich das leztere Frauenzimmer dem erstern vor, und redete mit holder Freimütigkeit den verwunderungsvollen Jüngling an. Wie der honigreiche Thau flos ihre bezaubernde Stimme.

„Was soll diese schüchterne Unentschlossenheit, lieber Herkules? Welche Zweifel können dein Gemüt so zerrütten, lieber guter Jüngling? Folg nur getrost, wohin ich dich füren will, und schweif' uneingeschränkt umher in den Gefilden des Vergnügens. Entfern dich mit mir von den Sorgen und Schmerzen. Verloren in Glükseligkeit sollst du unter meiner Anfürung versenkt werden in unaufhörliche Ruhe. Entfern dich mit mir von Arbeit und Gefaren. Rauh ist der Pfad zum Ruhm, man wandelt ihn durch Krieg und Blut: mein Weg ist sanft, und Friedsamkeit ist mein Gang. Ueberlas den Eiteln die Ehre: die Freuden sind für dich bestimmt. Alle Wünsche deines Herzens will ich dir gewären. Alles soll dir zu Teil werden un-

ter meinem Panier: alles, was dein Ohr entzüken, dein Aug ergözen kann; alles, was deine Gedanken sich schaffen, und deine Empfindungen verlangen mögen. Ich will deine bezauberten Sinne mit Vergnügen sättigen. Kostbare Gastmale, durch Töne der Musik verherrlicht, wie sie am leichtesten die weiche Sele dem gröstten Gefühle der Liebe öfnen; süse Gerüche, die ihre ausgesuchtesten Schäze um sich her ausdüften; immer frische Blumen, dein Lager zu bestreuen, und dein Haupt zu bekränzen; wolriechende Lauben, erquikende Brunnquellen und schattichte Wälder sollen dir beständige Abwechslung verschaffen. Freude soll deine Schritte begleiten, und Ruhe dein Bett weicher machen. Mit diesen Vergnügungen, die nicht mit Mühe geärntet, und nicht mit Kummer vermischt sind, will ich freigebig und ununterbrochen dich unterhalten. Fern von deinem Size soll der seufzende Mangel entfliehn. Sorgenvolle Arbeit soll niemals deine Stirn' im Schweise baden: die ergie-

bigſte Aernte, ohne dein Zuthun gereift, ſei gleich dein Eigentum. Las den arbeitſamen Taglöner den Boden durchwülen; las den raſchen Kriegshelden den Raub des Sieges gewinnen: gerne werden beide den Gewinnſt mit dir teilen, um dafür deine Gunſt zu erwerben. Neue Freuden zu erfinden, zu wünſchen, zu genieſen, dies ſind die einzigen Sorgen, mit welchen ſich meine glüklichen Freunde beſchäftigen."

Der aufmerkſame Jüngling vernahm ihre einnemende Stimme. Voll Ungeduld betrachtete er das lächelnde Mädchen, betrachtete ſie wieder, und horchte. Darauf bat er um ihren Namen.

„Mein Name, holder Jüngling, ſprach ſie, iſt Glükſeligkeit. Mit Rechte können meine Freunde dieſe beneidete Warheit behaupten. Sie teilen mein Glük, ſie können am beſten meinen Ruhm verkündigen: die Verläumdung hingegen nennet mich Trägheit, oder im Allgemeinen, Laſter. Eitle

Ver-

Verkleinerung! Du darfst nicht darauf achten, was die Verläumdung sagt, die Verläumdung, die nur immer geneigt ist, das wahre Verdienst zu schmähen, den glänzendsten Werth zu verdunkeln, und den schönsten Namen zu vernichten.“

Nun kam auch die andre reizende, doch ernstvolle Schöne herbei. Sie näherte sich ganz gelassen mit gleichen sittsamen Schritten.

„Erkenn', o Herkules, so sprach sie mit männlicher Hoheit, erkenn' deine Abkunft von göttlichem Geschlechte. Das zarte Alter, welches gemeiniglich die Stimme des Unterrichts gern hört, lässt mich vermuten, dass du ädelmütig, geduldig, tapfer und weise sein würdest, wenn du in männlichen Jaren deine rumvolle Wal bestätigen solltest. Nun steht alles in Erwartung, dich empor steigen zu sehen. Auf, Jüngling! erheb' dich selbst, und auch mich! Zeig deine hohe Abkunft vom

Him-

Himmel, und wag' es, deines Zeus würdig zu sein. Aber, was die Wahrheit eingiebt, das soll mein Mund dir nicht verhelen. Mit Mühen wirst du die steilen Höhen erreichen. Wachsamkeit und Sorgen müssen dir den unschätzbaren Preis gewinnen helfen, den der Himmel am Ziele der Laufbahn dir vorgesteckt hat, nämlich das wirkliche Gute und die wahre Glückseligkeit. Die Ehre belohnt nur den Tapfern und Kühnen: den Trägen und Furchtsamen feuert sie an. Arbeit und Gefar stehen voll Ernst vor ihrem Throne; sie bewachen nach Zeus Befelen den geheiligten Plaz. Wer sie sucht, muss ausnemenden Aufwand ertragen, und den Preis des Nachrums erkaufen mit Arbeit, und Sorgen, und Schmerzen. Willst du der Götter besondere Sorgfalt gewinnen, o Herkules, so sieh voll Ehrfurcht zu den unsterblichen Mächten! Rein sei dein Herz, wann du ihren Altären dich nahest, und opferst! Oder willst du des Vaterlandes lauten

Bei-

Beifall gewinnen, willst du wie sein Vater geliebt, und wie sein Gott verehrt werden; so nimm dich mit Mut und Kühnheit der Sache des Vaterlands an. Sei im Rathe seine Stimme, und sein Schwert im Gefechte. Verfolg im Frieden und Kriege den Vorteil des Vaterlandes; gerne must du für dasselbe entblösen deine männliche Brust, und gerne dein edles Blut vergiesen. Willst du, um den Stolzen zu beugen, und den Unterdrükten zu erheben, in den Künsten des gefahrvollen Krieges berümt sein durch unvergleichliche Stärke? Gut! lern vor allem dich selbst überwinden! Entsag' der Ruhe, der Zonkunst und jedem sanften Gefüle der Freude. Die Nächte bring öfters mit Wachen zu, und sei nicht misvergnügt über die frostige Umarmung des Winters, noch über die Flammenküsse des Sommers. Mit einer höhern Kraft werden sie prangen deine abgehärteten Glieder. Munterkeit wird deinen Arm erheben, und unbezwingbar wird er sein in der Schlacht!"

„Hört

„Hörst du, so unterbrach sie das Laster, hörst du, Herkules, mit welchen Ungeheuern du zu kämpfen hast, welche Gefaren, ädler Jüngling, diese dir zu versuchen gebietet? Für dein zartes Alter, der Freud' und der Liebe bestimmt, schiken sich nicht Gefaren und Kriege. Komm zu mir, schöner Jüngling, zur Lieb' und Freude! Kein Ungeheuer soll bei mir deinen leichten Lauf verhindern, deinen Frieden sollen keine Sorgen stören. Ich führe dich auf einem ebenen und nähern Wege zum Glük! Ewige Freuden, ädler Jüngling, ia ewige Freuden herrschen bei mir!"

„Was für Freuden, eitle, betrügerische Dirne, sind dein, versezte die Tugend mit Verachtung? Schlummerst du nicht sinnlos in Bequemlichkeit dein Leben dahin? Deine weichen Glieder vermeiden die Arbeit, und diese verschönert doch die Glükseligkeit, und versüst alle Freuden des Lebens. Du leerest

reſt den überflieſenden Becher, ehe der Durſt es verlangt, und ſpeiſeſt, ehe der Hunger zum Gaſtmal dich ladet. Deine geſchmakloſen Freuden kommen der Begierde zuvor, und Schwelgerei dient dir für den Hunger. Ja die Schwelgerei beſchwert die Natur, und vergebens bedient man ſich manchfaltiger Künſte, um ihren Ekel zu bezwingen. Der funkelnde Nektar, in Eisgruben abgekült; der köſtlichſte Tiſch, mit den ausgeſuchteſten Gerichten beladen; dies alles hat für dich keinen Geſchmak. Die erquikende Ruhe flieht von deinem blumichten Lager; denn nur durch Trägheit biſt du ermattet, und dein Schlaf iſt nicht mit Müh' und Arbeit erkauft. Aus den unerſchöpflichen Schäzen der liebreichen Natur flieſt der reine Quell der unverfälſchten Freuden. Ihrem Geſeze widerſtrebt ihr, und vernichtet die wonneleeren Stunden: den Tag raubt euch der Schlaf, und der Schwelgerei wird die Nacht aufgeopfert. Ob du gleich unſterblich biſt, ſo ſchleuderte

doch

doch der erzürnte Zeus dich vom Himmel herab, um auf ewig, von diesem heiligen Size der Unsterblichen verbannt, auf der Erde bei dem ausgearteten Geschlechte des Menschen zu wohnen, auf der so verworfenen Erde, welche der Thor umfasst, und der Weise verachtet. Eingebildete Glükliche, die du überall von Vergnügen träumest, um den Sinnen zu schmeicheln, wo aus dem ganzes Wesen besteht! Und doch hast du den reizenden Gegenstand deiner Augen, eigne gute Handlungen hast du noch niemals gesehen. Von den schmelzendsten Gesängen umsäuselt, und von den sanftesten Tönen eingewiegt, schlummerst du: iedoch nie hast du das, was die Sele noch weit mer, als der süseste Gesang, ergözt, nie hast du deinen Ruhm gehört. Nein, bei deinen Schwelgereien müse der Thor nur erscheinen; für ihn fliese deine Rede sanft, und für ihn lege deinen lokenden Fallstrik! Welche unermessliche Glükseligkeit geniesen deine muntern Freunde? Eine

Eine Jugend voll Thorheiten, ein Alter voll Sorgen; jung, und schon entkräftet; alt, und noch nicht weise: das Laster vermindert ihre Stärke, und zerrüttet ihren Verstand. Eitel, müssig, empfindsam verschwindet ihnen die Lebensblüte, und in gedankenloser Ruhe behalten sie die Schmerzen für das Alter. Unglüklich und hofnungslos in den trüben Tagen einer verdunkelten Aussicht streben sie mit Gram und Elend nach dem Rande des Grabes. Ueber das Vergangene sind sie beschämt, und bekümmert über das Gegenwärtige. Sie leben, und werden verachtet; sie sterben, und man nennt ihren Namen nicht mer."

„Ich hingegen, fuhr sie mit gefülter Würde fort, ich wohne bei Göttern und gottähnlichen Menschen. Mich betrachtet der Allmächtige mit dem erhabensten Wolgefallen. Alle die vortreflichsten Werke, von Göttern oder Menschen erfunden, entstehen durch meine Eingebung. In mir wohnt Rath mit

Stärke, Kunst, und Arbeitsamkeit durch holde Bande vereinigt. Mein Unterricht lehrt und bessert das Herz, und bewafnet den Verstand mit Weisheit, und zeigt den sichersten Weg zur Statskunst. Bei mir wohnt die wahre Freundschaft, welche nur diejenigen ädeln Seelen verkäupft, die ich zuvor vereiniget habe. Auch brauchen meine Freunde nicht die manchfaltigen Feste und kostbaren Gastmale: der Hunger ersezt ihnen alle Wirkungen der Kunst. Die Arbeit bereitet ihre müden Glieder zur Ruhe. Süs und erquikend ist ihr Schlaf: leicht, stark und frölich stehen sie auf. Zufrieden mit einem dankbaren Nachruhm betreten sie meine Pfade; und indem sie allmälig abwärts steigen, so versinken sie endlich, aber mit Gesundheit und mit Freuden, in das hohe Alter, und sehen mit Entzüken auf ein wol angewendetes Leben zurük, in welchem ungenüzt keine Stunde vorbeiging, sondern ieder Tag mit einer guten oder schönen Handlung bezeichnet ward.

ward. Und wann zulezt der bestimmte Zeitlauf vollendet ist, so ruhet ihr Staub im Frieden. Ihr Name siegt über das Schiksal; ein ewiger Nachruhm verkündigt ihr Lob, und ihr Andenken lebt in unsterblichen Liedern."

„Dies, o Herkules, ist Glükseligkeit! Gehorch meiner Stimme; las deine himmlische Abkunft deine Gedanken erheben, und deine Thaten beleben! Sieh, hier ist der Pfad, der zum Nachrume führt, und dich von der Erd' emporbringt zum Size der Unsterblichkeit! Sieh, ich leite deine Schritte! Auf, Herkules! auf diesem Pfade findest du dein Vaterland wieder, den Himmel!"

Ihre Worte hauchten himmlisches Feuer in seine Sele, und verliehen ihm neue Stärke. Schnell empfing sein Herz diese ädle Flamme; seine Brust schwol von dem grosen Vorhaben empor, und arbeitete unter erhabenen Gedanken. Der Nebel des Irrtums zerstreute sich vor seinen Augen, und er

ſah nunmer das Laſter im helleſten Lichte. Aller betrügeriſchen Künſte ungeachtet erkannt' er iezt die Dirne in ihrer eigentümlichen Geſtalt. Unverdekt ſtand ſie nun vor ihm da die falſche Sirene! All' ihre geprieſenen Reize, welche kurz zuvor ſo friſch und lieblich ſchimmerten, waren nun blas, verwelkt und verſchwunden.

Die roſenfarbene Blüte bedekte nicht mer mit angenemer Täuſchung ihr verunſtaltetes Antliz. Jeder erborgte Reiz war weggewiſcht von ihrer Wange. Bleſſe Krankheit ſchlos ihre eingefallenen Augen, und Leidenſchaften verdunkelten ihr Geſicht. Sie hatte nun gleiches Schikſal mit dem Regenbogen: kaum hat ſich dieſer eine Zeit lang entfaltet, und mit ſeiner bunten Malerei geprangt, ſo erblaſſen die glänzenden Farben, und entziehn ſich nach und nach unſrer Betrachtung; da, wo verhin die ſchönſte Erſcheinung ſo prächtig ſchimmerte, da ſinkt nun die tiefſchwe-

ben-

hende Wolke herab, und wir erblikten rings umher nur Finsternis.

Doch indessen entdekte die immer mehr entzükende Tugend neue Reizungen. Immer liebenswürdiger ward sie, und immer heitrer, und ihr Lichtstral ergos sich in die geösnete Sele des Jünglings. Ihre schönen Lippen zogen sich in ein sanftes Lächeln, und milderten die ernsten Eindrüke ihrer erhabenen Miene. So, wie der gefülvolle Schüler der Natur, voll Empfindungen und Ehrfurcht, die Morgenröte betrachtet, so stand iezt Herkules vor der Gottheit der Tugend.

„Ich bin dein, rief er mit namenlosem Entzüken, ich bin dein, o menschenfreundliche Göttinn! Zeig mir deinen Pfad; hier hast du meine ganze Sele! Sei du meine Fürerinn, und las mich niemals von dir entfernen!“

Die himmlische Schöne versah mit göttlicher Stärke seine kühne Sele; alle Fähigkeiten des grosen Mannes waren

in seiner Brust versammelt: biedrer Mannsinn, unerschütterte Beständigkeit, unerschrokne Tapferkeit, ausharrende Geduld. Und so befreite er, durch manchen schweren Kampf, durch manche kühne Unternemung, die Erde von den gefärlichsten Ungeheuern, mit Kraft von der mächtigen Tugend ausgerüstet. Sie war es, die ihn in die glükseligen Wonungen überführte, und ihn mit ewiger Jugend krönte. Nach seinem Tode ward er unter die Zal der Götter versezt.

So lautet die Erzälung von Herkules. Prodikus aber pflegte seine Gedanken mit schönern Worten auszudrüken, als ich. Wenn du nun das Ganze überlegst, Aristipp, so wirst du erkennen, daß du Ursach' habest, auch ein wenig für die künftige Zeit deines Lebens zu sorgen!

Manche Tugendläugner glauben, Sokrates sei zwar geschikt gewesen, seine Schüler und Freunde zur Rechtschaffenheit und Gottesverehrung zu ermuntern: aber das habe er nicht verstanden, wie er sie darinn immer weiter bringen und befestigen müste. Freilich kann man von seinem Liebling, dem Sohne des Klinias, nichts weniger als Beharrlichkeit in der Tugend rümen, auch von seinem beständigen Gefärten Antisthenes hätte er mer Achtung für den Wolstand fodern sollen: denn dieser Philosoph von der hundischen Sekte war in seinem zerrissenen Mantel eben so voll Einbildung und Stolz, als Aristipp, der Schöngeist im Modegewand, und Diogenes, der nakte Weltbürger in der Tonne.

Ich bitte aber, zu überlegen, nicht nur, dass er diejenigen, welche schon alles zu wissen glaubten, durch seine Fragen von ihrem Irrtum überzeugte, sondern auch, dass er seine Freunde

durch seinen täglichen Umgang und sein Beispiel immerfort unterrichtete; und alsdann zu prüfen, ob Sokrates geschikt gewesen sei, seine Schüler zu bessern. Man hatte ihm einst hinterbracht, dass der jüngere Aristodem keine Religion hätte, wenigstens geflissentlich über diejenigen spottete, welche öffentlich den Göttern opferten, und das Orakel befragten: sogleich suchte er Gelegenheit, sich mit ihm hierüber zu unterreden, und war auch so glüklich, den Freigeist zu bekehren.

Sokr. Es ist mir ungemein lieb, Aristodem, dass ich dich einmal habe! Ich mögte gern von dir wissen, ob du manche Menschen wegen ihrer Geschiklichkeit bewunderst?

Arist. O ja.

Sokr. So nenn' mir doch einige Namen!

Arist. In der epischen Dichtkunst bewundre ich vor Allen den Homer; in den

den Dithyramben den Menalippides; im Trauerspiele den Sophokles; in der Bildhauerkunst den Polyklet; und in der Malerei den Zeuxis.

Sokr. Scheinen dir diese gröserer Bewunderung werth zu sein, welche Bilder ohne Verstand und Bewegung verfertigen, oder iene, welche belebte, verständige und wirksame Wesen erschaffen?

Arist. Natürlicher Weise die leztern; wenn es nur keine Werke des Zufalls, sondern Geschöpfe der Ueberlegung sind.

Sokr. Bei manchen findet man keinen Grund ihres Daseins; hingegen fällt bei manchen andern ihre Brauchbarkeit iedermann in die Augen: welche von beiden hältst du für Werke des Zufalls oder der Ueberlegung?

Arist. Ohne Bedenken seh' ich ein, dass die brauchbaren Dinge Werke der Ueberlegung sind.

Sokr. Hat nun nicht der Schöpfer der Menschen uns die Empfindungswerkzeuge um des Nuzens willen gegeben? Was wär' uns die sichtbare Welt, und iede Stimme, iedes Rauschen, ieder Schall, wenn wir nicht Augen und Ohren hätten? Wozu dienten uns die mancherlei Arten des Wolgeruchs und des angenemen Geschmaks, wenn Nase und Mund uns felten? Um das Gesicht zu bewaren, hat es die Vorsehung mit Augenliedern versehen, die zum Sinnesgebrauche sich öfnen, und im Schlafe vor nächtlicher Gefar sich schliesen. Gegen den Schaden der Luft, gegen Staub u. s. w. sind die Augenbraunen und Wimpern zur Beschüzung beigefügt. Man vernimmt alle Stimmen und Töne, man betrachtet alle Gegenstände der Natur, und, siehe! die Ohren und Augen werden niemals angefüllt; der Mund, welcher alle Lebensnarung empfängt, und nach dem Zermalmen in den Bauch befördert, hat nahe bei den Augen und der

Nase

Nase den Plaz erhalten, damit man das Gute und Schädliche durch diese Sinneswerkzeuge unterscheiden könne; die Kanäle der Ausleerung sind hingegen von den Sinnen entfernt: können alle diese weisen Verfügungen dich zweifeln lassen, ob sie Werke des Zufalls, oder des Verstandes sind?

Arist. Warlich nein! In allen diesen Stüken erkennt man das Werk des göttlichen Meisters, welcher Sorge trägt für das Leben seiner Geschöpfe.

Sokr. Ferner, der Trieb zur Begattung, die Lust der Mutter am Kinderstillen, das heftige Verlangen des Säuglings zum Leben; dies sind lauter Veranstaltungen des Urhebers der Welt. Aber, was meinst du, wohnt auch etwas Verstand in dir?

Arist. Frag mich nur, ich werde dir antworten!

Sokr. Du weist doch, dass du an deinem Leibe ein wenig feste und flüssige

ge Teile hast, dergleichen in der Welt noch viele vorhanden sind; auch vom andern Stoffe, wovon anderswo noch grose Massen zu finden sind, ist ein kleiner Teil zum Bau deines Leibes gekommen. Kannst du also wol glauben, du habest durch einen Glüksfall den Verstand erhalten, den man sonst nirgends antrist; und die übrigen unendlichen Werke werden so ohne allen Verstand, iedoch in der besten Ordnung, erhalten?

Arist. Beim Zeus! der Herr der Welt ist mir ia nicht sichtbar, so wie der Meister irgend eines hier verfertigten Kunstwerks.

Sokr. Siehst du doch auch deine Sele nicht, die Beherrscherinn deines Leibes! Du könntest also, nach deiner Art zu schliesen, auch sagen, dass du alles blindlings, nichts mit Ueberlegung thätest.

Arist. Lieber Sokrates, ich verachte die

die Gottheit gewis nicht: sondern ich halte sie für allzugros, als dass sie meines Dienstes bedürfte!

Sokr. Je gröser das Wesen ist, welches dich seiner Fürsorge würdigt, desto mer must du es verehren.

Arist. Sei versichert, Sokrates: wenn ich wüste, dass die Götter sich um uns Menschen bekümmerten, sie sollten mir nicht so gleichgültig sein.

Sokr. So glaubst du noch nicht, dass sie sich deiner annemen? Unter allen Thieren haben sie allein den Menschen aufrecht gemacht, und durch diese Stellung gewinnt er den Vorteil einer weitern Aussicht, und kann alles über ihm besser betrachten. Die übrigen Thiere haben nur Füse zum Gehen: wie sehr kann aber der Mensch durch den Gebrauch und die Geschiklichkeit seiner Hände das Glük des Lebens erhöhen! Auch die Thiere sind mit einer Zunge versehen: iedoch was sind ihre Töne

gegen

gegen die Sprache der Menschen? Und dann die menschliche Sele! Welches Thier kann eine Gottheit erkennen, die den Bau dieses grosen und schönen Weltalls geordnet hat? Wo ist ein Thiergeschlecht, welches den Göttern dient, wie der Mensch? Welche Thiersele ist so geschikt, als die Menschensele, für die Bedürfnisse des Lebens zu sorgen, die mancherlei Krankheiten zu heilen, den Leib durch Uebungen zu stärken, immer mer zu beobachten, und zu lernen, und sich desselben wieder zu erinnern? Siehst du nicht offenbar, dass die Menschen unter den Thieren wie Götter leben; sie sind nach Sel' und Leib weit über sie erhaben? Ein Wesen mit dem Leib eines Rindes, und dem Verstand eines Menschen würde nicht thun können, was es wollte: hätte es aber Hände, und keinen Verstand, so wär' es auch nicht besser daran. Du hast nun die vortreflichsten Gaben erhalten, und glaubst doch nicht, dass die Götter für dich sorgen? Was könn-

ten sie noch für dich thun, um dich von ihrer Gegenwart zu überzeugen?

Arist. Sie könnten mir einen guten Geist zugesellen, wie dir, damit er mir sagte, was ich thun und lassen soll.

Sokr. Wenn sie nun den Athenern durch einen Orakelspruch antworten, oder den Griechen, oder gar allen Menschen durch Zeichen etwas vorherverkündigen; denkst du, dass sie dabei dich allein von ihrer Fürsorge ausschliessen? Kannst du glauben, dass die Götter den Menschen täuschender Weise und unbemerkt die Meinung eingepflanzt hätten, als wären sie mächtig, ihnen Gutes und Böses zu erweisen, wenn sie nicht wirklich Kraft und Vermögen dazu besäsen? Sind nicht die allerältesten und weisesten Einrichtungen in der Welt, die Gesellschaften und Staten, am gottseligsten; und gedenken nicht die verständigsten Menschen am meisten an die Götter?

Er-

Erkennest du, lieber Aristodem, dass der Geist, welcher in dir wohnt, deinen Leib nach Gefallen regiere; so must du ia auch glauben, dass der unendliche Weltgeist alles nach seinem Gutdünken anordne. Du must nicht denken, dass zwar dein Gesicht viele Stadien weit reiche; aber das Auge Gottes sei zu schwach, um alles auf einmal zu sehen: auch nicht, dass zwar deine Sele an die Begebenheiten in Athen, Aegypten, Sicilien denken könne; aber der Verstand Gottes sei nicht hinreichend, an alles zu denken!

Wenn du andern dienest, so erfährst du, wer geneigt ist, dir wieder zu dienen; und fragst du einen Vertrauten um Rath, so erkennest du, ob er Verstand hat. Diesen Versuch kannst du auch mit den Göttern machen; und du wirst finden, dass die Gottheit wirklich so gros und so herrlich ist, dass sie alles zugleich sieht, alles hört, für alles zugleich sorgt, überhaupt wirst du dich überzeugen von ihrer Allgegenwart.

Oft wurde Sokrates aufgefodert, seine Meinung zu sagen über die himmlische Liebe, welche die Alten Venus Urania nennen. Aber manchmal kam auch ein fürwiziger Junge, der wol etwas von den Sophismen eines Aristippus, und von den Abendgesellschaften bei einer Aspasia gehört hatte, und fragte den ernstvollen Weisen um Geheimnisse, deren Depositair nur Alcibiades war.

So erkundigten sich, als Christian der Siebente von Dänemark zu Paris war, Abbee's und Petitmaitres nach den Akademien bei der Madame Geoffrin, und D'Alembert, der Geistesvertraute Friedrich des Einzigen, mag diesfalls oft in Verlegenheit gekommen sein, wie unser Sokrates.

Einst kam zu diesem Griechen Kritobul, der Jüngling, den wir schon aus einem Gespräch' über die Wahl der Freunde kennen, und glaubte, Sokrates würd' ihn die Kunst lehren, so gefällig zu sein, wie Alcibiades.

Kritobul und Sokrates.

Kritobul.

Nach deinem Unterrichte, Sokrates, bin ich immer begierig, besonders, wenn du mir, wie es neulich geschah, zeigen willst, wie man Herzen gewinnen mus. Mit guten Freunden kann ich mich schon verstehen; aber, lieber Sokrates! mit den Schönen? Und zwar, du merkst wol, was ich meine? Ich bitte, gieb mir Unterricht!

Sokr. Nein, Kritobul, das gehört nicht zu meiner Kunst, dass ich dir zeigen soll, wie die Schönen bei den freiern Liebkosungen ihrer Verehrer still halten müssen. Ich habe sogar gehört, dass die Menschen darum so vor der Scylla flöhen, weil sie die Hände nach ihnen ausstrekte, so sagt man auch von den Sirenen, die nach keinem Vorbeisegelnden greifen, sondern alle Leute von fern anfingen, und durch den Gesang

ieden,

ieden, der ihn hört, festhalten und bezaubern.

Krit. So lehr' mich dann deine Kunst, mich bei Menschen beliebt zu machen, ohne nach ihnen zu greifen.

Sokr. Wenn du also wünschest, von iemand ein Freund zu werden, wirst du mir wol erlauben, dich bei ihm zu verklagen, dass du ihn hochschätzest, und seine Freundschaft begehrest.

Krit. Verklag du mich immerhin auf eine solche Art; denn ich kenne keinen Menschen, der diejenigen hasset, die ihn loben.

Sokr. Wenn ich aber fortfahre mit meiner Klage, dass du, aus groser Hochachtung, auch ihm von Herzen gut seiest, wirst du nicht denken, dass ich dich verläumde?

Krit. Ich finde ia vielmehr bei mir selbst, dass ich denen gut werde, von welchen ich vermute, dass sie mir gut sind.

Sokr. Wenn du mir auch noch Erlaubnis giebst, von dir zu sagen, dass du deinen Freunden gerne dienest, dass du stolz auf ihre rümlichen Thaten seiest, dass du über ihr Glük Vergnügen empfindest; so wirst du mich ia wol für einen tüchtigen Gefährten auf deiner Freundejagd halten?

Krit. Aber warum sagst du mir dies alles vor, als ob's nicht ohnehin bei dir stände, alles von mir zu sagen, was dir gefällt?

Sokr. Nein, gar nicht, wie mich einst Aspasia gelehrt hat. Sie versicherte mich, dass geschikte Freiwerberinnen, welche viel Gutes mit Warheit erzälten, im Stande wären, bei zwo Personen die Ehestandsliebe zu befördern; dass sie aber, wenn sie lögen, nichts Gutes mit ihrem Lobe stifteten: denn der Hass des betrogenen Pares gegen einander sei eben so gros, als gegen seine Freiwerberinn. In dieser Ueberzeugung halt' ichs auch für recht,

nichts

nichts anders zu deinem Lobe zu sagen, als was die Warheit ist.

Krit. Ich habe also an dir, mein Sokrates, einen solchen Freund, der mir beförderlich sein kann, in so fern ich selber geschikt bin, mir Freunde zu erwerben; der aber im widrigen Falle nicht Willens ist, zu meinem Vorteil etwas zu erdichten?

Sokr. Meinst du denn, Kritobul, dass es dir nüzlicher sei, wenn ich dich mit Unwarheit lobe, als wenn ich dich dahin bringe, dass du ein rechtschaffener Mann werdest? Gesezt, ich wollte dich einem Schiffsherrn durch ein falsches Lob empfelen, und er vertrauete dir sein Schif, ob du gleich kein guter Steuermann wärest; könntest du wol hoffen, dass du dich und das Schif nicht unglüklich machen würdest? Oder gesezt ich überredete die Stadt öffentlich, aber mit Unwarheit, dass sie dir, als einem guten Feldherrn, Statsmann und Richter die Regierung übergäbe; was meinst du von dem Wohl der Stadt und von

deinem Schikſal? Oder wenn ich in einer Geſellſchaft von etlichen Bürgern von dir rühmte, du wäreſt ein verſtändiger und fleiſiger Landwirth, damit ſie dir ihre Feldgüter überlieſſen; würdeſt du nicht, wenn es zur Probe käme, die Leute in Schaden bringen, und dich ſelbſt lächerlich machen? Nein, glaub mir, Kritobul: der kürzeſte, ſicherſte und rühmlichſte Weg, Lob und Ehre zu erlangen, iſt der, daſſ man in der nötigen Kunſt oder Wiſſenſchaft vorzüglich geſchikt zu werden ſuche. Du wirſt aber finden, daſſ alles, was man in der Welt Tugend nennet, durch Uebung und Fleis vermehrt werde. Weiſt du aber einen andern Weg, lieber Kritobul, ſo ſollſt du mein Führer ſein!

Krit. Ich müſte mich ia ſchämen, wertheſter Sokrates, ſolchen Beweiſen widerſprechen zu wollen!

Die

Die Freundschaft war unsrem Sokrates ein heiliger Name. Seine Schüler und Freunde zeugen einstimmig davon. Der Aedle selbst gab mehrere Beweise von dem moralischen Saze: keine Prob' ist so schwer, kein Opfer so gros, um zu schwer und zu gros für den Enthusiasmus der Tugend und Freundschaft zu sein.

Indessen hielten ihn die ruhigen Aussichten eines Weltbürgers nicht ab, die gemeinen Pflichten gegen sein Vaterland zu erfüllen. In seinem sechs und dreissigsten Jahre rief ihn die Ehre ins Feld.

Athen war nämlich durch seine Siege übermütig geworden, und grif mutwillig jeden Stat an, von dem es auch nur argwöhnte, dass er ihm feind sei. Man befahl den Einwohnern von Potidäa, (in Thrazien, iezt Rum-ili oder Romanien genannt) nicht nur die Mauren der Stadt auf der Seite von Pallene niederzureissen, sondern auch die Obrigkeiten abzusezen, die sie als eine

korinthische Kolonie von Korinth aus erhalten hatten. Erbittert über diese Ungerechtigkeit der Athener kündigten die Korinther ihnen den Krieg an, und schikten ein Heer ins Gebiet von Potidäa. Hierauf fiel ein Treffen vor, worin sich der Sieg für die Athener erklärte.

In dieser Schlacht sah man vom jungen Alcibiades und seinem Lehrer Sokrates Wunder von Tapferkeit und Aedelmut. Nach der allgemeinen Einstimmung seiner Mitbürger selbst hatte Sokrates den Preis des Sieges verdient: dieser Bescheidne überlies ihn aber dem feurigen Alcibiades, den er liebte, und hierdurch aufmuntern wollte, solche Ehrenbezeugungen von seinem Vaterlande künftighin mit eigenen Thaten zu erkämpfen. Kurz vorher hatte er dem jungen Helden in einem Gefechte das Leben gerettet. *)

Man

*) Unübertreflich schön handelt Meisners Alcibiades in dieser Schlacht. Man hat deswegen hier nur die Thatsache von Sokrates angeführt.

Man belagerte die Stadt Potidäa in der ſtrengſten Kälte. Hierbei verſäumte Sokrates die Gelegenheit nicht, ſeinen Körper wider alle Beſchwerlichkeiten des Kriegs und die Rauhigkeit der Witterung abzuhärten, und ſeine Sele in Unerſchrokenheit und Verachtung der Gefar zu üben. Andere verwahrten ſich wider den Froſt, ſo gut ſie konnten: er aber trug ſeine gewönliche Kleidung, und ging mit bloſen Füſen über das Eis. Seuchen wüteten im Lager, und ſelbſt in Athen. Es iſt faſt nicht zu glauben, was Diogenes von Laerte und Aelian verſichern: Sokrates ſoll der Einzige geweſen ſein, der unangetaſtet von Krankheiten blieb.

Bei dieſem Feldzuge ſah man ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Bliken, in Gedanken vertieft ſtehen, als wenn der Geiſt, wie Aulus Gellius ſagt, von ſeinem Körper abweſend wäre. Man kann nicht läugnen, daſſ dieſe Entzükungen eine Anlage zu

Schwärmerei verraten, und man findet in seinem Leben manche Spuren davon. Indessen war es, wie wir oben schon bemerkten, eine unschädliche Schwärmerei, die weder Hochmut noch Menschenhass zum Grund hatte, und die in seiner Verfassung ihm vielleicht nüzlich war. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menschen zu so grosen Gedanken und standhaften Entschliesungen zu erheben.

Noch in zween andern Feldzügen hat sich Sokrates den Ruhm der Tapferkeit erworben, bei Amphipolis und Delium. Ein Aufstand in Megara hatte die Aufmerksamkeit der Athener rege gemacht; denn als die Einwoner von Megara ihre Obrigkeiten abgesezt und vertrieben hatten, so wurden sie selbst unter einander uneins, wie in unsern Zeiten die Männer des Reichs von Aachen. Die eine Partei wollte die Vertriebenen zurükrufen; und die andere wollte ihre Stadt dem Schuze der Athener anvertrauen. Mittlerweile kam Brasidas, der beste Heerfürer, den Sparta damals hatte, vor Megara, und die Thore wurden ihm sogleich gebfnet. Bald darauf kamen die abgesezten Obrigkeiten zurük, nahmen ihr Gewaltsrecht wieder an, und verurteilten hundert Bürger zum Tode.

Brasidas dringt weiter in Thrazien ein, bezwingt verschiedene Städte,

und

und belagert Amphipolis, einen Ort von groſer Wichtigkeit für die Athener, die ihr meiſtes Holz von dorther bekamen. Sie fertigten den nachher berümten Geſchichtſchreiber Thukydides ab, die Stadt zu entſezen; ehe man aber dort anlangte, war ſie ſchon erobert. Allein ſeine Landsleute ſchrieben den Verluſt derſelben ihm zu, und verbannten ihn, auf Kleons Anſtiften, aus Athen. Dieſer zwanzigjärigen Verbannung hat man ſeine vortrefliche Geſchichte zu danken. Bei dieſem Heerhaufen, deſſen Unternemung freilich unerwünſcht ausfiel, war auch Sokrates, und bezeugte auf jedem Poſten, wo man ihn anſtellte, den Mut eines braven Kriegers und den Patriotiſmus eines treuen Atheners.

Einige Zeit darauf drangen die Athener unter der Anfürung des Demoſthenes und Hippokrates in Böotien ein, und wurden bei Delium von den Thebanern geſchlagen, die

nach

nach ihrem Siege so fort diese Stadt belagerten und eroberten. Sokrates hatte sich bei diesem Treffen meistens zu dem Feldherrn Laches gehalten, und das Zeugnis davon getragen, dass die Schlacht wäre gewonnen worden, wenn alle gekämpfet hätten, wie Sokrates. Auf dem Rükzug mit Laches ist ihm sein Genius erschienen, und hat, wie wir bei Gelegenheit anmerkten, durch seine Warnung ihm und seinen Begleitern das Leben gerettet. Auch wurde Xenophon, der vom Pferde gefallen und schwer verwundet war, unterwegs liegend gefunden. Sokrates nahm ihn auf seine Schulter und bracht ihn in Sicherheit.

Wir kennen nun den Sohn des Sophroniskus als Bildhauer und Weisen, als Sittenlehrer und Mann von Welt, als Ehemann und Krieger: allein als Sprecher des Volks, als Verteidiger der unterdrükten Unschuld haben wir ihn noch nicht gesehen. Sein Vaterland gab ihm Gelegenheit dazu.

Am Ende des peloponnesischen Krieges, ungefär im sechs und zwanzigsten Jare desselben, übergab Lysander den Oberbefel bei den Heeren der Halbinsel seinem bestimmten Nachfolger, Kallikratidas, einem ächten Spartaner, von alter Tugend, und ohne neumodische Sitten; und die Athener erwälten den Konon an die Stelle des Alcibiades.

Konon wurde von Kallikratidas in den Hafen von Mitylene getrieben, und daselbst eingesperrt gehalten; diese Gefar berichtete er den Athenern, welche ihm zu Hülfe eine Flotte von hundert

dert und zehen Schiffen abfertigten, die zu Samos, von den Bundesgenoſſen, noch mit vierzig andern verſtärkt wurde. Kallikratidas begegnete dieſer Flotte vor den Eilanden Arginuſſä auf der Höhe des Vorgebürges von Lesbos, im ägeiſchen Meere, grif ſie, troz ihrer Ueberlegenheit, mit erſtaunlicher Tapferkeit an, und verſenkte merere von ihren Schiffen. Da ſich aber das Schif des Perikles, eines Sohns von dem groſen Athener, den Alcibiades Oheim nannte, ihm widerſezte, und er ſich von ſeinem Gegner, da ein Schif von dem Schnabel des andern durchbohrt war, nicht wieder losmachen konnte, ſo wurde er bald von verſchiedenen andern atheniſchen Schiffen umringt, ſeiner heldenmütigſten Gegenwehr ungeachtet von der Menge überwältigt, und, wiewol nicht eher als nach einem groſen Blutbade unter den Feinden, erlegt.

Die Spartaner wurden über den Verluſt ihres Befelshabers mutlos, und wichen

zurük. Die Athener errichteten auf einer der nächsten Insel ein Siegeszeichen. Ihr Verlust belief sich auf fünf und zwanzig Schiffe; die Feinde hingegen büßten siebenzig ein.

Nach der Schlacht erhielten von Athen aus Theramenes und Thrasybulus den Befel, die Getödeten heimzuführen, damit sie mit den gewönlichen Feierlichkeiten könnten begraben werden. Allein es entstand ein heftiger Sturm, der die Vollziehung des Befels unmöglich machte. Die übrige Flotte segelte nach Mitylene, um den Konon zu befreien.

Auf die Nachricht, daß die Getödeten der Begräbnisgebräuche beraubt wären, entrüsteten sich die Athener; denn sie beobachteten dergleichen Feierlichkeiten so strenge, daß sie ihre Unterlassung für ein unaussöhnliches Verbrechen hielten. Hier war der Fall unvermeidlich, und doch sah man ihn als ein Hauptverbrechen an. Unbegreiflich ist es, daß

selbst

ſelbſt Theramenes der Ankläger der übrigen Befelshaber wurde, und hartnäkig und grauſam ſein Anbringen durchſezte.

Die Verklagten erzälten nach ihrer Ankunft in Athen ausführlich alle Umſtände, und rieſen einen ieden, der dabei geweſen war, als Zeugen der Warheit ihrer Behauptungen an. Da aber die Sache vor den Senat kam, ſo ward man einig, ſie der Entſcheidung des Volks zu überlaſſen; und dieſem wurde befolen, das Urteil einer ieden Zunft oder Klaſſe beſonders einzuberichten.

Sokrates widerſezte ſich dieſem ungerechten Verfaren aus allen ſeinen Kräften; denn er konnte iezt ein geltendes Wort ſprechen, da er Epiſtata dieſer Verſammlung war. Er ſelbſt übernahm die Verteidigung der Angeklagten, und behauptete mit unüberwindlich ſtarken Gründen: Da ſie durch Erteilung der Befele, die Leichen zur Begräbnis fortzufüren, ſich ihrer Pflicht

vollkommen entledigt hätten, und da durch den wütenden Sturm sie schlechterdings an ihrem Vorhaben wären verhindert worden; so sei keiner von beiden Teilen des geringsten Fehlers schuldig, und folglich würde es die grausamste Ungerechtigkeit sein, Männer, die so rümlich und glüklich ihr Vaterland verteidigt hätten, hinzurichten. *)

Allein die Ankläger hatten den Zorn des Volkes so sehr entflammt, daß es, allen Vorstellungen zum Troze, sechs von den Befelshabern zum Tode verurteilte, und sie auch wirklich im Gefängnis hinrichten lies.

Platon behauptet bei Gelegenheit dieses Vorfalls, der Pöbel sei ein wankelmütiges, undankbares, argwönisches, grausames Ungeheuer, und schlechterdings unfähig, sich von der Vernunft lei-

*) Manche Fragen und Schwierigkeiten bei dieser Geschichte haben Perizonius, Ernesti und Hindenburg beim Aelian und Xenophon untersucht und beleuchtet.

leiten zu lassen. Und dies Urteil wird durch die übereinstimmende Erfarung aller Zeitalter und aller Völker bestätigt.

Nach dem peloponnesischen Kriege, durch welchen Athen so tief herabsank, wurde Theramenes von dem Tiranuen Kritias verklagt als ein Störer der öffentlichen Ruhe. Der Unschuldige verteidigte sich so nachdrüklich, dass Kritias befürchtete, er mögte freigesprochen werden; daher brachte er einige von den eifrigsten Anhängern desselben in den Senat, wo sie mit Fleis von Zeit zu Zeit den Richtern die Spize ihrer Dolche zeigten, die sie insgeheim verborgen hatten. Die erschroknen Richter verurteilten nun den Theramenes zum Tode.

Sokrates allein, dessen Schüler er gewesen war, wagte es, diesem Todesurteile sich mit aller Macht seiner Ueberredungskunst zu widersezen, und ging darinn so weit, dass er es versuch-

te, die Wache zu hindern, da ſie den Theramenes vom Altare wegriſſ; er muſte aber der ſtärkern Gewalt weichen. Hierauf ermahnte er die Senatoren und das Volk, ſich an ihren verwegenen Unterdrükern zu rächen. Nur das eigne Verdienſt des Sokrates konnte ihn ſelbſt diesmal vor der Wut der Tirannen ſchüzen: ſie lieſen ihn kein ſtärkeres Merkmal ihres Haſſes fülen, als dies, daſſ ſie ihm die Unterweiſung der Jugend verboten.

Das Schikſal des Theramenes wurde von iedem rechtſchaffenen Athener betrauert. Xenophon hat die Unerſchrokenheit verewigt, womit dieſer Statsmann dem Tod entgegen ging. Er ſagt uns, als er das Gift mit bewunderswürdiger Ruhe und Standhaftigkeit empfangen und ausgetrunken hätte, ſo hab' er den Bodenſaz davon, wie bei den Opferlibationen, auf den Boden gegoſſen, und geſagt: Dies für den tugendhaften Kritias! Der Eifer, wo-

womit er das Todesurteil jener Befelshaber auswirkte, bleibt seinem Andenken zwar der einzige, aber unauslöschliche Schandflek.

Perikles, der Jüngere, ein Sohn des groſen Perikles, war einer von denen unglüklichen Feldherrn, welche die Athener, wegen des Vorfalls bei den Arginuſiſchen Inſeln, und wegen der Unmöglichkeit, die durch Schlacht und Sturm verunglükten Mitbürger zu begraben, zum Tode verdammten. Als er noch nichts von ſeinem entſezlichen Schikſal ahnden konnte, ſondern in der gröſten Achtung bei den Archonten und dem Pöbel von Athen ſtand, hatte er einmal eine Unterredung mit Sokrates, über die Tapferkeit der alten Athener.

Sokrates. Ich habe die Hofnung, daſſ die Stadt unter deinem Befele an Tapferkeit und Kriegsrum wieder zunemen, und über ihre Feinde ſiegen werde.

Perikles. Ich wollte, daſſ du die Warheit ſprächeſt, lieber Sokrates; aber ich kann nicht einſehn, wie es möglich ſei!

Sokr.

Sokr. Iſt dir's gefällig, daſſ wir davon ſprechen, wie es iezt angehen kann?

Per. Sehr gern.

Sokr. Du weiſt doch, daſſ der Athener wol noch ſo viele ſind, als der Böotier?

Per. Ja, das weis ich!

Sokr. Glaubſt du, daſſ ſich unter den Böotiern mer ſchöne und thatentüchtige Leute auswälen lieſſen, als unter den Athenern?

Per. Ich glaube, ſie können ſich mit einander meſſen.

Sokr. Welche von beiden ſind wol am beſten unter einander geſinnt?

Per. Ich denke, die Athener; denn viele Böotier ſind überliſtet von den Thebanern, und ſind daher denſelben gar nicht gut. In Athen aber bemerkt man nichts dergleichen. Und iezt ſind

unter allen Griechen die Thebaner die ehrbegierigsten und leutseligsten, welches ihnen ein mächtiger Antrieb ist, für Ruhm und Vaterland Alles zu wagen.

Sokr. Was hast du diesfalls bei den Athenern auszusezen? Wo ist ein Volk, dessen Vorfaren gröſre und ruhmvollere Thaten verrichtete, als die Athener? Und durch alte Grosthaten wird noch manches Herz zur Tapferkeit ermuntert.

Per. Darinn hast du Recht, Sokrates; seitdem aber Tolmidas die tausend Mann in Lebadia verloren hat, und seit dem andern Verluste bei Delium, unter dem Hippokrates, ist der Ruhm der Athener tief gesunken; hingegen haben die Böotier und vorzüglich die Thebaner sich mächtig erhoben. Ohne Spartanerhilfe getrauten sich vorhin die Böotier in ihrem eigenen Lande nicht, den Athenern unter die Augen zu treten; iezt sind sie kühn genug, ohne fremden Beistand in Attika

ka einzufallen, und Athen zu ängstigen.

Sokr. Ich ſehe das ganz wol ein; doch glaub' ich, daſſ die Stadt iezt einen rechtſchaffenen Feldherrn beſſer zu ſchäzen wiſſe. Denn das Vertrauen auf ſeine Kräfte macht unachtſam, träg und ungehorſam; die Furcht hingegen achtſamer, biegſamer und beſcheidener. Dies kann man an den Schiffern ſehen: ſo lange ſie nichts befürchten, ſind ſie ganz ausgelaſſen; ſteigt aber ein Ungewitter auf, oder droht ihnen ein feindlicher Angrif, dann horchen ſie in der feierlichſten Stille auf ieden Befel.

Per. Wenn du alſo meinſt, Sokrates, daſſ ſie iezt folgſamer ſind, ſo giebt uns dies Gelegenheit, zu unterſuchen, wie die Athener zur alten Tapferkeit, zu dem Ruhm und der häuslichen Glükſeligkeit ihrer Vorältern aufzumuntern und zurük zu führen wären.

Sokr. Gut! wenn wir wünſchen, daſſ ſie nach dem Beſize gewiſer Güter

trachten ſollen, welche iezt andre beſi-zen, ſo weis ich kein beſſres Mittel, ſie anzuſpornen, als daſſ ich ihnen die al-ten Rechte dazu beweiſe. Wollen wir ihnen Luſt machen, andre Griechen zu übertreffen an Tapferkeit, ſo müſſen wir ihnen zeigen, daſſ ihnen, von den älteſten Zeiten her, Ruh und Ehre ge-bührt, und daſſ ſie die Erſten in Grie-chenland werden können, wenn ſie nur wollen.

Per. Wie kann man aber dieſes be-weiſen?

Sokr. Ich denke, wenn man ſie an die älteſten Vorfaren erinnert, an die göttlichen Helden.

Per. Etwa an Kekrops, und ſein Urteil über die Götter? *)

Sokr.

*) Pallas und Neptun ſtritten um das Eigentum von Athen; Jupiter verord-nete den Kekrops zum Schiedsrichter, und dieſer entſchied für die Pallas. An-

der

Sokr. Ich meine auch die Erziehung und die Aufname des Erechtheus;*) desgleichen die Kriege, welche man damals

dere nemen zwölf Götter als Richter, und den Kekrops als Zeugen an über den ersten Oelbaum, dessen Ursprung der Pallas zugeschrieben wird. Uebrigens war Kekrops ein Aegypter, der erste König von Athen, und der Zeitgenosse von Mose.

*) Er war der sechste König von Athen, und ist mit seinem Grosvater Erichthonios nicht zu verwechseln. Homer macht ihn zu einem Sohne der Erde, und Pallas zu seiner Erzieherinn. (Ilias, B. 11.) Das Historische von den ältesten Fürsten in Griechenland kann man am besten aus Gatterers Universalhistorie, oder aus Robertsons Geschichte von Altgriechenland ersehen: wer aber eine philosophische Deutung der Sagen von den Heroen der Urwelt verlangt, den verweis' ich auf die lichtvollen Erklärungen in Seybolds Einleitung in die Mythologie.

mals und zur Zeit der Herakliden *) gegen die Peloponneſer und alle benachbarten Völker des feſten Landes führte; ferner die Heldenthaten des Theſeus, **) und die Unternehmungen der ſpätern Griechen wider die übermächtigen Beherrſcher Perſiens und andere Könige. Erwärben ſich nicht die Athener zu Waſſer

*) Die Nachkommen des Herkules, welche nach ſchweren und langdaurenden Kämpfen endlich die Oberherrſchaft über den Peloponnes errungen haben.

**) Wer kennt nicht dieſen Helden, und ſollt' es nur aus dem berümten Duodrama: Ariadne auf Naxos ſein? Er befreite die Athener von dem ſchimpflichen und unmenſchlichen Tribute, den ſie iärlich nach Kreta entrichten muſten; ſie ſandten nämlich ſieben Knaben und ſieben Mädchen dahin als Schlachtopfer zur Verſönung der Manen des Androgeos, Sohns des Königs Minos von Kreta, welchen Aegeus, ein Fürſt von Attika, bei der Feier der Athenäen meuchelmörderiſch umgebracht hatte.
S. Gatterer und Seybold.

ſer nad zu Lande den Preis der Tapfer-
keit?

Per. Dieſen Ruhm haben ſie wirk-
lich. Denk nur an Miltiades,
Themiſtokles, Ariſtides!

Sokr. Daher ſind ſie auch immer
in ihrem Lande geblieben, ob gleich die
Umzüge mererer Griechen ſie ebenfalls
zu Auswanderungen hätte verführen kön-
nen. Viele Völker haben ſie in ihren
Streitigkeiten zu Schiedsrichtern ange-
nommen; viele Unterdrükte haben Zu-
flucht bei ihnen geſucht.

Per. Eben darum wundre ich mich,
Sokrates, wie ſich die Stadt ſo ſehr
verſchlimmert hat!

Sokr. Dies iſt leicht zu erklären.
Wie einen manchen Fechter ſein groſer
Vorzug und ſeine Ueberlegenheit träge
macht, daſſ er endlich dem Gegner un-
terliegt; alſo ſind' auch die Athener
durch ihren groſen Vorzug und ihr Ue-
ber-

bergewicht ſtolz, ſicher, nachläſſig ge-worden, und im Ganzen ausgeartet.

Per. Was haben ſie alſo zu thun, um wieder zur alten Tugend zu gelan-gen?

Sokr. Du fragſt noch? Siehſt du nicht leicht ein, daſſ ſie tapfer und gros, wie ihre Vorältern ſein werden, wenn ſie die Sitten derſelben wieder hervor-rufen, und wenn die Gemälde ihrer Thaten würdige Nebenſtüke zu den Thaten der Alten ſind.

Per. Ja, da ſeh' ich, wie weit die Stadt von wahrer Tugend und Ehre noch entfernt iſt! Denn wann werden die Athener anfangen, gleich den Spar-tanern, die Alten zu ehren, ſie, die ſelbſt ihre Väter verachten? Wann werden ſie ihren Leib durch ſtarke Ue-bungen abzuhärten ſuchen, da ſie dieje-nigen, welche ſich Mühe darum geben, verſpotten? Wann werden ſie ihren Vorgeſezten willig gehorchen, da ſie ein

Ver-

Vergnügen daran finden, die Obrigkeit zu beschimpfen? Wann wird Eintracht und Friedsamkeit bei ihnen wohnen, da so viel Zanksucht, Neid, Betrug und Hass ihre Gemüter beherrscht? Wenigstens lassen ihre Gesinnungen und Sitten immer befürchten, dass endlich gröse-re Uebel daraus entspringen werden, als die Stadt zu ertragen vermag.

Sokr. Glaub doch nicht, Perikles, dass die Verderbnis der Athener so gar unheilbar sei! Siehst du nicht, wie folgsam sie noch auf der Flotte sich beweisen? Wie gelehrig bei den gymnastischen Spielen? Wie aufmerksam und gefällig in musikalischen Gesellschaften?

Per. Darüber mus ich mich eben am meisten wundern, dass solche Leute noch so leutsam sind; und die Krieger zu Wasser und Lande, die doch auch den Ruf der Ehre verstehen sollten, verdienen so vielen Tadel in ihrem Betragen.

Sokr. Betracht' einmal das Gericht des Areopagus, lieber Perikles; es iſt unſtreitig mit ſehr wakern Männern beſezt!

Per. O ia, ich habe nichts wider ſie einzuwenden!

Sokr. Oder kennſt du andere, welche die Rechtshändel geſezmäſiger, redlicher, weiſer und gerechter entſcheiden?

Per. Nein, Sokrates!

Sokr. So darf man auch den Mut noch nicht verlieren. Athen iſt nicht zu tief geſunken.

Per. Da, wo ſie am verſtändigſten, beſcheidenſten und gehorſamſten ſein ſollten, im Felde, kann ich ſie nicht loben.

Sokr. Vielleicht fällt die Schuld auf die ungeſchikten Befelshaber. Mancher Sänger oder Tänzer des verzär-

tel-

kelten Athens nimmt sich vor, Anführer zu werden. So gar mancher Feldherr hat ohne Vorbereitung die Waffen ergriffen. Von dir, Perikles, ist nicht die Rede. Man weis, wo und wie du Kampfspiel und Kriegskunst gelernt, und die geheimen Ränke deines Vaters bemerkt hast. Deine eignen Erfahrungen und dein Nachdenken darüber erweitern deine Kenntnisse, und dein Umgang mit tüchtigen Männern und deine Unermüdsamkeit machen dich zu einem würdigen Feldherrn.

Per. Ich merke wol, Sokrates, dass du mich mit deinen Bemerkungen nicht zu loben gedenkest, sondern du willst mich an meine Pflichten erinnern!

Sokr. Indessen hast du wol öfters daran gedacht, dass hohe Gebirge vor unsrem Lande liegen, welche sich bis in Böotien hinein erstreken; du kennst auch die engen, und steilen Pässe über dieselben?

Per. O ja!

Sokr. Haſt du etwa auch davon gehört, daſſ die Myſier und Piſidier, die zwar nur leicht bewafnet ſind, aber auf ganz ſteilen Bergen wohnen, oft von ihren Höhen herab in Perſien einfallen, groſen Schaden anrichten, und dabei ihre Freiheit beſtändig behaupten?

Per. So hör' ich.

Sokr. Wenn ſich nun unſre jungen Athener eine leichte Rüſtung anſchafften, und die vorliegenden Gebirge des Landes beſezten, meinſt du nicht, daſſ ſie den Feinden groſen Abbruch thun, und den Einwonern zum ſtärkſten Schuze dienen würden?

Per. Allerdings wäre das von groſem Nuzen.

Sokr. Nun wol, mein Beſter, wenn dir das gefällt, ſo mach einen Verſuch! Bringſt du nur etwas davon zu Stande, ſo iſt Ehre dein Lohn, und danken wird dir dein Vaterland.

Von den Wiſſenſchaften, die einem Feldherrn nötig ſind, hatte Sokrates die richtigſten Begriffe; aber von der Hauptpflicht deſſelben ſprach er allemal mit Wärme. Die Athener waren gewont, alljährlich aus jeder ihrer zehen Volksklaſſen einen Oberbefelshaber zu wälen. Einen ſolchen Neuerwälten ſah einſt Sokrates, und ergrif die Gelegenheit, ſich mit ihm in ein Geſpräch einzulaſſen.

Unter andern fragt' er ihn:

Was meinſt du, warum Homer dem Agamemnon immer den Beinamen giebt: Der Hirte der Völker?

Vielleicht darum, war die Antwort: Weil ein Hirte für Narung und Geſundheit ſeiner Heerde ſorgen mus, und einem Feldherrn ebenfalls die Pflicht obliegt, ſeine Soldaten nicht Mangel leiden zu laſſen, und geſund zu erhalten, damit ſie den Zwek des Feldzugs, nämlich Sieg und Glük erreichen.

Weiter, fuhr Sokrates fort: Warum mag der Dichter den Agamemnon mit diesen Worten loben: Er war beides, ein guter König, und tapferer Krieger? Etwa darum, weil er nicht nur sich selbst im Streite tapfer verhalten, sondern auch das ganze Heer zu Heldenthaten anfeuern muß; und weil man von ihm, als einem guten König, nicht nur den höchsten Wolstand seiner eignen Familie, sondern auch das allgemeine Glük des Volkes erwartet? Denn man erwält einen Fürsten, teils um ihn selbst gut zu versorgen, teils um diejenigen glüklich zu machen, die ihn als Herrscher verlangen. So ziehen die Krieger ins Feld voll Erwartung künftiger Siege und vergnügter Tage; und die Befelshaber sind bestimmt, sie zum Sieg und Glüke zu führen. Ruhmlos vom Felde zu kehren, nicht Selbstgröße und Volksglük zu befördern, war nie die Sache deines Vaters, Perikles!

Sokrates und Nikomachides.

Sokrates.

Du kömmſt, wie ich vermute, von der Wahl zurük? Sag', Nikomachides, was für neue Feldherrn ſind gewält worden?

Nikom. (Mit Unwillen) Was die Athener für Leute ſind! Mein ganzes Leben opfert' ich bisher dem Dienſte des Vaterlandes auf, und manche feindliche Wunde zeugt von meinem Betragen. (Hier entblöſt' er ſich, und ſchaut auf die Narben ſeiner Wunden herab.) Aber ſie haben den Antiſthenes gewält, der noch in keinem Feldzug eine bedeutende Role geſpielt hat, und ſich auf weiter nichts verſteht, als auf's Geldmachen.

Sokr. Ei nun, das iſt nicht übel; ſo werden wenigſtens ſeine Soldaten nicht Noth leiden! Zudem iſt Antiſthenes auch ein Mann von vieler Ehr-

begierde, und dies ist eine nötige Eigenschaft bei einem Feldherrn. Weist du nicht, dass die Schauspiele und Feste, welche er gab, allemal wegen der Pracht und des Geschmaks den Preis davon trugen?

Nikom. Das ist wahr. Jedoch, ein Schauspiel geben, und ein Kriegsheer anfüren, welch ein Unterschied!

Sokr. Da aber Antisthenes selbst weder in der Musik noch in der Mimik erfahren ist, so besizt er doch genug Geschiklichkeit, in beiden Stüken die tüchtigsten Leute auszusuchen.

Nikom. Also wird er auch beim Heere schon Leute finden, welche für ihn die Treffen anordnen, Befele für ihn erteilen, und für ihn fechten?

Sokr. Ja freilich: wenn er die tapfersten Krieger eben so gut zu wälen weis, wie sonst die geschiktesten Tonkünstler und Schauspieler, so wird er warscheinlich auch im Felde siegen, wie vor-

vordem im Kreiſe ſeiner Geſellſchaft. Ueberdies wird er geneigter ſein, für einen Sieg über die Feinde, und zur Ehre von Attika Geld aufzuwenden, als zu muſikaliſchen Vergnügungen zum Ruhm ſeiner Verwandten und Freunde.

Nikom. Alſo behaupteſt du, Sokrates, daſſ einer, der ein muſikaliſches Schauſpiel aufführen kann, auch ein Kriegsheer anzuführen verſtehe?

Sokr. Ich ſage nur: Wenn einer irgend einem Werke vorſteht, und weis vollkommen alles, was dazu gehört, es mag eine Künſtlergeſellſchaft, das Hausweſen, die Stadt, oder ein Kriegsheer betreffen; ſo iſt dies ein tüchtiger Mann.

Nikom. Nun, ſo wahr Jupiter lebt, dies hätt' ich von dir nicht erwartet, daſſ du gute Hauswirthe für fähig hältſt, gleich gute Feldherrn zu werden!

Sokr. So laſſ uns einmal die Verrichtungen von beiden unterſuchen!

Müſſen nicht beide darauf bedacht ſein, ihre Leute willig und gehorſam zu machen, und zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten?

Nikom. O ja, Sokrates!

Sokr. Ich glaub' auch, daſſ beide die Böſen beſtrafen, und die Guten belonen müſſen.

Nikom. Allerdings.

Sokr. Sollt' es auch für beide rümlich ſein, die Liebe der Untergebenen ſich zu erwerben? Und bringt es ihnen Vorteile, Gehülfen und Freunde an ſich zu ziehen?

Nikom. Freilich, ſo gewis, als Liebe und Freundſchaft das Glük der Menſchen erhöhen.

Sokr. Müſſen ſie nicht in ihren Geſchäften ſorgfältig und thätig ſein, um das Ihrige zu bewaren?

Nikom. Dies iſt ihnen am notwendigſten.

Sokr.

Sokr. Alſo iſt bis hieher auf beiden Seiten alles gleich?

Nikom. Ja: aber das Streiten kömmt nicht beiden zu.

Sokr. Wol; doch haben beide auch ihre Feinde; darum iſt auch beiden daran gelegen, dieſelben zu überwinden.

Nikom. Das wol! Aber was hältſt du dich damit auf? Sag mir vielmer, was die Haushaltungskunſt helfen kann, wenn's zum Gefechte kömmt?

Sokr. Eben hier am meiſten. Denn, weil ein guter Hausvater weis, daſſ ihm nichts nüzlicher und erfreulicher iſt, als die Feinde zu überwinden, ſo wird er alles, was ſeinen Sieg befördern kann, eifrigſt zu erlangen ſuchen, und dann erſt den Feind mit aller Macht angreifen. Iſt er aber nicht gehörig vorbereitet, ſo wird er ſich ſehr vor einem Treffen hüten. Ich bitte dich, Nikomachides., halt du die geſchikten Hausväter nicht für ſo verächtlich!

lich! Die Verwaltung des Privatvermögens iſt von der Statsverwaltung nur in Anſehung der Gröſe des Gegenſtandes verſchieden; in allen andern Stüken ſind ſie gleich, hauptſächlich darinn, daſſ keine von beiden ohne andrer Hülfe geſchehen kann; und daſſ die Privatgeſchäfte durch keine andern Leute verrichtet werden, als die öffentlichen. Denn die Diener des Stats brauchen niemand anders, als Hausväter in ihrer Privatwirthſchaft, und, wer ſie zu gebrauchen weis, der wird den Angelegenheiten des States ganz gut vorſtehen, wie ſeinen eignen Bedürfniſſen.

Als in Attika, nach dem peloponnesischen Kriege, die Ruhe wieder hergestellt war, da ermannte sich Sokrates mit dem rümlichsten Eifer, die Sophisterei und den Aberglauben zu bekämpfen, und seine Mitbürger zur Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Strasen und Spaziergängen, in Bürgerhäusern, Tempeln, und Werkstätten der Künstler, überall, wo er Menschen fand, die auf ihn blikten, oder die ihm belehrenswerth schienen, da blieb er stille stehen, lies sich in Gespräche und Untersuchungen ein, und erklärte, was recht und unrecht, was heilig und unheilig sei. Die Vorsehung und Regierung Gottes, die Mittel, ihm zu gefallen, die Pflichten des Menschen in seinen verschiedenen Verhältnissen, und die künftige Glükseligkeit waren die Gegenstände seiner Unterhaltungen. Die jungen Athener verliesen sogar ihre Lustbarkeiten, um ihm zuzuhören, welches vorzüglich an Alcibiades auffiel.

Er

Er lehrte nicht, wie ein finſtrer Dorfzelote, ſondern wie ein Freund, der die Warheit ſelbſt erſt mit uns ſuchen will. Muſterhaft und unnachahmlich ſind ſeine Kinderfragen, durch die man ohne ſonderliche Anſtrengung ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber ſich am Ziele ſah, und ſich einbilden durfte, man hätte die Warheit nicht erlernt, ſondern mit eigner Kraft und Kunſt entdekt. Ich ahme hierinn meiner Mutter nach, pflegte er öfters im Scherze zu ſagen: ſie ſelbſt kann nicht mer gebären, aber ſie verſteht ſich auf Kunſtgriffe, wodurch ſie andern ihre Geburten zur Welt befördert. Auf eine ähnliche Weiſe verſeh' ich bei meinen Freunden den Dienſt eines Geburthelfers. Ich frage und forſche ſo lange nach, bis die verborgene Frucht ihres Verſtandes an's Licht kömmt.

Man hat verſucht, zwiſchen unſrem Weiſen von Athen und zwiſchen Jeſus Chriſtus von Nazareth Parallelen zu

zie-

ziehen; aber es gehört ein plutarchiſcher Geiſt dazu, der uns zur Parallelbiographie von Lykurg und Numa ein würdiges Gegenſtük zu erſchaffen vermag.

Der groſe Doktor Leß in Göttingen hat indeſſen ſchon gezeigt, zu welchem Meiſterwerk er fähig wäre, wenn er nichts von dem Gifthauche der Orthodoxen zu befürchten hätte. Juſti gab dagegen dem vortreflichen Dogmatiker (ſieh auch im deutſchen Muſeum, Oktober 1777. S. 314.) zu verſtehen, daſſ er einen Heiden nie mit dem Stifter der chriſtlichen Religion hätte vergleichen ſollen.

Mein Leſſing aber ſagt einmal am Beſchluſſe der Betrachtung über die ewigen Strafen: *) O meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als Leibniz, und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen, als Sokrates. Und ſelbſt

*) Leibniz „von den ewigen Strafen" ſteht im erſten Beitrage zur Geſchichte und Litteratur aus den Schäzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

ſelbſt die erſten griechiſchen Kirchenvä-
ter, worunter ich oben ſchon den Mar-
tyrer Juſtin nannte, ſtellten der chriſt-
lichen Jugend die groſen Männer des
Altertums als Muſter der Tugend vor,
z. B. Baſilius der Groſe preiſet, in
ſeiner Rede an die Jünglinge (über den
Nuzen der alten heidniſchen Schriften)
den Perikles, Sokrates und En-
klides von Megara. An die Stelle
dieſer Männer ſezte man in der Folge
einen Simeon Stylites, Theo-
dor Studita und Franciſcus
Seraphicus, und andre Helden der
Legende.

Das Gespräch mit Euthydemus über die Vorsehung, welches uns Xenophon aufbewahrt hat, ist ein unschätzbares Stük, und beweist deutlich, dass Sokrates das Weltall für das Werk eines einzigen höchsten Wesens erkannte, dessen Eigenschaften über diejenigen, welche man den heidnischen Gottheiten zuzuschreiben pflegte, unendlich erhaben wären. Ueberhaupt erhellet aus vielen seiner Gespräche deutlich genug, dass er die heidnischen Götter, als Phantasiegeburten der Dichter, im Herzen verachtete; denn er war durchgedrungen bis zur Kenntnis eines einzigen Gottes.

Euthydem, mit dem Zunamen der Schöne, besas eine starke Sammlung von Dichtern und sophistischen Büchern; deswegen hielt er sich für geschikter als andre von gleichem Alter, und prangte mit geschriebenen Wissenschaften mer als ein kluger Mann mit seinen eignen. Es war in seiner Kleinmeisterseele so viel als gewis, dass er einst in der Beredsam-

samkeit und in Statsgeschäften iedem Nebenbuler überlegen sein werde.

Sokrates bemerkte an ihm, dass er, um seiner Jugend willen, noch in keiner öffentlichen Versammlung erschien, sondern, so oft er Geistesbeschäftigung suchte, nah' am Markt' in einem Gewölbe zu sizen pflegte. Nun ging einmal Sokrates in Begleitung seiner Freunde dahin. Einer von diesen warf die Frage auf: Ob Themistokles durch den Umgang mit irgend einem weisen Manne, oder blos durch seine Naturgaben und eigne Anstrengung so gros geworden wäre? Sokrates warf einen Blik auf Euthydem, und versezte: Der ist einfältig, welcher sich einbildet, man könne die geringste Kunst ohne guten Meister lernen; was soll man von dem denken, der bei der schweren Kunst, dem State gut vorzustehn, keinen Lehrmeister verlangt?

Ein andermal wollt' Euthydem weggehen, so bald er den Weisen und sei-

ne Geſellſchaft erblikte; denn der Eitle ſuchte den Schein zu vermeiden, als ob er den Sohn des Sophroniskus wegen ſeiner Weisheit bewunderte. Dies Betragen muſte allerdings unſern Sokrates innerlich ärgern; er unterdrükte aber ſeine aufwallenden Empfindungen, und wandte ſich voll Herzlichkeit und guter Laune zu ſeinen Begleitern: Aus allen Umſtänden ſehet ihr, meine Freunde, daſs dieſer Euthydem, wenn er einſt wird zu reifern Jaren gekommen ſein, der Stadt auf ihr Begehren mit Vergnügen und Eifer als Redner ſeinen Rath erteilen wird! Es ſcheint, daſs er iezt ſchon auf einen paſſenden Eingang zu einer ſolchen Statsrede ſinnet. Er ſieht ſich ſo bedächtlich vor, damit ia niemand von ihm glauben ſoll, als ob er von iemand etwas lerne. Ohne Zweifel wird ſeine erſte Rede alſo anfangen: „Männer von Athen! ich habe zwar niemals einen Lehrer gehabt. Und wenn ich gleich hörte, daſs es Männer gäbe, welche in der Bered-

samkeit und in den Statsgeschäften geübt wären, so hab' ich doch niemals ihre Bekandschaft gesucht. Nein, ich habe vielmer iede Gelegenheit vermieden, etwas Nüzliches einem Fremden abzulernen. Was mir indessen so aus eigner Kraft beigefallen ist, das will ich iezt euch rathen, u s. w."

Nun, meine Freunde, wäre dies nicht ein schiklicher Auftrit für diejenigen, welche um das Amt eines Stadtarztes anhielten? Könnte nicht auch der Eingang ihrer Rede füglich also heisen: „Männer von Athen! ich habe zwar die Heilungswissenschaft von keinem Arzte gelernt, und mich immer sehr vor dem Umgange mit Aerzten gehütet: aber vertrauet mir nur das Amt an; ich will mich schon noch bemühen, durch Versuche an eurer Gesundheit die Kunst zu erlernen, u. s. w."

Alle, die gegenwärtig waren, lachten einmütig über die Persiflage.

Euthy-

Erthodem hatte zwar, wie man bemerkte, dem Sokrates aufmerksam zugehört: aber er schwieg noch, als ob er das Lob der Klugheit zu erlangen beste durch Schweigen.

Sokrates schaute mit überredenden Blikeu den Sonderling an, und sagte dann weiter zu seinen Freunden: Es ist doch wunderlich, dass ein Mensch, der auf der Flöte, oder im Reiten, oder in irgend einer andern Kunst und Wissenschaft nach Vortreflichkeit strebt, seine Absicht nicht so gleich durchsezt, und für sich selbst Versuche macht; sondern erst zu den besten Meistern gebt, und sich ihnen, voll Vertrauen auf guten Rath und Unterricht, in allen Stüken übergiebt, damit er ia desto sichrer und geschwinder die ersehnte Stufe der Vollkommenheit erreiche. Mancher hingegen, der ein guter Redner oder Statsmann werden will, bildet sich ein, er könn' ohne Vorbereitung und Fleis gar schnell und mit eigener Kraft zu seinem

Ziele gelangen: und es iſt doch offenbar, daſſ Beredſamkeit und Statskunſt ſchwerer ſind, als iene Künſte; denn viele bemühen ſich darum, und nur wenige kommen ans Ziel. Was dünkt euch leichter zu ſein: ein Perikles zu werden, oder ein Flötenſpieler?

Nach und nach gewann Euthydem unſern Weiſen lieb, und hörte mit Vergnügen ſeinen Unterredungen zu. Einſt rükte der junge Mann näher an die Seite des Menſchenlehrers, und nun lieſen ſie ſich zum erſtenmale mit einander in ein Geſpräch voll Vertraulichkeit ein.

Sokr. Sag mir, Euthydem! iſt's wahr, was ich höre, daſſ du eine ſo groſe Sammlung haſt von Büchern berümter Männer?

Euth. Es iſt wahr, mein Sokrates, und ich ſuche mir immer noch ſo viele zu ſammeln, als ich auftreiben kann.

Sokr.

Sokr. Du bist meiner Bewunderung werth, da du lieber nach Schätzen der Gelehrsamkeit trachtest, als nach den Metallen des Reichtums. Es ist ein schönes Zeugnis von deiner Einsicht, dass du nicht glaubst, das Geld bessre die Menschen, sondern dass du versichert bist, die Gedanken gelehrter und ädler Männer machen uns reich an den Vorzügen der Weisheit und Tugend.

Wie dies dem edeln Jüngling schmeicheite! Er dachte nun, selbst nach dem entscheidenden Urteile des unbestechlichsten Menschenprüfers, auf dem geraden Wege zur Weisheit zu sein. Sokrates merkte wol, wie sehr ihm ein solches Lob gefiele; darum ries er ihn aus dem behaglichen Wahn, und fragte:

Wozu sammelst du aber die schönen Bücher all', und worinn gedenkest du dich hervorzuthun?

(Hier schwieg Euthydem, und sann auf eine Antwort.)

Sokrates fuhr fort: Denkſt du vielleicht ein Arzt zu werden? Man hat viele Bücher von ſehr gelehrten Aerzten.

Euth. Nein, das nicht!

Sokr. So willſt du wol ein Baumeiſter werden? Oder haſt du Luſt, ein geſchikter Geometer zu heiſſen, wie Theodor von Kyrene? Oder ein Sternkündiger?

Euth. Dies alles nicht.

Sokr. Alſo gewis ein Rhapſodiſt? Denn ich höre, daſſ du die ſämmtlichen Werke Homers beſizeſt.

Euth. Nein, gar nicht! Die Rhapſodiſten können zwar, ſo viel ich weis, die Gedichte an den Fingern herſagen; aber ſie ſelbſt ſind übrigens einfältige Leute.

Sokr. Haſt du etwa Luſt zu den Wiſſenſchaften, welche gute Statsmänner und Hausväter bilden, die Allen in Allem nüzlich ſind?

Euth.

Euth. Ja, Sokrates, dies ist der Gegenstand meiner Neigung!

Sokr. Beim Zeus, Euthydem, da hast du dir die schönste und ädelste von allen Wissenschaften erwält! Aber hast du auch bedacht, ob es möglich sei, dass einer darinn geschikt werde, ohne ein gerechter Mann zu sein?

Euth. O ia; ich weis gar wol, dass man nicht einmal ein guter Bürger sein kann ohne Gerechtigkeit!

Sokr. Nun gut! Bist du darinn schon weit gekommen?

Euth. Ich denke wenigstens, Sokrates, dass ich so gerecht bin, als irgend ein Athener; und ich fühl' es, und kann es anzeigen, was gerecht und ungerecht ist!

Sokr. Wenn es dir gefällig ist, so las uns hier G, und da U hinschreiben: dann wollen wir die Werke, die wir für gerecht halten, unter G; die ungerechten aber unter U sezen.

Euth. Immerhin, wenn es dir so beliebt.

Sokr. Hier steht G und U; und nun: findest du, daß die Menschen lügen?

Euth. Mer, als zu oft.

Sokr. Wohin wollen wir das schreiben?

Euth. Ohne Zweifel zur Ungerechtigkeit.

Sokr. Gut; findest du auch, daß Leute betrügen?

Euth. Auch sehr oft.

Sokr. Und wohin schreiben wir das?

Euth. Notwendiger Weise auch zur Ungerechtigkeit.

Sokr. Und einen freien Menschen zum Sklaven machen?

Euth. Eben dahin

Sokr. Soll also keines von diesen Dingen unter der Ueberschrift der Gerechtigkeit stehen?

Euth.

Euth. Dies wäre wol ungereimt.

Sokr. Wie aber, wenn ein Feldherr eine ungerechte und feindliche Stadt zur Unterwürfigkeit brächte, wollten wir sagen, daß er ungerecht handelte?

Euth. Ganz und gar nicht.

Sokr. Handelt er also gerecht?

Euth. Allerdings.

Sokr. Wenn er sie aber durch eine Kriegslist berükt hätte?

Euth. So hätt' er auch daran recht gethan.

Sokr. Wenn er nun ihre Güter mit List oder offenbarer Gewalt an sich zöge, handelte er da noch gerecht?

Euth. Freilich; wenigstens nach meinem Dafürhalten. Vorhin aber meinte ich, deine Fragen all' hätten eine Absicht auf Freunde.

Sokr. Nur noch eins! Gehört also das alles unter Gerechtigkeit, was

ich unter Ungerechtigkeit geſchrieben hatte? Oder wollen wir lieber mit Unterſchied ſezen: gegen Feinde wäre das gerecht, aber ungerecht gegen Freunde; denn dieſen mus man allezeit aufrichtig begegnen.

Euth. Recht gut.

Sokr. Wie nun? Wenn ein Feldherr unter ſeinen Kriegern Kleinmütigkeit entdekte, und ihnen allerhand vorſpiegelte vom Heranzuge der Bundesgenoſſen, dadurch aber den geſunknen Mut wieder anfeuerte; wohin wollten wir dieſen Betrug ſchreiben?

Euth. Ohne Bedenken zur Gerechtigkeit.

Sokr. Und wenn ein Vater ſeinem kränken Kinde die Arzneien, deren es bedarf, und die es doch nicht einnemen will, im Getränk oder in Speiſen unvermerkt beibrächte, und ſo daſſelbe beim Leben erhielte; wohin gehörte dieſer Betrug?

Euth.

Euth. Auch auf die Seite des vorigen.

Sokr. Wie aber? Wenn ein Freund in Schwermut verfiele, daſſ man einen Selbſtmord von ihm befürchten müſte, und man näme ihm heimlich oder mit Gewalt alle Mordwerkzeuge hinweg; wo müſte ich das hinſchreiben?

Euth. Warhaftig, nirgend anderswhin, als ebenfalls zur Gerechtigkeit.

Sokr. So giebſt du ia zu, daſſ man auch mit den Freunden nicht in allen Stüken aufrichtig handeln dürfe. Wenn aber iemand mit Vorſaz, ein andrer wider ſeinen Willen einen Freund hinterginge und zwar zu ſeinem Schaden; welcher von beiden wäre ungerechter? Dies müſen wir noch unterſuchen.

Euth. Ach, Sokrates, ich ſelbſt traue meinen Antworten nicht mer! Ich glaube nun, daſſ ſich alles anders ver-

verhält, als ich zuvor dachte. Indeſſen halt' ich einen vorſezlichen Betrüger ſeines Freundes für ungerechter, als einen, der wider Wiſſen und Willen ihm nachteilig iſt. O ich ſchwöre dir's bei den Göttern, daſſ ich immer wähnte, als übt' ich mich in jener Weisheit, welche zu den Pflichten der Rechtſchaffenheit und Ehre leitet! Aber du kannſt leicht ermeſſen, wie das meinen Geiſt beuge, daſſ ich, nach all meinem Forſchen und Emporſtreben, iezt nicht im Stande bin, auf deine Fragen richtig zu antworten, und daſſ ich keinen Pfad vor mir ſehe, worauf ich weiſer und beſſer werden könnte.

Sokr. (Mit ebſiegendem Blik und voll Zufriedenheit.) Sag mir, Euthydem, biſt du niemals zu Delphi geweſen?

Euth. Ja, zweimal.

Sokr. Haſt du die Aufſchrift über der Pforte des Tempels bemerkt?

Euth.

Euth. Erkenn dich selbst *) heißt sie.

Sokr. Ohne Zweifel wirst du aufmerksam darüber nachgedacht, und dein ganzes Wesen zu erforschen gesucht haben?

Euth. Wahrhaftig, dies fiel mir noch niemal ein. Ich glaubte, wenn ich mich selbst nicht kennen sollte, so würd' ich schwerlich etwas anders wissen.

Sokr. Glaubst du, daß derjenige sich selbst kenne, der seinen Namen weiß; oder ein anderer, welcher sich genau betrachtet, und dann untersucht, wie weit seine Leibesstärke und Seelenkräfte für die menschliche Gesellschaft brauchbar seien?

Euth. Ich bitte dich, Sokrates, belehr' mich hierüber!

Sokr. Es ist offenbar, daß die Selbsterkenntnis große Vorteile gewährt; aber

*) Γνῶθι σεαυτόν. S. Wielands Musarion

aber wehe dem, der sich selber heuchelt! Wer sich selbst kennt, der weis, was sich für seine Kräfte schikt. Er thut, was er kann, ist begierig, weiter zu lernen; und wird glüklich. Auch giebt er sich mit keinen Dingen ab, die er nicht versteht, und hütet sich also vor übeln Folgen. Ferner ist er geschikt, andere Menschen zu prüfen, und zu seinem Vorteile zu gebrauchen. Wer sich hingegen durch eine blendende Vorstellung von seinen Kräften betrügt, der weis nicht, wo es ihm fehlt; versteht nicht, was er thut; wird irre geführt von andern Leuten; weicht von seinen Vorsäzen ab, und geräth in Elend und Kummer. Ehre wird ihm nicht zu Teil, und hoffen darf er nicht auf Liebe der Edeln. Du siehst ja, dass Staten, die, aus Mangel an Kenntnis ihrer Kräfte, mit Mächtigern sich in Kriege verwikeln, teils verwüstet, teils völlig unterjocht werden.

Euth. Nun kann ich dich versichern, Sokrates, dass ich die Wichtigkeit der Selbst-

Selbſterkenntnis vollkommen einſehe; nur verlangt mich's iezt, von dir zu vernemen, wo ich anfangen müſſe, mich ſelbſt zu unterſuchen.

Sokr. Du weiſt doch, was Gut und Bös iſt?

Euth. Bei Gott! Wenn ich auch das nicht wüſte, ſo wär' ich ſchlechter als die Sklaven!

Sokr. Nun, ſo erzäl mir einmal davon!

Euth. Das wird nicht ſchwer ſein. Ich halte z. B. die Geſundheit für ein Gut, und das Krankſein für ein Uebel. Nächſt dem halt' ich die Lebensordnung, das Getränk und die Speiſen, welche die Geſundheit erhalten, für gut; wenn ſie aber krank machen, für bös.

Sokr. Folglich wird auch die Geſundheit oder die Krankheit, wenn ſie etwas Gutes befördert, gut, und im entgegengeſezten Falle böſe ſein?

Euth.

Euth. Wann kann aber die Gesundheit eine Ursache zum Bösen, und das Kranksein eine Ursache des Guten werden?

Sokr. O sehr oft, Euthydem! Wenn z. B. ein gesunder Mann an einem ungerechten Krieg', an einer gefährlichen Schiffart und dergleichen Dingen Teil nimmt, dabei Schaden leidet, oder gar sein Leben verliert; ein andrer hingegen durch Krankheit zurükgehalten, und also vor Unglük und Tod bewahrt wird.

Euth. Was du doch einer Sache für eine Wendung geben kannst! Aber lieber Sokrates, die Weisheit ist doch ein unbezweifeltes Gut?

Sokr. Wie? Hast du nie gehört, dass Dädalus um seiner Klugheit willen vom König Minos entführt, und seiner Freiheit beraubt wurde, dass er auf seiner gewagten Flucht seinen Sohn verlor, und in die Hände der Räuber,

und

und durch dieſe in Sklaverei gerieth? Und wie viele werden noch eben darum, weil ſie weiſer ſind als andre, zum Dienſte des Königs (von Perſien) weggeſchleppt?

Euth. So iſt doch die Glükſeligkeit ein wahres Gut?

Sokr. O ia, wenn wir nur Schönheit, Stärke, Reichtum, Ehre nicht zu den Stüken rechnen, die zur Glükſeligkeit gehören.

Euth. Wie aber kann man ohne dieſe glükſelig ſein?

Sokr. Nun, beim Zeus, ſo müſen wir vieles dazu rechnen, woraus für die Menſchen manches Unheil entſteht! Schönheit iſt der Verfürzung ausgeſezt; in viele Gefaren ſtürzt das Vertrauen auf Stärke; der Reichtum macht ſtolz und üppig, und beſchleunigt oft des Menſchen Verderben; und für viele wird die Ehr' und Gewalt im State zur Urſache des traurigſten Elends.

Euth. So weis ich dann gar nicht, um was ich die Götter bitten soll.

Sokr. Vielleicht hast du das auch niemals überlegt, weil du eine zu grose Einbildung von dir und deinem Wissen hattest. Ich habe gehört, dass du dich zu einem obrigkeitlichen Amt in einer Demokratischen Stadt tüchtig zu machen suchst; da wirst du doch unfelbar schon verstehn, was die Demokratie ist?

Euth. O ia, das wol!

Sokr. Es ist nicht wol möglich, die Demokratie zu kennen, ohne zu wissen, was das Volk ist? Und was verstehst du unter dem Volke?

Euth. Was sonst, als die armen Bürger?

Sokr. Du kennst also die Armen? Sind dir auch Reiche bekand?

Euth. So gut, als iene.

Sokr. Wen nennest du arm? Wen reich?

Euth.

Euth. Wer kein zureichendes Vermögen beſizt, ſeine Ausgaben zu beſtreiten, der iſt in meinen Augen arm: reich aber iſt allerdings der, welcher mer hat, alß er bedarf.

Sokr. Haſt du nicht bemerkt, daſſ manche mit geringem Vermögen nicht nur gut auskommen, ſondern dabei noch etwas erſparen: daſſ bei manchen hingegen ihre groſen Einkünfte doch gar nicht zureichen?

Euth. Ja ſchon oft, und es iſt mir lieb, daſſ du mich daran erinnerſt. Ich kenne ſogar Könige, welche, wie die ärmſten Leute, aus Dürftigkeit genöthigt ſind, gegen ruhige Nachbarn Unrecht auszuüben.

Sokr. Wenn das iſt, ſo werden wir dieſe Könige unter das Volk zälen müſen; und die Beſizer eines kleinen Vermögens, wenn ſie gut wirthſchaften, unter die Reichen.

Euth. Meine geringe Einſicht nö-
tigt mich, dies zu bekennen. Ach, So-
krates! ich ſüle nun tief in der Sele,
wie wenig mein Verſtand weis. Das
beſte für mich iſt, zu ſchweigen.

Er schwieg und ging ganz muthlos fort. Mancher Jüngling, den Sokrates auf diese Weise behandelte, kam nachher niemals wieder; zeigte sich also als einen schlechten Menschen, und war des Umgangs mit dem Weisen nicht werth.

Keiner entfernte sich öfters von Sokrates, keiner kam öfters wieder zu ihm, als Alcibiades. Da man dieses Extragenie schon allweit kennt, so wird hier nichts weiter von ihm angefürt: im folgenden Teile werden wir sehen, wie väterlich Sokrates sich mit ihm unterhält, und werden zugleich finden, wie ungerecht die Beschuldigungen wegen gewisser Verbrechen sind, welche Verläumdung und Hass dem tadellosesten Manne auf die Schultern wälzen, die ohnehin des menschlichen Elends so viel schon zu tragen hatten.

Euthydem war in allen Stüken redlich, und glaubte, er könnte kein rechtschaffener Mann werden, wenn er sich nicht immer näher zu Sokrates hielte.

Nun wich er ihm selten von der Seite; nun ward ihm Phänaretens Sohn Lehrer und Beispiel der Weisheit. Sokrates ward durch diese beständige Anhänglichkeit gerührt, und sezte ihn niemals mer in Verwirrung. Einfalt und Aufrichtigkeit waren nun in iedem Gespräche mit ihm der herschende Ton.

Sokrates und Euthydem.

Sokrates.

Du auch wieder da, Euthydem? So eben fuhr ein Gedank' an die Vorsehung durch meine Sele, und vor mir schwebte lebendig dein Bild. Hast auch du iemals daran gedacht, wie sorgfältig die Götter alles vorbereitet haben, was den Menschen gut ist?

Euth. Warhaftig niemals, mein theurer Sokrates!

Sokr. Du weist aber doch, dass wir Licht nötig haben; und dies verleihen uns die Götter?

Euth. Ja, wenn wir das nicht hätten, so wären wir mit gesunden Augen dennoch so gut als blind.

Sokr. Weiter, da wir der Ruhe bedärfen, geben sie uns die Nacht zur besten Ruhezeit. Und da das herrliche Sonnenlicht uns die Teile des Tages und alle Wesen der Natur hell zeigt;

die Nacht aber mit ihrem dunkeln Mantel alles verhüllet: haben ſie uns da nicht die Sterne aufgeſtelt, um uns die Teile der Nacht zu beſtimmen, und auch uns zu ſo vielen notwendigen Verrichtungen zu leuchten?

Euth. In Warheit, dies iſt alles Dankes werth!

Sokr. Auch der Mond macht uns die Teile der Nacht kenntbar, und bezeichnet durch ſeine Abwechslungen die Gränzen des Jars.

Euth. Dies iſt alles richtig.

Sokr. Und was ſagſt du dazu, daſſ die Götter aus der Erde die Narung des Lebens uns geben, und daſſ die verſchiedenen Jareszeiten nicht nur die Bedürfniſſe befriedigen, ſondern auch allerlei Weſen zu unſerm Vergnügen hervorbringen? Auch daſſ ſie uns das ſo koſtbare Waſſer ſchenken, wodurch iede Ader im Schoſe der Erde belebt und erfriſcht, und unſre Narung ſchmakhaf-

hafter und gedeihlicher wird; ia, daſſ ſie uns damit am reichlichſten verſorgen, weil wir deſſelben am meiſten bedürfen? Und daſſ ſie uns Feuer geben, gegen Dunkelheit und Kälte, und zu einem Hülfsmittel aller Künſte und Gewerbe?

Euth. Geprieſen ſei die Vorſicht der Götter und ihre Menſchenliebe!

Sokr. Ferner, mein lieber Euthydem! daſſ die Sonne, wenn ſie ſich am kürzeſten Tage wendet, dann höher herauf ſteigt, und nach und nach gewiſe Sachen zur Reife bringt, hingegen andere dörret, ſo bald ihre Zeit vorüber iſt: daſſ ſie hierauf ſich nicht weiter nähert, ſondern zurükgeht, als ob ſie ſich hütete, uns durch übermäſige Wärme zu ſchaden; und alsdann, wann ſie ſich wieder ſo weit entfernt hat, daſſ wir ein allgemeines Erfrieren befürchten müſten, ſo fern ſie ihren Lauf fortſezen würde, abermals

umkehrt, und wieder heraufsteigt, um aufs neue die Erde zu segnen?

Euth. Warlich, mein Sokrates, dies geschieht offenbar um der Menschen willen!

Sokr. Wiederum, da es nicht weniger offenbar ist, dass wir weder die Hize noch die Kälte ertragen könnten, wenn sie plözlich käme; und die Sonne darum so langsam und allmälig heraufsteigt, und wieder niedersinkt, dass wir ganz unvermerkt bald zu dem einen, bald zu dem andern Endpunkte gelangen: was denkst du dabei, Euthydem?

Euth. Ich denke darüber nach, ob die Götter wol etwas anders noch zur Absicht haben, als für die Menschen zu sorgen? Das Einzige steht mir im Wege, dass an allen diesen Wolthaten auch die Thiere Teil nemen.

Sokr. Siehst du denn nicht ein, dass auch diese um der Menschen willen

da

da ſind? Welches andere Thier genieſt ſo viel Gutes als der Menſch? Ich wenigſtens glaube, daſſ er mer Nuzen von den Thieren hat, als von den Pflanzen. Sie dienen ihm, wie dieſe zur Speiſe. Ja, manches Volk iſſt gar keine Erdgewächſe, ſondern lebt von Milch, Käs und Fleiſch. Wer nüzliche Thiere bezähmt und abrichtet, der braucht ſie alsdann zu Gehülfen im Krieg', oder zu ſeinem Vergnügen. Sogar die Ungeheuer in der Thierwelt ſind unterthan dem ſchwächeren Menſchen.

O! was thun die liebevollen Götter noch mer? Des Schönen und Nüzlichen giebt es gar viel, und von verſchiedener Art. Und für eine iegliche Art ſind uns geſchikte Sinne gegeben, wodurch wir all' die guten Sachen genieſen. Wir ſind geboren mit Vernunft, über alles, was wir empfinden, nachzudenken, uns deſſelben zu erinnern, von iedem Dinge ſeine Brauchbarkeit zu

erkennen, und auf allerhand Erfindungen zu kommen. Und die Sprache der Menschen? Vermittelst derselben können wir andern unsre Kenntnisse durch Unterricht mitteilen, können von ihnen lernen, können Gesetze verfassen, und das gemeine Wesen regieren. Die Götter stärken auch unsern Geist, einen Blik in die Zukunft zu thun, und nach dem Rath der weissagenden Sele dann Vorsicht zu lernen.

Euth. Dir, lieber Sokrates, scheinen sie vor andern günstig zu sein, weil sie dir, auch ungefragt, anzeigen, was du thun oder unterlassen sollst!

Sokr. Dass ich die Warheit rede, wirst du selbst auch erfaren. Es ist nicht nötig, daß du auf eine leibhaftige Erscheinung der Götter wartest: dir kann es genug sein, dass du ihre Werke siehest im All der Natur, und sie darinn verehrest, und mit reinem Herzen anbe-

beteſt *). Denk aber, daſſ ſich die Götter wirklich ſelbſt auf dieſe Weiſe zeigen. Denn weder die andern, welche uns Gutes thun, kommen uns damit ſo ſichtbar entgegen: noch der Gott, welcher die ganze Welt, den Inbegrif alles Schönen und Guten, ordnet und zuſammenhält, und ſie immer ohne Abgang und unveraltet darſtellt; auch dieſer Gott, ſag' ich, iſt zwar in den groſen Dingen, die er thut, zu ſehen, aber in der Anordnung derſelben bleibt er uns unſichtbar.

Blik

*) Bei dieſer Stelle des Xenophon führen manche Ausleger den königlichen Dichter, David, und den chriſtlichen Apoſtel, Paulus, an; weil beide dem Weiſen von Athen ähnlich ſich ausdrüken. Ja, das iſt etwas Groſes, daſſ der Heide Sokrates von der Natur ſo denkt, wie einige Helden der Bibel! Der Gottfülende Morgenländer legt ſich unter einen Baum; ein Luftſchauer fährt durch den Wipfel; „Es rauſcht, ſpricht, lebt, Gottheit iſt gegenwärtig!“ ſo denkt er, und betet an.

Blik einmal auf zur Sonne! dieſe können wir alle ſehen: allein ſie erlaubt uns nicht, ſie genau zu beſchauen; ſondern blendet demjenigen die Augen, der ſich erkühnt, ſie allzu ſcharf anzublikeu. Auch die Diener der Gottheiten ſind, wie du finden wirſt, unſichtbar. Das wiſſen wir, daſſ der Bliz von oben herabfährt, und alles, was er berührt, niederſchlägt: aber kein Menſch ſieht ihn kommen, treffen und verſchwinden. So ſieht niemand die Winde: iedoch fallen ihre Wirkungen ins Aug', und ihre Annäherung wird empfunden.

Endlich, mein lieber Euthydem, wenn irgend etwas in der Welt der Gottheit theilhaftig iſt, o ſo iſts die menſchliche Sele! Sie herrſchet offenbarlich in uns: aber man ſiehet ſie nicht, und ihr Zuſammenhang mit dem Leib iſt uns verborgen.

Wer dies alles bedenkt, der darf warlich die unſichtbaren Weſen nicht

aus

aus der Acht laſſen, ſondern muß die Gottheit, deren Macht er aus ihren Werken erſiehet, verehren.

Euth. Ich, Sokrates, ich weiß gewiß, daß ich von nun an, auch bei der geringſten Veranlaſſung, die Gottheit beſtändig vor Augen haben will: allein das beunruhiget mich, daß, nach meiner Meinung kein einziger Menſch den Göttern ihre Wolthaten iemals mit gebürendem Dank erwiedert!

Sokr. Das ſoll dich nicht beunruhigen, Euthydem! du kennſt ja den Gott zu Delphi? Wenn ihn iemand fragt, wie man ſich den Göttern wolgefällig machen könne, ſo ertheilt er die Antwort: Nach den Geſezen deiner Stadt! Nun haben alle Städte das Geſez: die Götter, nach ſeinem Vermögen, durch Opfer zu verſönen. Wie könnte man alſo die Götter beſſer und frömmer verehren, als wenn man thut, was ſie geheißen, und ihnen gänzlich vertrauet.

Wer

Wer nun weis, wie er die Götter verehren müſe, glaubt der, daſſ man ſie nicht anders ehren dürfe, als er es weis?

Euth. Nicht anders.

Sokr. Wer alſo weis, was die Geſeze der Götter wegen verordnen, kann der die Götter geſezmäſig ehren?

Euth. Allerdings.

Sokr. Und den, der ſie geſezmäſig ehrt, nennt man gottſelig.

So machte Sokrates seinen neuangeworbenen Freund vernünftig und mit den heiligsten Dingen bekand. Ueberhaupt gehört es aber, wie Thomas Abbt sagt, zu den Verdiensten dieses redlichen und frommen Mannes, ja vielleicht zu den grösten, dass er seinen Freunden, seiner Stadt, dem ganzen Griechenlande, ja der ganzen Nachwelt sein Leben und seine Lehren, wie ein Vermächtnis hinterlies. Hier und dort sizen vielleicht Jünglinge, in der Stille der Einsamkeit, bei der Lebensbeschreibung groser Männer. Die moralischen und gottseligen Lehren, die sich iezt vor ihren Augen in Begebenheiten verwandeln, und ieden Zweifel über die Möglichkeit der Ausübung heben, erweken Ueberzeugung. Kostbare Zären fallen; Schauer der Ehrerbietung durchwallen die Glieder; Funken der Nacheiferung glühen; Entschlüsse werden. O Mann Gottes, ruhe sanft! Was für Wunder thust du noch in deinem Grabe!

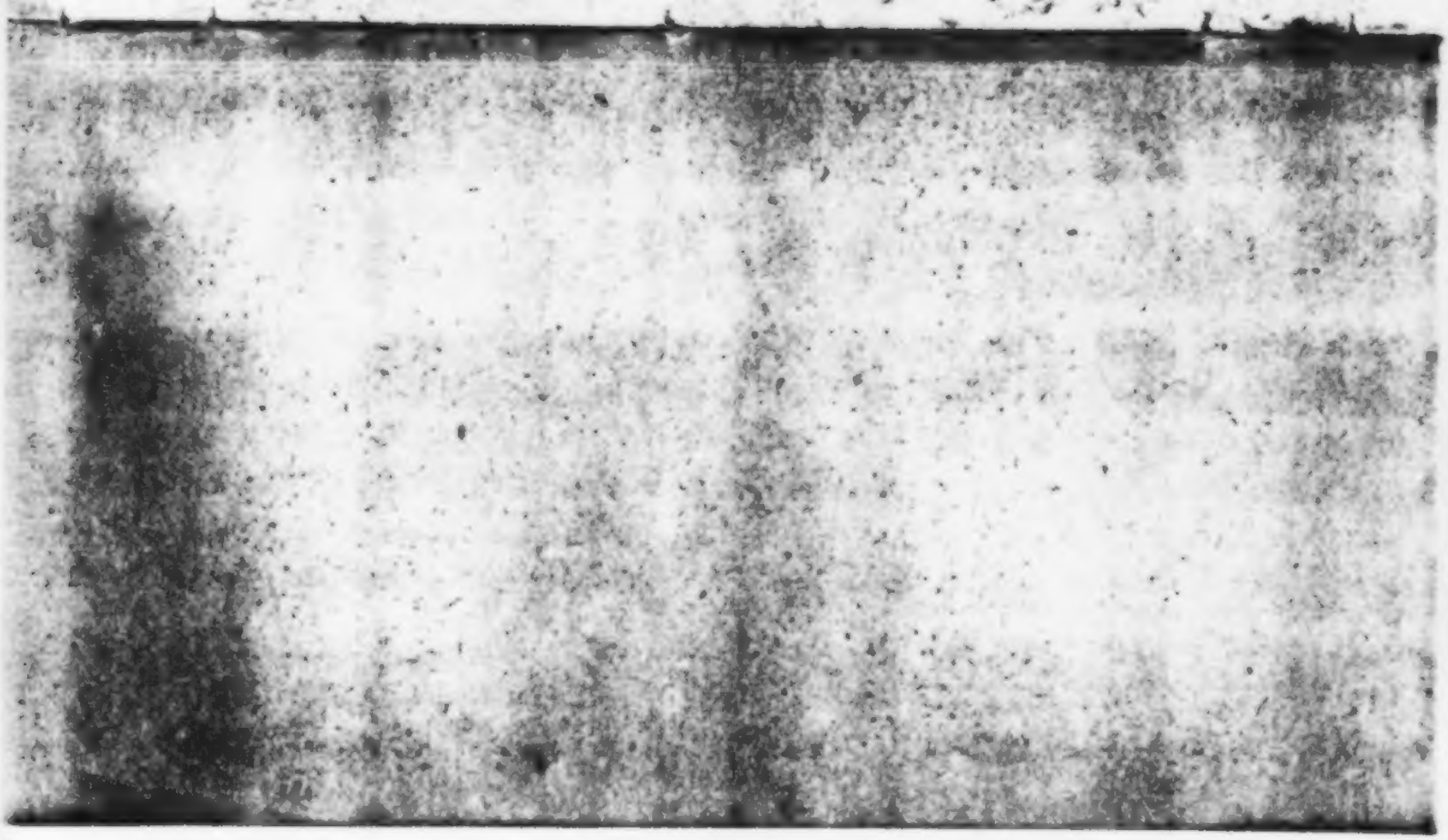
Ich brauche eben nicht, mich darauf zu sezen. Die bloſe Erzälung deines Lebens verrichtet dieſe Wunder. Nimm alles Gute, wozu mich dein Wandel angefeuert hat, nimm es als das Deine hin! Es ſind noch deine guten Werke; dir müſen ſie noch nachfolgen! O du Heiliger! der du mich durch deine Tugend erbaueſt, wo waren deine Altäre? Wo ſtehn ſie noch? Sieh den Eraſmus! ſieh mich: Sancte Socrates, ora pro nobis!

Ganz durchdrungen von der Weisheit und Tugend des Sokrates machte sich einst sein Schüler, Ktesiphon, auf den Weg nach Delphi, um das Orakel *) zu fragen: ob es irgend einen Menschen wüste, der weiser und besser wäre, als sein Lehrer. Kaum war Ktesiphon in Delphi angelangt, als man gleich anfing, ihn mit Ehrfurcht gegen die Gottheit zu erfüllen, und zu unterhalten. Am bestimmten Tage ward er durch einen langen bedekten Gang mit verhülltem Haupte geführt, und auf beeden Seiten ertönten Tympanen und andre lärmende Instrumente. Im äusern Hofe des Tempels muste er in einem Bassin sich baden, und wurde von dem Oberpriester mit einem Lorbeerzweige gereinigt. Nun unterwarf er sich einer Art von Beichte, und schritt hierauf zu den Opfern.

*) S. Christmanns allgemeine Geschichte der vornemsten Orakel. Bern, 1780.

Zu gleicher Zeit badete sich die Priesterinn Pythia vor dem Eintrit in den Tempel in dem kastalischen Quelle, der im Vorhofe war, trank auch von dem Wasser, und kauete Lorbeerblätter. Indessen meldete der Gott seine Ankunft. Die Grundfeste des Tempels bebt, und der Lorbeerbaum am Eingange wird erschüttert. Die Priester fassen die Pythia, füren sie nach dem Dreifuse, der über der dampfenden Höle stand, und halten sie mit Gewalt. Sie ändert Farb' und Miene, das Haar sträubt sich, die Brust feucht, der Mund schäumt, der ganze Körper wird von Zukungen ergriffen. Der Fragende siehts, bebt, schauert und stammelt hervor: Grose Gottheit! wer ist der Weiseste unter den Menschen? Die Antwort ward ihm unter Blizen und Donnern:

Sokrates.



Sokrates

von

Wilhelm Friedrich Heller.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main
bei Friedrich Eßlinger 1790.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinenſi.

Die Weltgeſchichte hat kein Beiſpiel, daſſ einem Sterblichen bei ſeinen Lebenstagen eine ſolche Ehre widerfaren ſei, wie unſerm Sokrates. Die Heroen der Griechen wurden erſt nach ihrem Tode unter die Götter verſezt, und den Tirannen der Römer baute man erſt nach ihrer Ermordung Altäre, und dachte dabei ganz kaltblütig: Sit diuus, dummodo non viuus! (Gott mag er ſein, wenn er nur nicht mer lebt!)

Karl Borromäus, der würdigſte unter allen Heiligen der römiſchen Kirche, erlebte zwar nicht mer ſeine Apotheoſe, allein ſeine Mutter war doch die Erſte, welche die Bildniſſe ihres

Sohnes in den Tempeln aufgestellt, und knieend vom Volke verehrt sah.

Freilich bekam Sokrates nach dieser feierlichen Erklärung der Priesterschaft die Sophisten noch mer auf den Hals, und Jartausende nachher wird er noch wegen dieses Vorzugs von grosen Männern beneidet, oder verdächtig gemacht. Selbst Haller denkt Arges von ihm, indem er die Falschheit menschlicher Tugenden rügt.

„Was war ein Sokrates? Ein weiser Wollüstling;
Sein Sinn war wundergros; die Tugend sehr gering.
Aus seinem Munde flos die reinste Sittenlehre;
allein sein Herze gab den Lippen kein Gehöre.
Sein lüsternes Gemüt stand aller Wollust blos;
er lehnt das weiche Haupt auf schöner Knaben Schos;

tanzt,

tanzt, wann sein Phädon tanzt; lehrt,
keusch zu sein, und brennet.
Und diesem hat ein Gott den Drei-
fus zuerkennet! "

Schwere Beschuldigungen für den Weisesten unter allen Sterblichen. Allein man hat Gründe genug dagegen, welche jede Anklage vernichten können. Wir wollen ihn nach und nach handeln sehen, und hernach selbst urteilen, ob ein Mann, wie Er, zu Ausschweifungen der Wollust geneigt sein kann.

In Ansehung des delphischen Orakelspruchs hatte warscheinlich die Priesterinn die listige Absicht, einen ihr so gefährlichen Mann durch diese Schmeichelei zu gewinnen, und in die Notwendigkeit zu sezen, ihre Orakelsprüche für untrüglich zu erklären, wenn er selbst wollte für den weisesten Sterblichen gehalten werden.

Jedoch Sokrates gab der Sache eine ganz besondere Wendung: „ Wisst ihr, sprach er, warum Apollon mich für

den gröſten Weiſen auf Erden hält? Weil andere mereuteils etwas zu wiſſen glauben, das ſie nicht wiſſen; ich aber ſehe wol ein, und geſtehe, daſſ alles, was ich weis, darauf hinausläuft, daſſ ich nichts weis. "

In Ansehung der Religion haben wir schon seine Grundsäze aus den Unterredungen mit Euthydem vernommen, und werden aus dem Folgenden noch mer von der Reinigkeit seiner Lehren und Sitten überzeugt werden. Jede falsche Meinung, welche offenbar zur Unsittlichkeit führet, und also der Glükseligkeit des menschlichen Geschlechts entgegen ist, wurde von ihm auf keine Weise verschont, sondern öffentlich, in Gegenwart der Heuchler, Sophisten und des gemeinen Volkes bestritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungerechten und abscheulichen Folgen gezeigt.

Von dieser Art waren die Lehren der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, schändlichen Begierden und Leidenschaften, welche sie ihren Göttern zuschrieben. Ueber dergleichen Säze, so wie über unrichtige Begriffe von der Vorsehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Bestrafung

des Bösen, war er niemals zurükhaltend, niemals, selbst zum Scheine nicht, zweifelhaft; sondern allzeit entschlossen, die Sache der Warheit mit der grösten Unerschrokenheit zu verfechten, und sein Bekenntnis mit dem Tode zu versigeln.

Eine Lehre aber, die blos theoretisch falsch war, und den Sitten so grosen Schaden nicht bringen konnte, als man von einer Neuerung zu befürchten hatte, liés er unangefochten, bekannte sich vielmer öffentlich zu der herrschenden Meinung, beobachtete die darauf gegründeten Cärimonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entscheidenden Erklärung; und wenn ihr nicht auszuweichen war, so hatte er immer seine gewönliche Zuflucht in Vereitschaft: er schüzte nämlich seine Unwissenheit vor.

Dabei begünstigte ihn vorzüglich seine Methode zu lehren, die er, wie wir schon sahen, aus guten Absichten gewält

wält hatte. Denn da er seine Lehre niemals mit dem Hochmute eines allwissenden Mannes ankündigte, da er vielmer nichts selbst behauptete, sondern allezeit die Warheit durch Fragen von seinen Zuhörern herauszulokken suchte; so war ihm erlaubt, das nicht zu wissen, was er nicht wissen konnte oder durfte.

Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wissen, hat so manchen grosen Geist verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Mund eines andern würde getadelt haben. Sokrates war von dieser Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über seine Fassungskraft waren, gestand er mit der naivesten Freimütigkeit: Dieses weis ich nicht; und wenn er merkte, dass ihm Fallen gelegt wurden, und gewise Geständnisse abgelokt werden sollten, so zog er sich aus dem Spiel, und sagte: Nichts weis ich!

Wer allen Athenern hatte der Sohn des Klinias (wer kennt nicht aus Meisners Meisterwerk Alcibiades?) dieser Hochberümte, den man unstreitig den Unvergleichbaren, den Einzigen nennen kann, hatte von Sokrates die zärtlichste Freundschaft genossen. Der Beste der Weltweisen machte sich ein Vergnügen daraus, seinem Zöglinge die schäzbarsten Einsichten und Kenntnisse beizubringen. Er beeiferte sich vornemlich, ihm die reinsten Grundsäze der Sittenlehre einzuprägen, ihn wider die Gewalt der Leidenschaften zu stärken, und ihn zu verwahren vor den gefährlichen Lokungen zum Laster, denen er um seiner Jugend und Reichtümer willen nur allzusehr ausgesezt war.

Alcibiades erkannte die väterliche Liebe des Sokrates, ergözte sich an seinem höchst angenemen Umgang, und hörte seinen Lehren aufmerksam zu, ob gleich, wie Plutarch, Nepos, und Meis-

Meiſner erzälen, ſein angeborner Hang zur Wolluſt, und die Verführungen ſeiner Geſellſchafter dieſelben oft aus ſeiner Sele verbannten.

Dieſem Proteus (denn niemand verdient dieſen Namen ſo wol, als Alcibiades) ihm, der in Jonien ein Wollüſtling, zu Sparta mäſig und ernſthäft war, und in Perſien die Eingebornen übertraf an Pracht und Ueppigkeit, ihm begegnete einſt Sokrates von einem Tempel, und ergrif die lang gewünſchte Gelegenheit, ſich mit ihm über die Art und Wirkung des Gebets zu unterhalten.

Sokrates gab ſeinem Liebling zugleich ein Beiſpiel von einer gewiſſen philoſophiſchen Orthoderie.

Sokrates und Alcibiades.

Sokrates.

Du willst wol in den Tempel gehn, Alcibiades, um zu beten?

Alc. Allerdings.

Sokr. Aber du siehst so sauer aus, und hängst den Kopf, als wenn du über etwas scharf nachdächtest.

Alc. Was gäb's hier viel zu denken?

Sokr. Freilich giebts zu denken. Glaubst du denn nicht, dass die Götter, wir mögen sie für uns selbst oder für den Stat anflehen, oft manches von dem Erflehten gewären, manches auch nicht?

Alc. Das ist wahr.

Sokr. Meinst du also nicht, dass dabei eine grose Behutsamkeit nötig sei, damit man nicht aus Unverstand

sich

ſich ein ſchweres Unglük erflehe? So ſoll z. B. Oedipus gebeten haben, daß ſeine Söhne ihr väterliches Erbe mit dem Schwerte teilen mögten. Des ohnehin ſchon unglüklichen Mannes Gebet ward erhört, und die Folge davon war eine Menge trauriger Begebenheiten. Ein Sohn vertrieb den andern, hieraus entſtand der thebiſche Krieg, und beide Brüder fielen im Zweikampf.

Alc. Ja, da führſt du mir auch ein Beiſpiel von einem Raſenden an! Wer könnte bei geſundem Verſtande ſo etwas erflehen?

Sokr. Raſend war er, folglich im höchſten Grad unverſtändig. Gut! Aber es giebt auch iezt noch viele Menſchen, die nicht eben ſo, wie iener, wüten, und doch um etwas Böſes flehen, in der Meinung, es ſei etwas Gutes. Ich glaub', Alcibiades, wenn dir der Gott, zu dem du beten willſt, erſchiene, und deinem Gebet mit der Frage zuvorkäme: ob du damit zufrie-

den

den wäreſt, Herr von Athen, oder, wenn dir dies eine Kleinigkeit dünkte, von ganz Griechenland zu werden; ia, wofern dir auch das noch zu wenig wäre, dir die Herrſchaft von ganz Europa verſpräche, und nicht blos verſpräche ſondern deinen Wunſch, daſſ alle Menſchen noch an demſelben Tag erfaren mögten, Alcibiades, Sohn des Klinias, ſei ihr Herr, befriedigte: nicht wahr, dann würdeſt du voll Freuden den Tempel verlaſſen, und dich überreden, die gröſte Glükſeligkeit ſeie dein Loos?

Alc. Jeder andre, dem das begegnete, würde ſich vermutlich betragen, wie ich.

Sokr. Dein Leben würdeſt du indeſſen doch nicht gegen alle Länder der Griechen und auswärtigen Völker vertauſchen wollen?

Alc. Ich denke nicht. Was nüzte mir all dieſe Herrſchaft, wenn ich ſie nicht genieſen ſollte?

Sokr.

Sokr. Wenn du sie aber zu deinem Schaden genieſen ſollteſt, auch dann nicht?

Alc. Nein, gewis nicht!

Sokr. Da ſiehſt du, wie unſicher es iſt, ſo aufs Geratewol iedes Anerbieten anzunemen, oder ſelbſt um etwas zu flehen, wobei man unglüklich werden, oder gar umkommen kann. Ich könnte dir viele nennen, die nach einem Thron', als dem höchſten Glüke, ſtrebten, und nicht eher ruhten, als bis ſie ihn beſtiegen hatten, aber alsdann auf denſelben allen Nachſtellungen ausgeſezt wurden, wobei ſie endlich ihr Leben einbüsten. Du weiſt ia, wie erſt kürzlich den makedoniſchen Fürſten Archelaus ſein eigener Liebling, der die Herrſchaft nicht minder, als der Fürſt den Liebling liebte, umbrachte, um Regent und ein glüklicher Mann zu werden. Aber kaum ſas er einige Tag' auf dem Throne, ſo ward auch er wieder umgebracht. Und wie

ist's vielen von unsern Mitbürgern gegangen, die nach einer Feldherrnstelle strebten, und ihre Absicht erreichten! Einige leben noch iezt, aber aus ihrem Vaterlande verbannt; andere kamen dabei um's Leben. Selbst die Glüklichsten schwebten immer in Gefar und Furcht, und das nicht nur im Felde, sondern nach ihrer Zurükkunft auch zu Hause, wo sie unaufhörlich mit Neid und Meuterei zu kämpfen hatten. Eben so findet man Leute, welche sich Kinder wünschen: wie oft aber geraten sie durch dieselben in Unglük und Jammer! Der eine härmt sich sein ganzes Leben hindurch über die schlechte Aufführung seiner Kinder. Ein anderer, der gutgeartete Kinder hat, verliert sie durch den Tod, und versinkt, wie iener in Jammer, so dass er wünscht, er hätte niemals Kinder geherzt. Ach, wie bald bereuen die Sterblichen ihre Wünsche: um was sie vorher voll Sehnsucht gebeten hatten, das mögten sie nun gern wieder wegflehen! Es ist

alle-

allemal Unrecht, ſich über die Götter zu beklagen, als wenn von ihnen alles Unglük herkäme. Nein durch eigene Laſter und Thorheiten

„ laden ſie Jammer auf ſich, mer als das Schikſal beſtimmte “.

Allem Anſehen nach war's ein ſehr weiſer Dichter, der vermutlich für ſeine unweiſern Freunde, die manches thaten und wünſchten, das nicht gut für ſie war, dieſes Gebet aufſezte:

„ Zeus, gieb uns, erflehet und nicht erflehet, das Gute;
Aber das Böſe wend' ab, auch wenn wir es von dir erflehen! *) “

Alc.

*) So lautet auch der Schluß in dem Morgenliede des ſokratiſchen Huber's:

Doch, wenn mein kindliches Gebet
mit deiner Abſicht ſtritte;
ſo gieb mir Alles unerflecht,
nur das nicht, was ich bitte!
Verſuche in Reden mit Gott.

Alc. Es giebt schwerlich ein Gebet, das so vortreflich ausgedrükt wäre. Ich denke nur, an wie vielem Unglüke die Unwissenheit Schuld ist, indem wir durch sie verleitet werden, so manches zu thun, das uns schädlich ist, ja wol gar uns das gröste Unglük zu erflehn. Warhaftig, dies wäre ja mer Fluch, als Gebet.

Sokr. Aber vielleicht, mein Bester, mögte ein Klügerer sagen, wir hätten sehr Unrecht, so gradehin die Unwissenheit zu tadeln, wenn wir nicht hinzusezen, dass manche Unwissenheit für manche, die sich in einem Zustande befinden, nüzlich sei, so wie sie hingegen für andere schädlich ist.

Alc. Wie? Sollt' es irgend etwas geben, davon die Nichtkenntnis nüzlicher wär', als die Kenntnis?

Sokr. Ich wenigstens glaub' es. Jedoch wir wollen einmal die Sache näher betrachten. Gesezt es käme dir

so

ſo plözlich in den Sinn, es wäre wol gut, wenn du deinen Oheim und Freund Perikles umbrächteſt, und du eilteſt alſo mit einem Dolch in der Hand an ſeine Thüre, fragteſt, ob er zu Hauſe ſei, in der Abſicht ihn und keinen andern umzubringen, und erhielteſt zur Antwort, er ſei drinnen. Wenn du nun beim Eintrit und erſten Anblik ihn verkenneteſt, und glaubteſt, es ſei ein andrer; würdeſt du dann noch das Herz haben, ihn zu ermorden?

Alc. Beim Zeus! Nein! Niemals!

Sokr. Ich ſage gar nicht, daß du einer ſolchen Freveltat fähig biſt, ſondern ſeze nur ſo den Fall. Denn nicht den erſten beſten, der dir in den Wurf käme, wollteſt du töden, ſondern grade ihn. Wenn du dir's alſo öfters vorſezteſt, und ihn immer nicht erkenneteſt, wann du eben die That ausfüren wollteſt, ſo würd' aus deinem Angrif wol ſchwerlich ie was werden.

Alc. Sicherlich nie.

Sokr. Für Leute alſo, die in ſolchen Umſtänden ſind, und dergleichen Gedanken hegen, iſt eine ſolche Unwiſſenheit ein wahres Glük.

Alc. Dies iſt augenſcheinlich.

Sokr. Alſo geſtehſt du die Warheit meines Sazes, und ſiehſt, wie leicht man in ſolchen Fällen in Verlegenheit kommen kann. Wenigſtens geht dir's ſo: du ſchwankeſt immerfort hin und her. Was du ſchon einmal feſt behauptet haſt, das verwirfſt du bald darauf wieder, und bleibeſt dir gar nicht gleich. Wenn dir nun iezt der Gott, zu dem du beten willſt, erſchiene, und dir, wie ich anfangs ſagte, unangenehmen Anträge machte, oder dir wenigſtens freiſtellte, was du erbitten wollteſt; was würdeſt du annemen von ſeinen Gaben, oder was von ihm erbitten?

Alc. Ich weis warhaftig nicht, was ich dir antworten soll, Sokrates! Es scheint mir gewissermasen unsinnig, wenigstens ist viele Vorsicht dabei nötig, dass man nicht aus Unverstand sich ein Uebel erfleht, in der Meinung, es sei etwas Gutes, und dann nach einer kleinen Weile, wie du sagtest, es bereut, und wieder hinwegfleht.

Sokr. Sollt' also nicht der erwähnte Dichter klüger sein als wir, da er bittet, das Unglük, auch wenn man darum flehte, abzuwenden?

Alc. Allerdings.

Sokr. Auch die Lakedämonier beten für den Stat auf eine ähnliche Art. Sie flehen die Götter an, ihnen Tugend und Glük zu verleihen. Dies ist ihr ganzes Gebet. Und sie waren darum doch bisher immer so glüklich, als irgend ein andres Volk. Und wenn's ihnen auch bisweilen nicht in allem

glükte, so war ihr Gebet daran nicht Schuld: denn die Erhörung des Gebets steht doch immer bei den Göttern. Aber allemal bedarf es vieler Vorsicht und Ueberlegung, wie und um was man beten müsse. Beim Homer findest du merere Beispiele. So sagt er einmal von den Troiern, nachdem sie eine Verschauzung gemacht hatten:

Hekatomben opferten sie den unsterblichen Göttern,
und den lieblichen Opferduft trugen vom Felde die Winde
auf zum Himmel empor. Doch ihn verschmähten die Götter;
denn sie hassten mit zörnender Sele die heilige Troia,
hassten den Lanzenschlenderer Priamos samt seinem Volke.

Opfer und Geschenke waren also vergeblich: denn die Götter lassen sich nicht so gewinnen, wie ein ungerechter Richter. Sie sehen auf ein tugendhaftes und heiliges Herz.

Ja,

Ja, ſie ſehen darauf mer, als auf alle prächtigen Aufzüge und koſtbaren Opfer, die auch der ärgſte Böſewicht oder die ruchloſeſte Stadt nach allen möglichen Beleidigungen gegen Götter und Menſchen iärlich veranſtalten kann. Bei den Göttern und bei allen vernünftigen Menſchen gelten vorzüglich nur Gerechtigkeit und Weisheit. Aber niemand iſt weiſe und gerecht, als wer weis, was er in Anſehung ſeiner Reden und Handlungen für Pflichten gegen Götter und Menſchen zu beobachten hat. Haſt du etwas dagegen zu erinnern, ſo las mich's hören.

Alc. Ich denke eben ſo, wie du. Und wie könnt' ich's auch wagen, dem zu widerſprechen?

Sokr. Du ſagteſt vorhin, du wäreſt in groſer Verlegenheit wegen des Gebets, indem man leicht um etwas Böſes flehen könnte, in der Meinung, es ſei etwas Gutes.

Alc. O ia!

Sokr. Du siehst also, daß du nicht gar sicher zu dem Gott beten kannst, damit er nicht an Statt des Gebets einen Fluch von dir höre, und dein Opfer verwerfe, und du wol noch oben drein dir etwas Böses zuziehest. Du thust also wol daran, wenn du ganz ruhig bleibst. Denn das Gebet der Lakedämonier wirst du als ein Kraftgenie (dies ist der räumlichste Name unter allen Arten des Unverstandes) schwerlich nachbeten wollen. Darum mußt du Geduld haben, bis dir jemand zeigt, wie du gesinnet sein müssest gegen Götter und Menschen.

Alc. Wann, lieber Sokrates, wann kömmt diese Zeit, und wer wird mein Lehrer sein? Ich brenne vor Begierde, ihn kennen zu lernen.

Sokr. Es ist derjenige, welcher dich warhaftig liebt. Doch wie beim Homer Pallas dem Diomedes den Nebel von den Augen nimmt,

„daß

„ daſſ er Götter und Menſchen recht
zu erkennen vermöge, “

ſo wird dieſer Freund auch wol zuerſt dir den Nebel, der iezt noch deine Sele umwölkt, wegnemen, und dann die Mittel anzeigen müſſen, um das Gute und Böſe recht zu erkennen. Denn gegenwärtig, woferu ich nicht irre, kannſt du das noch nicht.

Alc. Er nehm' ihn hinweg den Nebel, oder thue ſonſt, was ihm beliebt. Ich bin feſt entſchloſſen, alles zu thun, was er von mir verlangt, wenn ich wirklich dadurch ein beſſerer Menſch werde.

Sokr. Er hegt ebenfalls eine gewis ſehr groſe Liebe für dich.

Alc. Ich will alſo nur mein Opfer bis dahin aufſchieben. Doch, Sokrates, für deinen vortreflichen Rath will ich dir dieſen Krauz aufſezen. Den Göttern will ich alsdann Kränze und andere Opfer bringen, wann ich ienen

gewünschten Tag kommen sehe. O wenn es euch Unsterblichen im Himmel gefällt, so lasset ihn bald erscheinen den herrlichen Tag!

Sokr. Gern nehm' ich den Kranz, wie alles, was von deiner Hand kömmt. Ich sehe diesen mir so theuren Schmuk als eine Vorbedeutung an, so wie Kreon beim Euripides sagt, als er den Tiresias mit einer Krone kommen sieht, und zugleich erfährt, er habe sie wegen seiner Geschiklichkeit als einen Anteil von den Erstlingen der Beute erhalten:

„O diese Siegeskron' ist Vorbedeutung mir
bei diesem Sturm, der uns (du weist es) jezt bedroht!"

Na wol drohte dem ehrwürdigſten Weiſen ein heftiger Sturm: allein er hatte ſchon von ferne das Ungewitter bemerkt, welches ſich über ſeinem Haupte zuſammenzog.

Alcibiades und Kritias, beide Freunde des Sokrates, aber unter ſich die feindſeligſten Nebenbuler, ſpielten mit dem Pöbel von Athen, wie mit einem Balle, und richteten manche Statsverwirrung an. Kritias war zur Zeit der Oligarchie der unerſättlichſte und gewaltſamſte Menſch, und Alcibiades war der üppigſte und unbändigſte Günſtling des Glükes während der Demokratie. Beide waren von Natur von dem gefärlichſten Ehrgeize beſeelet, und wollten in Griechenland, wie nachmals Pompeius und Cäſar in Rom, die Erſtberümten ſein, und alles nach ihrem Kopfe beherrſchen.

Nun wuſten ſie, daſſ Sokrates von einem ſehr geringen Vermögen ganz zufrieden lebte, daſſ er keiner Art der

Wol-

Wollust ergeben wäre, übrigens aber die Geschicklichkeit besäse, durch seine Reden alle Zuhörer nach eignem Gefallen zu lenken. Da sie das sahen, sollten sie wol seinen Umgang deswegen gesucht haben, dass ihre Gemütsart verbessert, und zur Mässigung und Genügsamkeit im Leben, wie auch zur Thätigkeit in nüzlichen Geschäften angetrieben würde? Es ist sehr daran zu zweifeln. Ich glaube, wenn ein Gott ihnen die Wahl gegeben hätte, entweder immer so zu leben, wie Sokrates, oder zu sterben, dass sie beide lieber den Tod erwält hätten. Denn sobald sie meinten, sich über ihre Mitgenossen erheben zu können, oder sobald irgend ein Vorfall im Stat ihnen schimmernde Rolen verschafte, o so entfernten sie sich plözlich von Sokrates, und wiegten sich auf den Fittichen ihres Ehrgeizes, oder auf den Wogen der Volkslaune.

Kritias ward einmal aus der Stadt verbannt, und entwich nach Thessalien.

Hier

Hier ſaß er im Schoſe der Wollüſt, und Tempe, jenes olümpiſche Thal, durchhauchte ſein Herz, daß er ſchwelgte, wie die Sybariten. Und Alcibiades, dem wegen ſeiner vielfachen Talente die Schönen Athens Neze ſtellten, dem das Volk und die Bundesgenoſſen huldigten, und den ſeine Schmarozer und Schmeichler ſtolz und eitel machten, dieſer Abgott der Mädchen und Freunde vernachläſigte ſich ſelbſt, wie die groſen Kämpfer in den gymniſchen Spielen thun, ſo bald ſie mit ihren Uebungen aufhören.

Die Ausſchweifungen dieſer herriſchen Köpfe legte ein neidiſcher Verläumder dem guten Sokrates zur Laſt. Daß er ſie zuvor zur Tugend ermuntert, daß er ihre Leidenſchaften gebändigt, und ihren Geiſt zur Vernunft geleitet hat, dies findet der boshafte Ankläger keines Lobes werth.

Und doch urteilt man da in andern Fällen ganz anders. Denn wer giebt

wol

wol einem Lehrmeister auf der Flöte die Schuld, daß sein Schüler, den er geschikt gemacht hat, nachher aus Mangel an Uebung die Kunst wieder verlernt? Auch die Väter, die ihre Söhne selbst erziehen, haben keine Schuld an den Fehlern ihrer Kinder, wenn sie selber tugendhaft sind. So hätte man billig von Sokrates urteilen müssen. Wäre sein Wandel zu tadeln gewesen, so hätte man allerdings Recht, ihn für einen bösen Mann zu halten.

Hätte den redlichen Weisen sein Gewissen anklagen können, warhaftig er wäre bei mancher Lehre, die er gab, schamrot geworden. Wie nachdrüklich gab er dem Kritias Verweise über den unzüchtigen Umgang mit Euthydem. Als Kritias nicht darauf achtete, so brach der Mann mit dem reineren Herzen in derbe Bemerkungen aus. Kritias, sagte Sokrates einmal öffentlich, muß von einem thierischen Juken geplagt sein, weil er sich beständig an Euthydem, wie die Schweine an den Stei-

Steinen, reiben will. Daher kam auch der Hass des Kritias gegen Sokrates.

Als er in den Bund mit den Tirannen trat, und mit dem Charikles die gesezgebende Gewalt teilte, so gab er ein ausdrükliches Gesez, dass niemand die Redekunst lehren sollte. Damit glaubte er, dem Sokrates eine Wunde zu schlagen, und ihn durch seine Beschuldigungen bei dem gemeinen Volke verdächtig zu machen.

Indessen gab sich Kritias dabei selber blos. Denn indem die dreissig berüchtigten Unholden unzälige Ungerechtigkeiten und Mordthaten verübten, so sagte einst Sokrates: er müste sich wundern, dass ein Hirte bei der Verminderung und Verderbnis seiner Heerde doch nicht seine schlechte Aufsicht eingestehen wollte; aber noch mer wäre es zu verwundern, wenn ein Regent die Zal seiner Bürger verdünnte und ihr Unglük vergrösserte, ohne sich zu schämen und seine Statsfehler zu bekennen.

Kaum

Kaum war ihnen dies wieder hinterbracht, so liessen Kritias und Charikles den Sokrates vorladen, zeigten ihm die Verordnung, und verboten ihm, mit jungen Leuten zu sprechen. Der unerschütterte Weise fragte hierauf, ob ihm erlaubt wäre, um eine Erklärung über dasjenige zu bitten, was er in der Verordnung nicht völlig verstehen könnte.

Es ward ihm zugestanden, und er fuhr fort: Ich bin bereit, den Gesezen zu folgen; damit ich aber nicht unwissend dagegen handle, so belehret mich doch recht deutlich, ob ihr die Redekunst verbietet, welche mit den Regeln, recht zu reden, umgeht, oder diejenige, welche zur falschen Beredsamkeit anweiset. Ist jene verboten, so ist es offenbar, dass es nicht mer erlaubt sein soll, recht zu reden: meinet ihr aber die falsche, so ists natürlich, dass man sich, üben müsse, recht zu reden.

Charikles antwortet ihm ganz erzörnt: Weil du denn das nicht verstehst, so wollen wir's dir leichter machen. Wir befehlen dir also, mit jungen Leuten gar nicht mer zu sprechen.

Sokr. Damit kein Zweifel bleibe, ob ich dem Befehle nachkomme, oder nicht, so bestimmt mir doch, bis zu welchen Jaren einer unter die jungen Leute gehöre.

Char. So lang, als er noch nicht in den Rath kann aufgenommen werden; weil er nicht eher für verständig zu halten ist.

Sokr. Und wenn einer unter dreißig Jaren etwas zu verkaufen hat, so darf ich auch nicht nach dem Preise fragen?

Char. Dies ist dir erlaubt; aber du bist gewont, Sokrates, nach Dingen zu fragen die du schon weist!

Sokr. Darf ich denn auch nicht antworten, wenn iemand mich fragen sollte: wo wohnt Charikles? Oder wo find' ich den Kritias?

Char. Das darfst du.

Kritias. Nur must du dich der Handwerksleute enthalten. Sie werden vermutlich deines Geschwäzes ohnehin überdrüssig sein, womit du sie unaufhörlich betäubest.

Sokr. So werd' ich mich auch der Folgerungen daraus zu enthalten haben, von der Gerechtigkeit und ihrem Gegenteile?

Char. O ia; sonst hast du dich vor schweren Ahndungen in Acht zu nehmen!

Sobald Kritias und Alcibiades sich zu Statsgeschäften tüchtig dünkten, hielten sie sich meistens entfernt von dem Umgange mit Sokrates; denn sie bekamen immer einen Verweis wegen ihrer

ihrer Fehler, und dies verdros die übermütigen Herren.

Weiter ſteht in der Anklage: Sokrates lehre ſeine Schüler Geringſchäzung der Aeltern, indem er ihnen beibringe, daſſ ſie bei ihm klüger würden, als ihre Väter. Noch mer: er mache nicht nur die Väter, ſondern auch die übrigen Anverwandten bei ſeinen Schülern verächtlich, indem er ihnen ſage, Anverwandte hälfen nichts, weder in Krankheiten, noch bei Rechtsſtreitigkeiten: ſondern im erſten Falle der Arzt, im andern aber ein geübter Sachwalter. Endlich ſpreche er von Freunden nicht gerecht. Er behaupte nämlich: aus Leuten, die uns gut wären, hätte man ſich nichts zu machen, wenn ſie nicht auch im Stande wären, uns zu dienen. Nur diejenigen verdienten Hochachtung, die ihre Sachen verſtänden, und geſchikt vorzutragen wüſten. Indem er nun den jungen Leuten beibrächte, daſſ niemand ſo klug wäre,

wie er, noch so geschikt, andre klug zu machen, so sezte er sich bei seinen Schülern in das Ansehen, dass in ihren Augen alle andre Menschen gegen ihn für nichts zu achten wären.

Zulezt beschuldigte ihn der Ankläger: dass er die schlimmsten Stellen in den berümtesten Dichtern aufsuchte, und sie als Mittel gebrauchte, seine Schüler zu verfüren, u. s. w. Allein seine Freunde, und ihre Sitten und Thaten waren lebendige Zeugen seiner Unschuld. Die Welt kannte den Aedlen als einen Bürgerfreund und leutseligen Mann, ohne Falschheit und Eigennuz.

Sokrates machte der Stadt vor allen andern Ehre, noch mer als Lichas den Lakedämoniern. Dieser Lichas wurde hoch gepriesen, dass er am Feste des Knabentanzes *) die Fremdlinge

*) Eines der vornemsten Nationalfeste, da die spartanischen Knaben, dem Apollon zu Ehren, nakend tanzten. Es ist doch ärgerlich, dass in unsern

linge zu Sparta mit einer Abendmalzeit bewirthete: Sokrates aber verwendete sein ganzes Leben hindurch all das Seine darauf, daß er allen, die nur wollten, recht nüzlich würde. Jeder, der mit ihm umging, ist sicherlich besser und weiser von ihm geschieden.

Ueber alle Kabalen der Verläumder und Feinde sezte sich der Unerschütterte voll Selenhoheit hinweg. Er fuhr fort zu lehren, suchte die Schwindsucht der Volksehre zu heilen, stemmte sich mit ganzem Geistesvermögen dem Strome des Sittenverderbens entgegen, und überall zeigte sich seine schöne Sele, sein gutes Herz wirkte auf alles, und immerhin siegte seine Tugend.

Philanthropinen nicht auch solche feierliche Leibesübungen angestellt werden!

Je glänzender der Name des Sokrates ward, deſto mer ſtieg der Neid gegen ihn empor. Die Prieſter, Sophiſten und Redner, denen Sokrates wie ein Dorn im Auge ſein muſte, bemühten ſich unabläſſig, die Gemüter ſeiner Landsleute wider ihn aufzubringen. Es rottete ſich eine Partei zuſammen, welcher kein Mittel ihm zu ſchaden zu niederträchtig war.

Sie muthmaſſen, wie man zu glauben Urſach' hat, den Luſtſpieldichter Ariſtophanes, daſſ er durch ein Poſſenſpiel den Sokrates lächerlich und verhaſſt zu machen ſuchte, um die geſinnungen des gemeinen Volks gegen ihn auszuforſchen, und daſſelbe vorzubereiten, wenn der Streich gelänge, einen ſtärkern Angrif zu wagen. Dieſes leichtfertige Stük führte den Namen die Wolken. Sokrates war die Hauptperſon; und der griechiſche Iſland, welcher dieſe Role ſpielte, gab ſich

ſich alle Mühe, ihn nach dem Leben vorzuſtellen. Kleidung, Gang, Gebärde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Die Komödie hat ſich, zur Ehre des verfolgten Weltweiſen, bis auf unſere Zeiten erhalten, und wird für ein Muſter der Ungezogenheit und des niedrigen Scherzes angeſehen.

Sokrates pflegte ſonſt niemals die Schaubühne zu beſuchen, auſſer wann die Tragödien des Euripides (daran er ſelbſt, wie einige behaupten, Anteil gehabt hat) aufgeführt wurden. An dem Tage, da die Wolken gegeben werden ſollten, ging er gleichwol hinein. Er hörte, daſſ viele Fremde die zugegen waren, ſich nach dem Urbild erkundigten, das auf der Bühne ſo ſehr gehöhnt würde. Nun trat er mitten im Schauſpiel hervor, und blieb, der unerſchrokene Tugendmann blieb bis ans Ende des Stüks auf einer Stelle ſtehen, wo ihn iedermann ſehen,

und mit dem Theatersokrates vergleichen konnte. *)

Dieser Streich war tödlich für den Dichter und sein Lustspiel. Die possenhaftesten Einfälle thaten keine Wirkung mehr: denn das Ansehen des Sokrates erregte Hochachtung und ein ehrfurchtvolles Erstaunen über seinen aristidischen Mannsinn. Dem Weisen voll Unschuld wurde Beifall gezollt, und der Dichter und seine Beloner bestanden mit Schande. Aristophanes veränderte nachher seine Wolken, und brachte sie an folgenden Jahre wieder auf die Bühne, aber mit eben so schlechtem Erfolge.

Der sicilische Krieg und die darauf folgenden Unglüksfälle der Athener ver-

*) Vrgl. Aeliani Var. Hist. L. II. C. 13. wo zu der ausfürlichen Erzälung des griechischen Sophisten, der gelehrte Perizon noch einen weitläufigen Kommentar hinzufügt. In der prächtigen Ausgabe von Kühn, Leipzig, gr. 8. 1780. S. 69. bis 78.

vernichteten die boshaften Anſchläge der Feinde unſers Weltweiſen; die Ausfüh-rung ihrer Abſichten muſten ſie auf eine günſtigere Zeit verſchieben. Sokrates war damals in ſeinem fünfundvierzigſten Jahre.

Seit dieſer Zeit hatte der Weiſe von Athen vollauf mit den Sophiſten zu thun. Aber er zeigte ſich überall im Umgange dienſtfertig und liebreich, gehorchte der Obrigkeit in allem, was die Geſeze befelen, kurz er war, wie Rouſſeau, als der gerechteſte Mann und beſcheidenſte Bürger bekand. Ward ihm hingegen etwas Geſezwidriges zugemutet, ſo kämpfte dawider ſein Mut und ſein unbeugſamer Geiſt.

Dies ſah man, als ſie ihm unterſagt hatten, mit jungen Leuten zu reden; desgleichen als ihm, nebſt vier andern Bürgern, befolen ward, den Leon von Salamin zum Tode zu füren, da er ſich allein widerſezte, weil es den Geſezen entgegen lief. Er hatte darüber einmal mit dem Sophiſten Hippias von Elea eine ernſthafte Unterredung.

Sokrates und Hippias.

(auf dem Markte zu Athen.)

Sokrates. (Nach einigen unbedeutenden Fragen wegen der langen Abwesenheit des Sophisten) Man mus sich doch wundern, Hippias, über manche Einrichtung im State! Wenn z. B. einer ein Schmid, oder ein Tischler, oder ein Reiter werden soll, so ist man wegen des Orts der Unterweisung in keiner Verlegenheit: aber will einer entweder selbst die Gerechtigkeit lernen, oder seinen Sohn darin unterrichten lassen, so weis man nirgends seinen Zwek zu erreichen.

Hippias. (mit spottendem Lächeln) Schwazest du deinen Leuten das noch immer vor, was ich schon so lange von dir gehört habe?

Sokr. Was noch ärger ist, Hippias, so sag' ich immer eben dasselbe auch von eben den Sachen! Du hingegen

gen mit deiner groſen Wiſſenſchaft, wirſt wol von einerlei Sache niemals eben daſſelbe ſagen.

Hipp. In der That, ich verſuche gemeiniglich, etwas neues davon auf die Bahn zu bringen.

Sokr. Alſo auch von dem, was du recht weiſt, als von den Buchſtaben: wenn etwa dich iemand fragte, wie viel, oder was für Buchſtaben der Name Sokrates hätte, würdeſt du heut anders als geſtern antworten? Oder wenn einer wiſſen wollte, ob zweimal fünf zehn ausmachte, würdeſt du heute nicht eben ſo antworten, wie ſonſt?

Hipp. O ia, in ſolchen Fällen red' ich auch ſtäts einerlei, wie du. Aber von der Gerechtigkeit getrau' ich mir iezt etwas zu ſagen, wogegen du, Sokrates, ſo wenig, als ein andrer, etwas einzuwenden haben wirſt!

Sokr. Nun, beim Apollen, da entdekst du mir eine grose Erfindung! Die Richter werden nun nicht mer verschiedene Urteile fällen; die Bürger werden nicht mer in Rechtsstreitigkeiten verwikelt; auch werden die Staten aufhören, sich über das Recht zu entzweien, und Krieg zu füren; und ich, mein theurer Hippias, kann dich nicht eher verlassen, bis du mir deine so vortrefliche Entdekung mitgeteilt hast!

Hipp. Und, beim Zeus, ich versichre dich, dass du nichts davon wirst zu hören bekommen, bis du deine eignen Gedanken von der Gerechtigkeit mir eröfnet hast! Denn es ist nicht genug, dass du andre Leute zum Besten hast, indem du sie ausfragst und widerlegst, hingegen von dir selbst keine Rechenschaft geben, noch deine Meinungen offenbaren willst.

Sokr. Wie? Mein guter Hippias! Hast du nicht bemerkt, dass ich alles, was

was mit Recht zu sein scheint, ohne Scheu und öffentlich zu thun pflege?

Hipp. Welches ist also deine Lehrmeinung davon?

Sokr. Ich sage dir, daß ich sie mit der That zeige, nicht mit Worten. Oder hältst du Worte für glaubwürdiger als Thaten?

Hipp. Nein, nein! Wie mancher spricht schön von Gerechtigkeit, und thut Unrecht? Dagegen kann keiner ungerecht sein, welcher gerecht handelt.

Sokr. Hast du iemals erfaren, daß ich ein falsches Zeugnis abgelegt, oder einen Menschen boshaft angeklagt, oder zween Freunde zur Uneinigkeit gereizt, oder sonst eine Ungerechtigkeit begangen hätte?

Hipp. Wie du fragen magst! Wer wird dich eines Vergehens beschuldigen können?

Sokr. Wenn man ſich nun aller Ungerechtigkeiten enthält, heiſt das bei dir nicht, gerecht ſein?

Hipp. Sieh! Noch immer weigerſt du dich, mir deinen wirklichen Begrif von der Gerechtigkeit zu ſagen. Du zeigſt nicht, was die Gerechten thun, ſondern nur, was ſie unterlaſſen.

Sokr. Ich denk' aber doch, der Wille, nichts Ungerechtes zu thun, ſei ein gültiger Beweis der Gerechtigkeit. Biſt du andrer Meinung, ſo laß ſehen, ob meine beſtimmtere Erklärung dir mer gefällt. Ich ſage nämlich: Was geſezmäſig iſt, das ſei gerecht.

Hipp. Behaupteſt du alſo, geſezmäſig und gerecht ſei einerlei, ſo verſteh' ich dich nicht vollkommen.

Sokr. Du kennſt doch die Geſeze der Stadt? Nun was begreifſt du darunter?

Hipp. Alles, was die Obrigkeit und Bürger verordnet, und ſchriftlich

bekannt

gemacht haben, daſſ man es thun oder unterlaſſen ſoll.

Sokr. Wer alſo darnach thut, der lebt geſezmäſig, und wer dagegen handelt, geſezwidrig? Und dann iſt dieſer ungerecht, ieuer aber gerecht?

Hipp. Wol. Jedoch wie kann einer die Geſeze, oder den Gehorſam gegen dieſelben für ſo ehrwürdig halten, da ſie oft ſelbſt von den Geſezgebern wieder verändert oder ganz abgeſchaft werden?

Sokr. Fangen die Staten nicht auch öfter Krieg an, und machen hernach wieder Frieden? Tadelſt du alſo diejenigen, die den Geſezen gehorchen, ſo iſt's eben ſo viel, als wenn du iene Feinde tadelteſt, die ihre Pflicht thun voll Hofnung des Friedens. Oder willſt du auch die Soldaten ſchelten, welche das Vaterland tapfer verteidigen?

Hipp. Behüte der Himmel!

Sokr.

Sokr. Weiſt du nicht, daſſ Lykurg ſeinem Sparta durch nichts einen ſo groſen Vorzug vor den übrigen Staten gegeben hat, als durch die ſtrengſte Anweiſung zum Gehorſam gegen die Geſeze? Und ſind nicht iene Obrigkeiten die beſten, welche die Bürger im beſtändigen Gehorſam erhalten? Blühet im Frieden die Stadt nicht am ſchönſten, wo die Bürger am willigſten gehorchen? Und ſind dieſe nicht unüberwindlich im Kriege? Weiter, wodurch kann man ſich mer vor den Strafen hüten, wodurch mer Ehre bei ſeinen Mitbürgern erwerben, als durch den Gehorſam gegen die Geſeze? Wer wird ſeine Widerſacher gewiſſer beſiegen; wer wird mer das Vertrauen des Vaterlands haben in allen ſeinen Angelegenheiten, als der Mann, welcher am genaueſten die Geſeze erfüllt? Ihm überläſſt man, voll Zuverſicht auf ſeine Redlichkeit, Vermögen und Kinder; ihm übergeben ſich Bundesgenoſſen und Feinde bei

Verträgen und Friedensſchlüſſen. Seine Freundſchaft wird ieder Biedermann ſuchen, und von ſeinem folgſamen Herzen läſſt ſich iede ſchöne Handlung erwarten. Aus allen dieſen Betrachtungen läſſt ſich alſo der Schluſſ machen, daſſ geſezmäſig und gerecht einerlei ſei: weiſt du es nun anders, Hippias, ſo bitt' ich um Belehrung!

Hipp. Mit nichten, Sokrates! Ich kann nicht andrer Meinung ſein.

Sokr. Kennſt du auch gewiſſe ungeſchriebene Geſeze?

Hipp. Du verſtehſt diejenigen, welche in allen Ländern gelten? Dieſe ſind mir bekand.

Sokr. Kannſt du ſagen, daſſ die Menſchen ſich dieſe ſelbſt gemacht haben?

Hipp. Wie wäre das möglich? Sie können ſich alle ia nirgends verſammeln, und reden auch nicht einerlei Sprache.

Sokr.

Sokr. Wer mag also diese Gesetze gegeben haben?

Hipp. Nach meinem Dafürhalten kommen sie unmittelbar von den Göttern her. Denn bei allen Völkern ist dieses das erste Gesetz, dass man die Götter verehren soll.

Sokr. Ist's nicht auch solch ein allgemeines Gesetz, die Aeltern zu ehren?

Hipp. O ja.

Sokr. Nicht auch dieses, dass Aeltern und Kinder sich nicht mit einander vermischen sollen?

Hipp. Ich halte dieses noch nicht so recht für ein Gesetz Gottes; weil ich finde, dass einige dagegen handeln.

Sokr. O! Solchen Uebertretern der Gottesgesetze folgen auch solche Strafen, denen kein Mensch auf irgend eine Art entgehen kann, wie etwa mancher Uebertreter der menschlichen

Geſeze ſeiner Strafe entgeht, teils weil er zu gewaltig iſt, teils weil das Verbrechen verborgen bleibt. Für iene aber kann keine gröſere Strafe ſein, als daſſ ſie, wegen des Unterſchieds zwiſchen blühendem und verblühtem Alter, untaugliche Kinder zur Welt bringen.

Hipp. Ich bin darin auch deines Meinung.

Sokr. Las uns weiter gehen. Iſt's nicht allenthalben geſezmäſig, Gutes mit Gutem zu vergelten?

Hipp. Ja, dies Geſez iſt allgemein.

Sokr. Und doch wird auch dawider gehandelt. Aber die Uebertreter werden auch dafür geſtraft, wenn ſie verlaſſen werden von ihren beſten Freunden, und ihren Widerſachern hernach in die Hände geraten.

Hipp. In Warheit, Sokrates, alle dieſe Geſeze ſcheinen von Gott zu kommen. Denn daſſ die Geſeze ihre Ueber-

treter selbst bestrafen, dies beweiset einen höhern, als blos menschlichen Gesezgeber.

Sokr. Was meinst du also, Hippias, verordnen die Götter in ihren Gesezen, was gerecht ist, oder das Gegenteil?

Hipp. Gewis nicht das Gegenteil, Denn schwerlich kann ein anderes Wesen so gerechte Gesezе geben, als Gott.

Sokr. Die Götter bestätigen es daher selber, Hippias, dass gesezmäsig und gerecht einerlei sei.

So lehrte, so lebte Sokrates, so führte er seine Freunde zur Gerechtigkeit.

Er sagte auch ein andermal, Gerechtigkeit und iede andere Tugend wäre Weisheit. Denn was gerecht wäre, was aus Tugend geschähe, das wäre ehrbar und gut; und wer das überlegte, der zöge demselben nichts anders

vor: die unweisen aber begingen Fehler, wenn sie's auch versuchten, ehrbar und gut zu sein. Da nun alles Gerechte und Gute aus der Tugend kömmt, so müste die Gerechtigkeit und jede andre Tugend Weisheit sein.

Der Wahnsinn, sagte er ferner, ist zwar das Gegenteil der Weisheit; doch halt' ich Unwissenheit und Wahnsinn nicht für einerlei. Wenn aber einer sich selbst nicht kennt, und denkt, er wisse und verstehe das, was er doch nicht weis, so kömmt dies dem Wahnsinne ziemlich nahe. Wenn einer in Dingen irret, welche die meisten Leute nicht verstehen, so pflegt man ihn nicht für wahnsinnig anzusehen: wol aber nennet man denjenigen wahnsinnig, welcher von allbekanden Sachen nichts weis, oder davon verwirrt spricht. Der wäre wahnsinnig, welcher sich so gros dünkte, dass er sich bükte, wenn er durch das Stadtthor ginge, oder Häuser wegtragen wollte,

te, u. drgl. Wie man eine heftige Begierde Leidenſchaft nennet, ſo heiſſet ein groſer Unverſtand auch Wahnſinn.

Ariſtipp, den wir bereits kennen lernten, unternahm es einſt, unſern Sokrates einer Ungereimtheit zu überfüren, wie ihm dieſer mermals gethan hatte. Der überlegnere Weiſe benuzte die Gelegenheit zum Vorteile ſeiner Freunde, und antwortete, nicht wie diejenigen, welche ſich in Acht nehmen, daſſ man ſie in ihren Reden nicht fange; ſondern ſo, daſſ ene durch ſeine Belehrung deſto mer zu ihrer Pflicht geleitet würden. Von Ariſtipp iſt übrigens dies die kürzeſte Charakteriſtik:

Omne bonum in voluptate ponebat, virtutemque ob eam rem cenſebat laudandam, quod efficiens eſſet voluptatis.

Cic. de Offic. L. III. 33.

Aristipp und Sokrates.

Aristipp.

Gut, Sokrates, dass ich dich hier antreffe! Ist dir wol etwas bekand, das gut wäre?

(Der kleinmeisterische Philosoph von Kyrene wähnte, der Weise von Athen würde, nach seiner Gewonheit, etwa Narungsmittel, Gesundheit, Leibesstärke, Geistesmut, oder Geld nennen, und dann könnt' er ihm beweisen, dass solche Dinge manchmal böse wären. Sokrates verstand es, dergleichen allgemeinen Fragen auszuweichen, und antwortete nach seiner Art.)

Sokr. Fragst du mich, ob ich etwas wisse, das im Fieber gut ist? Oder bei bösen Augen? Oder gegen den Hunger?

Ar. Nein, das all nicht!

Sokr. Wenn du mich denn fragst, ob ich etwas Gutes kenne, das zu

nichts gut iſt, ſo ſag' ich Nein, und bekümmre mich auch nicht darum.

Ar. Kennſt du denn etwas Schönes?

Sokr. O ia, vieles.

Ar. Sind denn die Sachen all' einander ähnlich?

Sokr. Zum Teil haben manche gar keine Aenlichkeit mit einander.

Ar. Wie kann aber etwas, das einem ſchönen Ding' unähnlich iſt, dennoch ſchön ſein?

Sokr. Warum nicht? Einem ſchönen Wettläufer iſt ein ſchöner Fauſtkämpfer ſehr unähnlich. Ein recht ſchöner Schild hat gar nichts ähnliches mit dem ſchönſten Wurfſpieſe.

Ar. Du antworteſt mir ia wieder nicht anders, als vorhin, da ich dich fragte, ob dir etwas Gutes bekand wäre.

Sokr. Und glaubst du denn, daſſ Gut etwas anders ſei, als Schön? Weiſt du nicht, daſſ alles zu einerlei Zweke gut und auch ſchön iſt? So heiſen die Menſchen wegen einerlei Sachen, und in einerlei Abſicht gut und auch ſchön; und ſo iſt's in Anſehung der Sele mit der Tugend, und, in Rükſicht auf den Leib, mit allen andern Dingen, welche die Menſchen gebrauchen, daſſ ſie nämlich dazu gut und auch ſchön heiſen, wozu ſie nuzbar ſind.

Ar. Iſt alſo auch eine Grube voll Dünger ſchön?

Sokr. Warum nicht? Wenn ſie zu ihrem Gebrauche taugt; ſo wie ein goldner Schild häſſlich iſt, wenn man ihn ſchlecht gemacht hat.

Ar. Hiemit ſagſt du, daſſ einerlei Sache ſchön und häſſlich zugleich ſei?

Sokr. Dies behaupt' ich, und auch, daſſ ſie zugleich gut und böſe ſei.

sei. Denn was gegen den Hunger gut ist, das taugt oft nicht wider das Fieber, und umgekehrt. Alles ist dazu gut und schön, wozu es sich gut schiket, hingegen schlecht und häßlich, wozu es sich schlecht schiket.

Ar. Sind denn die schönen Häuser nicht zugleich brauchbar?

Sokr. Recht. Wer ein Haus haben will, wie sich's gehört, der mus darauf sehen, daß es nach aller Möglichkeit angenem und bequem zu bewonen sei. Um den Jareszeiten gemäs kühl oder warm zu sein, so mus die Sonne den Winter hindurch in die nuttäglichen Zimmer scheinen, im Sommer aber wol über das Dach hingehen, und Schatten machen. Ueberhaupt ist das Haus, wo einer zu ieder Zeit die angenemste Erholung und den sichersten Aufenthalt für all das Seine findet, die beste und schönste Wonung.

Wie aber Sokrates überall ein groſer Freund und Liebhaber der Schönheit war, ſo ſchien er in der Wal ſeiner Freunde auch auf körperliche Schönheit zu ſehen. Ein ſchöner Körper, pflegte er zu ſagen, verſpricht eine ſchöne Sele, und wenn unſre Erwartung nicht befriedigt wird, ſo muß iene verwahrloſt worden ſein. Daher gab er ſich denn viele Mühe, das Innere dieſer Perſonen mit ihrem wolgebildeten Aeuſſerlichen übereinſtimmend zu machen.

Niemand aber war ihm ſo angelegen, als Alcibiades, wie wir oben ſchon erinnerten. Dieſen verfolgte er unermüdet. Bei allen Gelegenheiten lies er ſich mit ihm in Unterredung ein, um ihn von ſeinen bekanten Ausſchweifungen des Ehrgeizes und der Wolluſt abzuhalten. Platon läſſt ihn öfters Ausdrüke brauchen, die beinahe verliebt ſcheinen: daher man in ſpätern Zeiten Gelegenheit nahm, den

Sokra-

Sokrates eines ſträflichen Umgangs mit jungen Leuten zu beſchuldigen. *)

Allein ſelbſt die Feinde des Sokrates, Ariſtophanes in der Komödie, und hernach Melitus in ſeiner Anklage,

*) Aelian führt in ſeinen mancherlei Geſchichten, (4 Buch, 21 Kap.) den Sokrates und Alcibiades in einer Parallele mit Platon und Dion auf, und nennt ſie geradehin Päderaſten. Lucian läſſt in ſeinen Liebesgöttern zwo Perſonen auftreten, wovon die eine den Sokrates anklagt, die andre entſchuldigt. Auch thut er ſeiner noch Meldung in der Lebensverſteigerung, wo er ihn zwar einen Päderaſten heiſt, aber ſogleich hinzuſezt: er war nicht ein Liebhaber des Körpers, ſondern einer ſchönen Sele. (ου των σωματων ερασην, αλλα ψυχης καλης).

Selbſt Xanthippe, das fromme Weib, hatte ihren Mann wegen ſeiner Liebſchaften im Verdacht, wie ſolches

klage, thun hiervon nicht die geringſte Erwänung. Man beſchuldigte ihn zwar, wie wir ſchon anmerkten, daſſ er die Jugend verderbe; iedoch es erhellt aus der Antwort des Sokrates, welche wir unten ausführlich vortragen werden, gar deutlich, daſſ dieſes nur auf die Geſeze der Religion und Statskunſt ſich bezog, denn gegen dieſe ſoll er die Jugend gleichgültig gemacht haben.

Geſezt auch, ſezt Mendelsſohn hinzu, die damalige Verderbnis der Sitten wäre ſo weit gegangen, daſſ man

ſolches Aelian bezeugt. (11. B. 12. K.) Auch Athenäus erwähnt, bei Gelegenheit, der körperlichen Schönheit des Alcibiades und ſagt: Sokrates hätte bei all ſeiner Enthaltſamkeit ihr nicht widerſtehen können. (Socratem, qui omnia contemnebat, tamen pulchritudini Alcibiadis fuiſſe imparem, ait. L. XIII. cap. 2.) Nepos und Plutarch berüren ebenfalls dieſe heikele Sache mit ſchonen-

man dieſes widernatürliche Laſter beinahe für natürlich gehalten hätte, ſo würden ſeine Feinde dieſen Umſtand nicht ganz verſchwiegen haben: wenn es nicht offenbar unmöglich geweſen wäre, das Muſter der Keuſchheit und Enthaltſamkeit einer ſo viehiſchen Geilheit zu beſchuldigen.

Man leſe die ſtrengen Vorwürfe, die er dem Kritias und Kritobul macht; man leſe das Zeugnis, das ihm der mut-

ſchonender Delikateſſe, in ihren Lebensbeſchreibungen von Alcibiades und Dion.

Es wundert mich, daſſ Haller in der oben angefürten Stelle von Sokrates ſo übel urteilt. Denn es iſt unbegreiflich, daſſ ein Weiſer, den wir nun von ſo vielen vorteilhaften Seiten kennen, ſich einer Ausſchweifung der Luſt ſoll ſchuldig gemacht haben, welche die ehrwürdige brittiſche Nation, wie der Schauſpieler Foote gar empfindlich erfaren muſte, mit dem heftigſten Tugendgefüle verabſcheut.

mutwillige, halböeranſchte Alcibiades giebt, in Platons Tiſchgeſprächen. Das Stillſchweigen der Feinde und Verläumder, und ſeiner Freunde poſitives Zeugnis vom Gegenteile laſſen keinen Zweifel zurük, daſſ die Beſchuldigung ungegründet und eine ſtrafbare Verläumdung ſei.

Die Ausdrüke des Platon, ſo fremde ſie auch in unſern Ohren klingen, beweiſen weiter nichts, als daſſ dieſe unnatürliche Galanterie damals die Modeſprache geweſen ſei, wie etwa der ernſthafteſte Mann in unſern Zeiten ſich nicht entbrechen würde, wie verliebt zu thun, indem er an ein Frauenzimmer ſchreibt. Jedoch wir wollen unſern Weiſen noch ſelbſt mit Xenophon ſprechen hören.

Was die Liebe betrift, sagt Xenophon, so warnte Sokrates die Seinigen, sich von schönen Personen mit Gewalt zurük zu halten; dieweil es keine leichte Sache sei, wenn man ihnen zu nahe kömmt, sich zu enthalten. Er hatte einst gehört, dass Kritobul, Kritons Sohn, den schönen Sohn des Alcibiades geküsst hätte, und stellte darüber den Xenophon in Gegenwart des Jünglings also zur Rede:

Sokr. Sag mir doch, Xenophon, hast du nicht unsern Kritobul bisher lieber unter die vernünftigen, als unter die verwegenen Menschen gerechnet?

Xen. O ia, ich hatte auch Ursache dazu.

Sokr. Aber in Zukunft must du ihn für den hizigsten und tollkühnsten Menschen halten, welcher im Stande wäre, sich ins blose Schwerd zu stürzen, oder in ein Feuer zu rennen.

Xen. Was haſt du denn von ihm geſehen, daſſ du ſo ſtreng von ihm urteilſt?

Sokr. Hat er nicht die Kühnheit begangen, den Sohn des Alcibiades zu küſſen, welcher ſo wolgebildet iſt, und ſo ſchön?

Xen. O, wenn das die verwegene That iſt, ſo wär' ich ſelbſt vielleicht fähig, mich in die Gefar zu wagen.

Sokr. Weiſt du auch, du Wagehals, was du zu erwarten haſt, wenn du einen ſchönen Knaben küſſeſt? Wirſt du nicht von dem Augenblik an aus einem freien Menſchen ein Sklave? Bezaleſt du nicht überaus theuer eine ſchädliche Luſt? Hinderſt du nicht dich ſelbſt, auf irgend etwas Rümliches und Gutes zu denken? Zwingſt du hingegen dich nicht, Anſchläge zu erſinnen, welche kaum einem Raſenden einfallen würden?

Xen. Behüte Herkules! Welche schröckliche Gewalt legst du einem Kusse bei!

Sokr. Und darüber wunderst du dich? Weist du nicht, dass gewisse kleine Spinnen den Menschen, dessen Mund sie berüren, so schmerzhaft stechen, dass er von Sinnen kömmt?

Xen. Das glaub' ich; diese Spinnen flösen mit ihrem Stiche Gift ein.

Sokr. Meinst du denn nicht, dass der Kus schöner Personen auch etwas einflöse, das du nicht siehest? Weist du nicht, dass manche Thierchen, welche man schön und reizend nennt, noch viel giftiger sein können, als diese Spinnen, da diese durch das Berühren, iene auch ohne Berührung, wenn man sie nur ansieht, von fern ein solches Gift einflösen, welches rasend macht? Vielleicht heissen die Liebesgötter eben darum Bogenschüzen, weil schöne Personen in der Nähe verwunden.

den. Kurz, ich rathe dir, Xenophon, wenn du einen schönen Knaben erblikst, dass du eilig davon laufest, ohne dich umzusehen! Dir aber, Kritobul, rath' ich, ein ganzes Jahr zu verreisen; und auch diese Zeit wird kaum zureichen, dich von deiner Wunde zu heilen!

Bei seinem ganzen Verhalten in Ansehung des Weltgenusses glaubte Sokrates dennoch, dass er Speise, Trank und Liebe eben so genüglich und mit keiner geringern Wollust genöse, als diejenigen, welche viel Geld darauf verwendeten. Er hatte noch oben drein den Vorzug; dass ihn Verdrus und Reue nicht plagten.

Da Sokrates der Meinung war, daſſ für ieden Menſchen, der etwas Rümliches thun wollte, die Enthaltſamkeit eine vorzügliche Eigenſchaft wäre, ſo beſtätigte er dieſe Ueberzeugung nicht nur durch ſeinen Wandel, ſondern predigte auch immer davon in ieder Geſellſchaft. Euthydem, einer ſeiner geliebteſten Freunde, konnte viel von ſolchen Unterredungen rümen.

Sokr. Glaubſt du, Euthydem, daſſ die Freiheit etwas Schönes und Groſes ſei?

Euth. In aller Betrachtung iſt die Freiheit ein groſes und ſchönes Gut.

Sokr. Wird nun einer von leiblichen Wollüſten beherrſcht, daſſ er nicht thun kann, was ihm gut iſt, hältſt du dieſen für frei?

Euth. Im geringſten nicht.

Sokr. Vielleicht glaubſt du, die Freiheit beſtehe darin, daſſ man das beſte

beſte thun kann: und wenn man andre über ſich hat, die uns daran hindern, ſo hältſt du dies für Knechtſchaft?

Euth. Das denk' ich, und zwar mit Rechte.

Sokr. Glaubſt du alſo gänzlich, daſſ die Wollüſtlinge nicht frei ſind?

Euth. Wie ſollt' ich nur einen Augenblik daran zweifeln?

Sokr. Und werden ſolche Leute blos gehindert, das Rümlichſte zu thun, oder werden ſie auch zugleich zu den niederträchtigſten Dingen gezwungen?

Euth. Ich mus beides einräumen.

Sokr. Was hältſt du alſo von ſolchen Herren, welche uns an guten Thaten hindern, und zu den ſchlimmſten uns zwingen?

Euth. Daſſ ſie die ärgſten Wichte ſind, die man ſich denken kann.

Sokr. Welche Knechtſchaft dünkt dir die ſchlimmſte zu ſein?

Euth. Allerdings doch die bei den ſchlimmſten Herren.

Sokr. So lebt ja wol der Sklave der Lüſternheit in der elendeſten Knechtſchaft?

Euth. Das glaub' ich wirklich.

Sokr. Meinſt du nicht, daſſ die Lüſternheit von dem Menſchen die Weisheit entferne, die doch ein ſo groſes Gut iſt, und daſſ ſie ihn hindere, an nüzliche Dinge zu gedenken, und ſich in ſolchen zu üben? Denn ſie reiſſt den Irregeführten zu Wollüſten hin, und wenn auch manchmal ein Gefül des Guten, oder ein Schreken vor dem Böſen durch die Sele fährt, ſo macht ſie dennoch am Ende, daſſ man das Schlimmere dem Beſſern vorzieht.

Euth. Dies geſchieht freilich.

Sokr.

Sokr. Und wem können wir weniger Vernunft zuschreiben, als dem Wollüstling, da die Werke der Vernunft und der Lüsternheit einander gerad' entgegen stehen?

Euth. Auch das geb' ich zu.

Sokr. Und was ist den Ueberlegungen des Verstandes mer hinderlich, als die Lüsternheit?

Euth. Gewis nichts.

Sokr. Kennst du etwas Schlimmers für einen Menschen, als dasjenige, was ihn vom Nüzlichen abwendet, und zum Schädlichen verleitet, oder ihn gar zwingt, der Vernunft zuwider zu handeln?

Euth. Nichts auf der Welt.

Sokr. Die Enthaltsamkeit ist also warscheinlich die Ursache ganz andrer Wirkungen, als die Lüsternheit.

Euth. Ja freilich.

Sokr. Mus denn alſo nicht die Urſache ſolcher entgegengeſezten Wirkungen ſehr gut ſein?

Euth. Das kann nicht fehlen, Sokrates!

Sokr. Iſt aber die Enthaltſamkeit nicht die allerbeſte Eigenſchaft für einen Menſchen?

Euth. Ich halt' es dafür, lieber Sokrates!

Sokr. Aber, Euthydem, haſt du auch iemals daran gedacht?

Euth. Woran?

Sokr. Daſſ die Lüſternheit dem Menſchen nicht einmal wirklich die Luſt verſchaft, zu welcher ſie denſelben doch allein zu führen ſcheint? Die Enthaltſamkeit hingegen gewährt ihm ſicher die allerhöchſte Luſt.

Euth. Wie ſo?

Sokr. Die Läſternheit erlaubt nicht, irgend eine Beſchwerlichkeit oder einen Mangel zu erdulden: denn Hunger, Durſt, Wachen hilft uns, daſſ wir mit Luſt eſſen, trinken, und in ſüſer Ruhe ſchlafen. Sie hindert alſo den ſchmakhaften Genus der natürlichſten Vergnügungen. Die Enthaltſamkeit allein läſſt uns iene Bedürfniſſe empfinden, und gewährt uns einen würdigen Genus der Lebensfreuden.

Euth. Du redeſt vollkommen wahr.

Sokr. Auch ſtört uns die Läſternheit im Erlernen nüzlicher Kenntniſſe, ſie untergräbt den Bau der Geſundheit, ſie verwirrt die Verfaſſung des Hausweſens, ſie entzweiet die redlichſten Freunde, und ſchwächet Mut und Kraft, wann wir den Feinden uns entgegen ſtellen. Dies alles hat der Enthaltſame nicht zu befürchten.

Euth. Meiner Meinung nach willſt du damit ſagen, ein Menſch, den die

ſinn-

sinnlichen Lüste beherrschen, sei zu keiner Tugend geschikt?

Sokr. Lieber Euthydem, was ist denn auch für ein Unterschied zwischen dem unvernünftigsten Thier, und einem lüsternen Menschen, der die besten Sachen nicht achtet, sondern immer nach dem nur sich sehnt, was den Sinnen Belustigung verschaft. Nur die Enthaltsamen sind geschikt, ihr Heil zu finden: nur sie werden die mächtigsten Redner, die weisesten Statsmänner, die ehrwürdigsten Menschen.

Der liebenswürdigste Sittenlehrer der Griechen war nicht allein auf den Geist und die Herzensneigung seiner Mitbürger bedacht, sondern gab sich auch Mühe, sie von der Sorgfalt für den äusserlichen Wohlstand zu unterweisen. Er selbst war, nach dem Geschmake der neuern Holländer, in seinem kleinen Hause, bei aller Dürftigkeit, genau, ordnungsvoll und reinlich. Sein niedriges Bett war freilich nicht nach persischer Weichlichkeit eingerichtet, hatte aber einige Verzierungen von Bildhauerarbeit.

Diogenes von Sinope, der schmutzige Tonnenbewoner, macht ihm auch, wie Aelian bezeugt, Vorwürfe darüber, daß er so eingenommen wäre für seine Sandalien, (Sohlen) für sein Häuschen, für seine Ruhestatte. Aber der gute Cynicker, der vielleicht der gröste Weise genannt werden könnte, wenn er mer Wohlstand beobachtet hätte, Diogenes, glaub' ich, beurteilte

unsern

unſern Sokrates ganz nach ſeiner eignen Lebensart, die mit den Wilden am Anadir und am Maragnon viel Aehnliches hatte.

Sokrates war nie ein Mann nach Altväterweiſe, ſondern bequemte ſich hübſch nach dem Gange ſeiner Zeit, überſchritt aber nie die Geſeze der Klugheit und Mäſſigung. Zum Epigenes, einem ſeiner jüngern Freunde, der ſeinen Leib ſehr vernachläſigte, ſprach er einſt bei einer Zuſammenkunft: Ei, wie ſchlecht hältſt du deinen Leib, Epigenes!

Epig. Bin ich doch auch nur ein ſchlechter Mann, lieber Sokrates!

Sokr. Doch nicht ſchlechter, als iene, die ſich zu den olümpiſchen Wettkämpfen melden: oder kömmt dir ein Wettſtreit mit den Feinden über Leib und Leben als etwas Geringes vor? In der That halten viele die Gefährlichkeiten des Krieges nur darum nicht aus,

aus, weil sie nicht recht gesund sind, oder sie retten ihr Leben mit Schande. Viele werden deswegen gefangen, und bringen entweder in der Sklaverei, oder in der äussersten Noth ihr Leben zu. Viele verlieren ihren guten Namen, weil ihr körperliches Unvermögen sie nötigte zu einem feigen Betragen.

Scheint dir dieser Nachteil eines schwächlichen Körpers gering zu sein, und meinst du, dass man ihn noch wol ertragen könne? Oder hältst du den kränklichen Zustand für heilsamer, als eine feste Gesundheit? Wer seinen Leib gut hält, der befindet sich durchgängig ganz anders, als einer, der gar nicht seines Leibes pflegt. Er entgeht leichter allen Gefärlichkeiten, und bringt sein Leben im Kriege mit Ehre davon. Er steht seinen Freunden bei, macht sich verdient um das Vaterland, und erwirbt sich Ruhm, Ehrenstellen und Hochachtung der Zeitgenossen und der Nachwelt. Dies verlängert die Spanne

des Lebens, und eröfnet am Ziele die herrlichste Aussicht.

Es ist aber gar nicht recht, fuhr er fort, dass in der gegenwärtigen Friedenszeit die Bürger ihre Kriegsübungen versäumen: es wäre besser, man suchte sie in Lebhaftigkeit zu unterhalten. Du must bedenken, dass man zu jeder Verrichtung, die man vornimmt, seinen Leib nötig hat. Selbst im Denken pflegen viele zu straucheln, weil sie nur keinem gesunden Leibe gesegnet sind. Vergesslichkeit, böse Laune, so gar die Raserei finden bei vielen durch den kranken Leib einen Eingang in die Sele, und treiben alles heraus, was diese gewunst hat.

Wer hingegen seinen Leib gut hält, der ist gesichert vor dergleichen Gefahren. Welcher verständige Mensch wollte sich daher nicht alles gefallen lassen, um die erwähnten Uebel zu vermeiden? Endlich ist's auch Schande für einen Mann, dass er veraltet, noch eh' er seinen

seinen Leib gesehen hat in der Blüte der Schönheit und in der Vollkommenheit seiner Stärke.

Epizenes fasste dies alles zu Herzen, und ward dem schöneren Weisen gehorsam.

Aufgeblasene Herrchen voll Einbildung auf negative Verdienste, wie auch schüchterne Jünglinge, die zu grosen Thaten emporblühten, wuste er, auf den rechten Weg einzuleiten. Glaukon und Charmides waren einmal die Gegenstände seines Bestrebens.

Glaukon, Aristons Sohn, erkünte sich, zu dem Volke zu reden, und wollte durchaus an der Statsverwaltung Teil nemen, ob er gleich noch unter zwanzig Jaren war. Auch konnte ihn unter allen Bekanden und Freunden keiner von seiner Zudringlichkeit abbringen, unerachtet man ihn schon einmal vom Rednerstul' heruntergewiesen, und öffentlich ausgeklatscht hatte. Endlich nahm es Sokrates über sich, ihn eines bessern zu belehren. Seine Absicht kennt' ihm desto eher gelingen, weil Platon ein Freund des Jünglings war.

Sokrates und Glaukon.

Sokrates.

Ich höre, mein lieber Glaukon, daß du dich der Staatskunst gewidmet hast?

Glaukon. Ja, lieber Sokrates, du hast die Wahrheit gehört!

Sokr. Wahrhaftig ein so schönes Vorhaben, als nur eins in der Welt sein kann! Denn wenn du es weit darin bringst, so kannst du alles erlangen, was du selbst begehrst: du kannst deine Freunde befördern, dein väterliches Haus emper heben, das Gebiet der Stadt erweitern, und dir durch alle diese Dinge einen grosen Namen machen, zuerst in der Stadt, alsdann in ganz Griechenland, ja vielleicht gar, wie Themistokles, bei den Persern. (mit starkmerklicher Ironie) O dann wird überall, wohin du kömmst, alle Welt die Augen auf dich richten!

(Glauken ſteht ganz verblüft da, und weis nichts zu antworten.)

Sokr. Es iſt dir doch bekand, Glauken, daſſ du's um die Stadt verdienen muſt, wenn man dich ehren ſoll?

Glauk. Ja freilich.

Sokr. Ei nun, ſo beſchwör' ich dich: verbel' mir nichts, ſondern ſag mir, wodurch gedenkſt du dich zuerſt um die Stadt verdient zu machen?

(Glauken war wieder in groſer Verlegenheit.)

Sokr. Willſt du etwa die Stadt reicher zu machen ſuchen, wie du einem Freunde thun würdeſt, deſſen Haus du emper zu bringen gedächteſt?

Glauk. Ja, das will ich auch.

Sokr. Würde ſie denn dadurch reicher, wenn ſie mer Einkünfte bekäme?

Glauk.

Glauk. Das meine ich.

Sokr. So ſag mir einmal, woher hat die Stadt iezt ihre Einkünfte, und wie viel mögen ſie betragen? Denn ohne Zweifel haſt du darauf gedacht, damit du, wenn einige in Verfall kommen, den Mangel erſezen könneſt, und die Abgehenden ganz wieder herſtelleſt.

Glauk. In Warheit, Sokrates, das hab' ich nie unterſucht!

Sokr. Wenn du alſo daran noch nicht gedacht haſt, ſo ſag uns zum wenigſten die Ausgaben der Stadt: denn du wirſt vermutlich die überflüſſigen einzuſchränken ſuchen.

Glauk. Auch dazu hab' ich noch keine Zeit gehabt.

Sokr. So werden wir wol das Vorhaben, die Stadt reicher zu machen, noch ausſezen müſſen: denn wie könnten wir daran denken, da uns

weder die Ausgaben, noch die Einkünfte derſelben bekannt ſind.

Glauk. Man kann ja den Reichtum der Stadt auch durch den Krieg vermehren.

Sokr. O ja, recht gut, wenn man den Feinden überlegen iſt: wäre man aber ſchwächer, ſo könnte man das Seinige auch verlieren.

Glauk. Das iſt wahr.

Sokr. Wer alſo dazu rathen will, wen man bekriegen müſſe, der muß die Macht der Stadt und die Stärke der Feinde recht kennen; damit er, wenn die Stadt mächtiger iſt, zum Krieg rathe: im Gegenteil aber ſie davon abmahne.

Glauk. Das iſt ganz recht.

Sokr. So beſchreib mir doch erſt die Macht der Athener zu Waſſer und zu Lande, und dann auch die Stärke der Feinde.

Glauk.

Glauk. Dies läſſt ſich warlich nicht ſo ſchnell aus dem Kopfe herſagen.

Sokr. Wenn du's aber ſchriftlich haſt, ſo zeig mir's doch, lieber Glaukon; ich mögte dies gar zu gern hören!

Glauk. Nein, ich habe mir's auch niemals aufgeſchrieben.

Sokr. So werden wir wol vor der Hand an keinen Krieg gedenken können. Vermutlich haſt du das, wegen ſeiner Weitläufigkeit und als ein Anfänger in der Statskunſt, noch nicht unterſucht. Aber das weis ich doch, daſſ du über die Sicherheit des Landes nachgedacht haſt, und wol weiſt, was für Beſazungen wir nötig haben, und wie viel Volk dazu hinreichend ſei, oder nicht? Du wirſt wol auch rathen, die nötigen Beſazungen zu verſtärken, und die unnötigen einzuziehen?

Glauk. Beim Zeus! Wenn's nach meinem Willen ginge, so zög' ich sie all' ein; denn sie beschüzen das Land so wenig, dass sie sich vielmer selbst daran vergreifen.

Sokr. Zöge man aber nun die Besazungen ein, meinst du nicht, dass alsdann ein ieder nach seinem Belieben Gewalt bekäme, zu plündern? Aber, bist du denn da gewesen, und hast's untersucht, oder woher ist's dir bekand, dass sie so schlechte Wache halten?

Glauk. Ich vermute es.

Sokr. Wir wollen also diese Ueberlegung auch noch ausezen, bis wir nicht mer vermuten, sondern es gewis wissen.

Glauk. Dies mögte auch wol besser sein. (Er fült sich in die Enge getrieben, und sucht sich zu entfernen; allein er muste ausharren.)

Sokr. Daß du niemals in unſern Silbergruben geweſen biſt, das weis ich; ſonſt könnteſt du mir wol ſagen, warum ſie iezt weniger Ausbeute geben, als vormals.

Glauk. Du haſt Recht, ich bin nie daſelbſt geweſen.

Sokr. Ueberhaupt ſoll auch das Land dort *) ſehr ungeſund ſein, welches dir zur Entſchuldigung dienen kann, wenn einmal die Rede davon iſt.

Glauk. Ich will ſehen.

Sokr. Aber das haſt du doch nicht verabſäumt, ſondern bereits überlegt, wie lang das Getraide, welches im Lande wächst, zureiche, die Stadt zu verſorgen; damit du im Notfalle der Stadt in einer Theurung rathen und helfen könneſt.

*) Das Gebirg Laurium in Attika, gegen den See zu. Thukydides II, 55 und VI, 91.

Glauk. O dies ist eine weitläufige Sache, wenn einer sich auch darum bekümmern soll.

Sokr. Es kann aber doch keiner auch nur sein eignes Haus gut versorgen, wenn er nicht alles weis, was er bedarf, und nicht anschaft, was ihm abgeht. Da nun die Stadt aus mer als zehntausend Häusern besteht, so mus es ia wol schwer sein, so viele Häuser zugleich zu versorgen, und ich wundre mich, warum du nicht vor allen andern dem einzigen Hause deines Oheims aufzuhelfen suchest. Könntest du das, dann mogtest du es auch mit mereren versuchen. Wenn du aber einem einzigen nicht helfen kannst, wie will dir's mit vielen möglich sein? Ist's nicht eben so, als wenn man nicht einen Zentner heben könnte, und man wollte sich's unterstehen, viele zu tragen?

Glauk. Ich wollte dem Hause meines Oheims wol geholfen haben, wenn er mir nur hätte folgen wollen.

Sokr.

Sokr. Gut. Da du also deinen Oheim nicht zu seinem Besten bereden konntest, so meinst du doch, alle Athener und mit ihnen auch deinen Oheim zu überreden, dass sie dir folgen? Nimm dich in Acht, Glaukon, dass du dir nicht durch deine Ehrbegierde das Gegenteil zuziehest! Siehst du nicht, wie schwer es ist, von Dingen, die man nicht versteht, zu reden, und wie weit schwerer es ist, dieselben zu unternemen? Besinn dich doch, damit ich auf den Endzwek meiner Unterredung komme, besinn dich auf andre, welche du dafür kennest, dass sie öffentlich reden und thun, was sie nicht verstehen; und sag mir dein Urteil: ob sie Lob oder Schande davon haben, ob man sie mer bewundert oder verachtet? Alsdann denk auch an diejenigen, welche ihre Reden und Handlungen überlegt haben, und davon Rechenschaft zu geben wissen, so wirst du ohne Zweifel finden, dass die lezstern auch kluge Männer sind, die andern

aber

aber höchſt unverſtändige Leute. Verlangſt du alſo, in der Stadt Ruhm und Bewunderung zu erwerben, ſo bemüh' dich vor allen Dingen nach der Wiſſenſchaft desjenigen, was du einſt zu treiben gedenkeſt. Denn ſobald du hernach darin es andern zuvor thuſt, und dem Stat' in öffentlichen Angelegenheiten mit Geſchiklichkeit und Eifer dienſt, o ſo werden unfehlbar deine Wünſche befriedigt!

Sokrates hatte bemerkt, daſſ Charmides, ein vortreflicher Mann, und viel geſchikter, als alle damaligen Statsredner, democh es nicht wagte, vor dem Volk aufzutreten, und ſich der öffentlichen Angelegenheiten wie andre anzunemen. Werther Charmides, redete er ihn einſt an, wenn iemand im Stand iſt, in den Wettkämpfen den Preis zu gewinnen, und dadurch teils für ſich Ehre zu erwerben, teils ſeiner Vaterſtadt einen berümten Namen zu machen, gleichwol aber ſich ſcheuet, einen ſolchen Wettſtreit einzugehen, für welchen Menſchen wirſt du den halten?

Charmides. Ohne Zweifel für feigherzig und verzärtelt.

Sokr. Wenn aber einer die Geſchiklichkeit beſäſe, durch Teilnemung an den öffentlichen Geſchäften, das Beſte der Stadt zu befördern, und dabei ſeinen eignen Ruhm zu vergröſern;

ſern; und er ſcheuete ſich, dieſes zu thun, wäre der nicht auch für feigherzig zu halten?

Charm. Vielleicht. Aber warum fragſt du mich das?

Sokr. Weil ich dich für geſchikt halte, und doch ſehe, daſſ du dir keine Mühe giebſt, und zwar um ſolche Sachen, deren du dich annemen muſteſt, auch ſchon darum, weil du ein Bürger biſt.

Charm. Haſt du denn meine Geſchiklichkeit ſchon geprüft, Sokrates, daſſ du mir dieſen Vorwurf machſt?

Sokr. Wol hab' ich dich geprüft in den Verſammlungen unſrer Statsleute, welchen du beizuwonen pflegſt: denn wenn ſie dir da etwas vorlegen, ſo ſeh' ich, daſſ du ſehr vernünftig darüber urteilſt; und irren ſie ſelbſt in ihrem Urteile, ſo tadelſt du ſie mit Gründen.

Charm. Lieber Sokrates, es iſt nicht einerlei, ob man in einer engen Geſellſchaft von Freunden ſpricht, oder ob man mit der gehörigen Anſtrengung ſeiner Kräfte vor dem ganzen Volk als Redner auftrit!

Sokr. Du irreſt, mein theurer Charmides; wer gut rechnen kann, der rechnet gewis nicht ſchlechter vor einer groſen Menge, als in der Einſamkeit; und wer meiſterhaft die Flöte ſpielt, wann er allein iſt, der wird auch in einer groſen Verſammlung den Preis erhalten!

Charm. Siehſt du nicht, daſſ Blödſinn und Schüchternheit, welche den Menſchen angeboren ſind, vor dem Volke viel merklicher werden, als in Privatgeſellſchaften?

Sokr. Und ich habe iezt angefangen, dir zu beweiſen, da du dich vor den klügſten nicht ſcheueſt, noch dich vor den mächtigſten fürchteſt, daſſ du

dich

dich vor den unverſtändigſten und geringſten Leuten zu reden ſchämeſt. Wie? Du wollteſt dich ſchämen vor Handwerkern und vor Krämern auf dem Markte, welche wolfeil einzukaufen trachten, was ſie theuer wieder verkaufen wollen? Iſt das, was du thuſt, nicht eben ſo viel, als wenn der geübteſte Fechter ſich vor Anfängern fürchtete? Da du unter den Vornemſten in der Stadt, welche zum Teil hoch auf dich herab ſehn, mit ſolcher Fertigkeit redeſt, da du ſo gar Männern, welche längſt geübt ſind in der Statsberedſamkeit, weit vorzuziehen biſt; ſo ſcheueſt du dich doch, vor Leuten zu reden, die ſich niemals um Statsgeſchäfte bekümmert, und dich nie verächtlich angeſehen haben. Beſorgſt du, man mögte dich auslachen?

Charm. Wie? Meinſt du nicht, daſſ manche in den Verſammlungen oft über diejenigen lachen, welche ganz recht reden?

Sokr.

Sokr. Eben darum wundre ich mich, da du dieſe, wenn ſie es thun, ſo fein zu demütigen weiſt, daſſ du dich vor ihnen fürchteſt, als ob du dir nicht zutrauteſt, mit ihnen fertig zu werden. Mein lieber Freund, deine Beſcheidenheit iſt zu loben; aber du muſt dich nicht ſelbſt verkennen, und nicht in den Fehler fallen, der ſo gemein iſt! Denn viele bekümmern ſich mit Eifer um das Thun und Laſſen andrer Leute, und kehren ihre Augen nicht auf die Erforſchung ihrer ſelbſt. Las dich nicht die Bequemlichkeit daran hindern, ſondern ſtell' mit dir eine genaue Prüfung an.. Und wenn du das gemeine Beſte in irgend einem Stüke befördern kannſt, ſo entzieh dich ja nicht den Angelegenheiten der Stadt: denn wenn es dieſer wol geht, ſo gereicht dies nicht nur den übrigen Bürgern, ſondern vorzüglich deinen Freunden und dir ſelbſt zum rümlichſten Vorteil.

So sezte Sokrates seine Bemühungen zum Besten der Tugend und Gerechtigkeit mit dem unermüdsamsten Eifer fort, und seine Feinde unterstanden sich gleichwol nicht, ihm so geradezu auf den Leib zu kommen. Sie suchten daher Umwege, und brachten unter andern die Verläumdung unter das Volk: Sokrates habe dem Kritias die Grundsäze der Tirannen beigebracht, die er mit so unerhörter Grausamkeit ausgeübt hätte. Wer die Leichtglaubigkeit und Unbeständigkeit des Pöbels kennt, wird sich nicht verwundern, dass die Athener einer so offenbaren Falschheit Gehör gegeben haben, obgleich iedermann wuste, was zwischen dem weisen Menschenfreunde und dem Tirannen vorgefallen war.

Auch hatte einmal Alcibiades, in Gesellschaft andrer mutwilligen Friedensstörer, die Bildsäulen des Hermes zerschlagen, die eleusinischen Geheimnisse öffentlich verspottet, und wegen

dieses

dieſes Uebermuts aus der Stadt weichen müſſen.

Nun wurde auch dieſe Geſchichte wieder rege gemacht, und von den Feinden des Weiſen ausgeſtreut, er habe dem jungen Menſchen die Verachtung der Religion eingeflöſet. Nichts war aber den Lehren und der Aufführung des Sokrates mer zuwider, als ein ſolcher Frevel.

Den öffentlichen Gottesdienſt, ſo voll von Aberglauben er auch ſein mogte, hat er allezeit in Ehren gehalten; und was die eleuſiniſchen Geheimniſſe betrift, ſo rieth er allen ſeinen Freunden, ſich in denſelben einweihen zu laſſen; ob er gleich ſelbſt ſeine beſondern Urſachen haben mogte, es nicht zu thun. Man hat ſehr guten Grund zu glauben, daſſ die gröſern Geheimniſſe zu Eleuſis nichts anders waren, als die Lehren der wahren Naturreligion, und eine vernünftige Auslegung der Götterfabeln.

Wenn Sokrates sich weigerte, die Einweihung anzunemen, so geschah es, warscheinlicher Weise, um nur die Freiheit zu behalten, diese Geheimnisse ungestraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Priester durch die Einweihung zu entziehen suchten.

Sokrates und Alcibiades.

Sokrates.

Du wunderſt dich vermutlich, Sohn des Klinias, daſſ ich als dein früheſter Freund iezt, da die andern alle ſchon zurükgetreten ſind, allein noch ausharre; und noch mer, daſſ ich ſo viele Jahre her dich nicht einmal angeredet habe, da ich ſah, wie dich Andre mit ihrem Geſchwäze betäubten. Nicht Menſchen hielten mich zurük; nein eine Gottheit. Was es damit auf ſich habe, ſollſt du bald hören. Jezt, da ſie mir's nicht mer verwehrt, nah' ich mich dir; ich hoffe auch, daſſ ſie mir's künftig nicht mer wehren wird.

Ich habe die Zeit über genau auf dich Acht gegeben, und dein Betragen gegen Freunde ſo ziemlich kennen gelernt. So viel auch ihrer waren, und ſo ädelmütig ſie auch ſein mogten, ſo hielten ſie's dennoch mit dir nicht aus.

Du schlugest sie alle durch deinen Stolz in die Flucht. Warum du sie so geringschäzig behandelst, das will ich dir erklären.

Du bist voll Selbstgenügsamkeit, und glaubst, alle Vorzüge des Körpers so wol als der Sele zu besizen, und keinen Menschen nötig zu haben. Du hältst dein Geschlecht für das angesehenste in deinem Vaterlande, und verlässest dich zu viel auf den grosen Perikles, der hier und in ganz Griechenland und bei auswärtigen Völkern eine so weit umgreifende Macht hat. Ich könnte noch deines Reichtums erwänen; doch darauf scheinst du dir am wenigsten einzubilden.

Aufgeblähet von allen deinen Talenten tiranisirtest du diejenigen, die dich liebten. Natürlicher Weise fülten sie ihre Schwäche, und liesen dir den Sieg. Daher bin ich versichert, du wirst dich wundern, aus was für Absichten ich meine Liebe gegen dich noch

nicht

nicht aufgegeben habe, und mit was für Hofnung ich noch Stand halte, da schon die übrigen alle davon geflohen sind.

Alc. Du weist vielleicht nicht, Sokrates, dass du mir nur einen Augenblik zuvorgekommen bist. Denn ich war eben willens, dergleichen Fragen an dich zu thun. Was in aller Welt willst du? Was hast du für Absichten, dass du mir gar keine Ruhe lässest, sondern mir überall auf dem Fusse nachfolgst? In der That, ich wundre mich über dein Betragen, und wünschte wol, die Ursache davon zu wissen.

Sokr. Ich kann mir also bei dem, was ich zu sagen habe, ruhige und geduldige Aufmerksamkeit von dir versprechen?

Alc. So red nur, Freund; ich will ja gerne zuhören!

Sokr. So mus ich denn wol. Freilich ist's für den Liebenden eine

verdrüsliche Sache, sich mit einem einzulassen, der alle Liebe zurükweiset. Doch mus ich schon Herz fassen, dir meine Meinung zu sagen. Hätt' ich gesehn, Alcibiades, dass du dir an deiner gegenwärtigen Lage genügen liessest; und dass du glaubtest in derselben dein ganzes Leben zuzubringen, o so hätt' ich schon längst entsagt meiner Liebe. Aber so kann ich dir selbst deine eignen Entwürfe für die Zukunft verraten. Du denkst, wenn du nächstens vor der Versammlung des atheniſchen Volkes auftritst, alsdann öffentlich darzüthun, dass du mer Achtung verdienest, als Perikles, oder irgend ein Mann, der ie gelebt hat; und hast du dieses gezeigt, so glaubst du das gröste Ansehen in der Stadt zu erlangen; und wärest du nur hier erst der angesehenste, so würdest du es auch bald überall sein. Du würdest hernach keine Einschränkung leiden wollen, und unter keiner andern Bedingung zu leben wünschen, als wenn

du

du den ganzen Erdkreis erfüllen dürfteſt mit deinem Namen und deiner Macht. Daſſ du wirklich dir dergleichen Hofnungen machſt, dies iſt keine bloſe Vermutung; nein, ich weis es gewis. Uberzeugt, daſſ ich die Warheit rede, ſo wirſt du vielleicht fragen: Was ſoll das, Sokrates? Wie hängt dies zuſammen mit dem, was du mir ſagen wollteſt über die Urſache, warum du noch immer nicht von mir ablieſeſt? Ich will dir's aber ſagen, geliebter Sohn des Klinias und der Dinomache!

Alc. Warhaftig, Sokrates, du kömmſt mir iezt nach dem Anfang deiner Rede noch weit ſonderbarer vor, als ſonſt, da du mir ſchweigend folgteſt. Ob ich wirklich iene Abſichten habe, oder nicht, das haſt du, meines Erachtens, nun einmal ſchon entſchieden. Wenn ich's auch läugnete, was hälf' es. Du läſſeſt dir doch nichts ausreden. Geſezt nun, ich hätte mir wirklich ſo weit ausſehende

Plane gemacht, so las nun endlich hören, was du darüber zu sagen hast?

Sokr. Wolan denn! Du willst in kurzem öffentlich auftreten, um den Athenern Rath zu erteilen. Wenn ich nun, indem du im Begrif wärest, den Rednerstul zu besteigen, dich fasste und fragte: „Bei was für Beratschlagungen der Athener willst du ihnen Rath geben? Doch wol bei Dingen, von denen du bessere Einsichten hast, als sie?“ Was würdest du antworten?

Alc. Ich würde freilich antworten: bei den Dingen, die ich besser verstehe.

Sokr. Du verstehst doch wol das nur, was du entweder von andern gelernt, oder selbst erfunden hast?

Alc. Ich wüste nicht, was ich sonst verstehn könnte.

Sokr. Was du gelernt hast, das weis ich so ziemlich. Du hast nämlich, so viel ich mich erinnere, Lesen und Schreiben gelernt, auch Ringen, und auf der Laute spielen. Denn die Flöte wolltest du ja nie lernen.

Alc. Es ist wahr, ich habe weiter in keiner Kenntnis Lehrer gehabt, als darin.

Sokr. Würdest du also, wenn die Athener sich etwa über die Rechtschreibung, oder über die Akkorde der Laute beratschlagten, auftreten, um Rath zu erteilen?

Alc. Nein, warhaftig nicht.

Sokr. Von den Handgriffen und Wendungen beim Ringen pflegt doch auch nicht in den Volksversammlungen die Rede zu sein?

Alc. Keineswegs.

Sokr. Vielleicht aber von Bausachen oder Warsagungen?

Alc.

Alc. Auch nicht.

Sokr. Da würde ein Baumeiſter oder Warſager beſſer Beſcheid wiſſen, als du.

Alc. Unſtreitig.

Sokr. Er mag klein oder gros ſein, ſchön oder häſſlich, ein vornemer oder geringer Mann?

Alc. Natürlich.

Sokr. Denn nur Kenntnis, nicht Reichtum noch andre äuſerliche Verhältniſſe berechtigen einen Mitbürger zum Rathgeben, über was es auch ſei.

Alc. Das verſteht ſich.

Sokr. Bei welchen Beratſchlagungen wirſt du alſo vernünftiger Weiſe mit auftreten können?

Alc. Wenn ſie über Krieg oder Frieden, oder andre Statsangelegenheiten zu ſprechen haben.

Sokr.

Sokr. Meinst du, wann sie überlegen, mit wem man Krieg zu führen oder Frieden zu schliesen habe, und auf welche Art?

Alc. Getroffen.

Sokr. Aber doch, mit wem, und wann es am besten ist?

Alc. Richtig.

Sokr. Und so lang, als es gut ist?

Alc. Unstreitig.

Sokr. Ueberleg' es nun, und sag mir, wohin zwekt das bessre beim Frieden oder Krieg ab?

Alc. Wenn ich noch so sehr nachdenke, so finde ich's doch nicht.

Sokr. Weist du denn nicht, mit was für gegenseitigen Klagen man zur Ankündigung des Krieges schreitet? Und wie man die Ursache desselben nennt?

Alc. O ja. Man klagt über Betrug, Unterdrükung, Beraubung.

Sokr. Aber weiter. Wie klagt man, dies erlitten zu haben? Was ist für ein Unterschied zwischen dem Wie? und Wie?

Alc. Meinst du, ob es mit Recht oder Unrecht geschehn sei?

Sokr. Getroffen.

Alc. Dies ist freilich himmelweit von einander unterschieden.

Sokr. Nun? Gegen wen wirst du den Athenern zum Kriege rathen? Gegen die Staten, die uns gerecht oder ungerecht behandeln?

Alc. Sonderbare Frage! Ein Krieg gegen ein gerechtes Volk wäre unrechtmäßig und unrühmlich.

Sokr. Ist nun, wie ich vorhin fragte, das Bessre beim Kriegführen oder Frieden etwas anders, als das Gerechtere?

Alc. Nein, eben das.

Sokr. Aber wie, mein lieber Alcibiades? Solltest du etwa selbst nicht wissen, dass du davon keine Kenntnisse hast? Oder hast du's etwa, ohne dass ich's wüsste, gelernt? Nenn mir doch deinen Lehrer; ich will angeworben sein durch dich zu seinem Schüler!

Alc. Wie du scherzen kannst, Sokrates!

Sokr. Nein, bei dem Gott unsrer Freundschaft, bei dem ich gar nicht falsch schwören mögte, beschwör' ich dich, mir den zu nennen.

Alc. Wenn ich's nun nicht sagen könnte; glaubst du denn, dass ich die Begriffe von Recht und Unrecht nicht ohne das haben kann?

Sokr. Schön! Kannst du mir wol die Zeit bestimmen, da du noch nicht zu wissen geglaubt hast, was gerecht und ungerecht sei? Sag mir die

Warheit, damit wir nicht in den Wind reden.

Alc. Vor vier, fünf Jahren glaubt' ich's freilich schon zu wissen.

Sokr. Vor der Zeit warst du noch ein Knabe. Dass du aber damals schon zu wissen glaubtest, weis ich gewis. Denn ich habe dir öfters in der Schule, auch sonst beim Spiele zugehört, wie du über Recht und Unrecht in gar keiner Verlegenheit wareſt, sondern laut und zuversichtlich über diesen oder jenen Knaben entschiedest, dass er ein Betrüger wäre.

Alc. Was sollt' ich thun, Sokrates, wenn mir einer Unrecht that?

Sokr. Also schon als Knabe glaubtest du von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit Kenntnisse zu haben?

Alc. Ja wol.

Sokr. Hattest du's gleich damals selbst noch nicht gesehen, so konntest du's

du's doch von andern, besonders aus dem Homer, wissen.

Alc. Allerdings.

Sokr. Ist nicht der Zwist über Recht und Unrecht der Inhalt seiner Gedichte? Und verursachte nicht dieser Zwist entsezliches Kämpfen und Morden?

Alc. Ganz recht.

Sokr. Auch die Gefechte der Athener, Spartaner und Böotier bei Tanagra und nachmals bei Koronea, wo auch dein Vater fiel, wurden, denk' ich, durch nichts anders veranlasst, als durch einen Zwist über Recht und Unrecht. Nicht wahr?

Alc. Sehr wahr.

Sokr. War nicht vorhin das meine Behauptung, dass der schöne Alcibiades, Sohn des Klinias, nichts von Recht und Unrecht verstünde, sich's aber doch einbildete, und öffent-

lich aufzutreten Willens wäre, um Rath zu erteilen über Dinge, von denen er nichts verſteht? War's nicht ſo?

Alc. Freilich wol. Allein ich denke, lieber Sokrates, die Athener und alle andern Griechen beratſchlagen wol ſelten, was gerecht oder ungerecht ſei. Denn das ſezen ſie als ausgemacht voraus. Sie überlegen blos, welches Unternemen ihnen nüzlich ſein werde. Denn gerecht und nüzlich iſt, ſo viel ich einſehe, nicht einerlei. Viele groſe Verbrecher haben Vorteil von ihren Bubenſtüken, ſo wie andern ihre gerechten Handlungen zu nichts helfen.

Sokr. Wie nun? Wir wollen ſezen, gerecht und nüzlich ſeien zwei noch ſo verſchiedene Dinge, glaubſt du denn, das recht zu wiſſen, was dem Menſchen nüzlich iſt, und warum es ihm nüzlich iſt? Trag deine Meinung im Zuſammenhange vor.

Alc.

Alc. Ich weis nicht, Sokrates, ob ich im Stande bin, vor dir einen zuſammenhängenden Vortrag zu thun!

Sokr. Ei, mein lieber Alcibiades, ſtelle dir nur vor, als wär' ich das verſammelte Volk! Du muſt ia dort auch ieden Einzelnen überzeugen. Es mus ein und eben derſelbe Mann im Stande ſein, Einen und Mehrere zu überzeugen. Darum mach einmal an mir die Probe, und zeig, daſſ Gerechtigkeit bisweilen nicht nüzlich iſt.

Alc. Du biſt doch ein wahrer Plagegeiſt, Sokrates!

Sokr. Gut. Um dich recht zu plagen, ſo will ich dir das Gegenteil von dem zeigen, was du mir nicht beweiſen willſt! Denn aus unſrer ganzen Unterredung erhellt es, daſſ du nicht nur in den wichtigſten Dingen unwiſſend biſt, ſondern noch oben drein bei dieſer Unwiſſenheit dir einbildeſt, alles das ſehr wol zu verſtehen.

Alc. Leider, so scheint's!

Sokr. Ei, ei! Alcibiades, das steht schlimm. Ich gehe ungern daran, deine Krankheit zu nennen. Doch, da wir allein sind, so mus ich's schon thun. Liebster Alcibiades! du stekst in einer schändlichen Unwissenheit. Dein eigenes Geständnis mus dich überführen. Darum drängst du dich auch so zu Statsgeschäften, ehe du die gehörigen Kenntnisse hast. Freilich bist du nicht der Einzige, mit dem es so steht. Den meisten unsrer Statsmänner geht's nicht besser, einige wenige, warscheinlich auch deinen Oheim Perikles, ausgenommen.

Alc. O der soll auch seine Einsichten nicht ganz von sich selbst haben! Er war immer in Verbindung mit so weisen Männern, wie Pythoklides und Anaxagoras.

Sokr. Sag, hast du schon einen Menschen gesehen, der in irgend einer Sache

Sache Kenntniſſe hatte, und nicht im Stande war, dieſelben andern mitzuteilen? So hatte z. B. dein Lehrer im Leſen und Schreiben die Kenntnis ſeiner Kunſt, und brachte ſie wieder dir und andern bei. Nicht?

Alc. Ja.

Sokr. Würdeſt du nicht ebenfalls das, was du von ihm gelernt haſt, wieder einen andern lehren können?

Alc. Ganz gewis.

Sokr. Die ſicherſte Probe, daſſ man dies oder ienes weis, iſt die, wenn man dieſelbe Kenntnis auch wieder andern mitteilen kann.

Alc. Das denk ich auch.

Sokr. Kannſt du mir denn ſagen, wen Perikles zum weiſen Manne gemacht hat? Seine Söhne wol nicht? Und was hat er gegen dich, daſſ er bei allen deinen ſchönen Fähigkeiten dich verabſäumt?

Alc. Ich denke, ich bin selbst schuldig daran, weil ich nicht auf ihn höre.

Sokr. Gut. Aber was willst du mit dir selbst anfangen? Willst du so bleiben, wie du iezt bist, oder willst du auf irgend eine oder die andere Art weiter zu kommen suchen?

Alc. Ich verstehe dich recht gut, und ich mus dir freilich Recht geben. Unsre Statsmänner scheinen mir gar wenig Kenntnis zu haben.

Sokr. Nun, was willst du damit?

Alc. Hätten sie Kenntnisse, ia dann müste ein Mann, der mit ihnen einen Wettstreit wagen wollte, sich durch Unterricht und Uebung vorbereiten, und so gleichsam zum Kampfe gehn. Aber so, da sie ebenfalls ohne sonderliche Kenntnisse sich in Statsgeschäfte eingelassen haben, was braucht man sich da erst lange zu üben, und sich mit Lernen den Kopf zu zerbrechen? Davon bin ich überzeugt, was natürliche

Fä-

Fähigkeit betrift, ſo hab' ich nicht zu klagen.

Sokr. In aller Welt, mein Beſter! Was ſagſt du da? Dies ſind Grundſäze, die deiner ädlen Geſtalt und deinen übrigen guten Eigenſchaften wenig Ehre machen.

Alc. Wie ſo denn, und was willſt du damit?

Sokr. Es thut mir leid um dich, und um meine Liebe zu dir.

Alc. Nun?

Sokr. Daſſ du glaubſt, du habeſt nur mit unſern Leuten hier zu wetteifern.

Alc. Mit wem denn ſonſt?

Sokr. Eine ſchöne Frage für einen Mann von ſo hohem Geiſte!

Alc. Wie meinſt du denn? Hätt' ich wol nicht mit meinen Landsleuten zu wetteifern?

Sokr. Geſezt du hätteſt den Oberbefehl über ein Kriegsſchif, das ſich in ein Seetreffen einlaſſen wollte. Würdeſt du dich damit begnügen, deine Schifsgeſellſchaft an Kenntnis des Seewesens zu übertreffen? Oder würdeſt du dies als durchaus notwendig vorausſezen, und nur auf deine eigentlichen Gegner ſehen, nicht wie iezt auf deine Mitkämpfer? Dieſe müſteſt du nämlich ſo weit hinter dir zurük laſſen, daſſ es ihnen gar nicht einfallen könnte, es mit dir aufzunehmen, ſondern daſſ ſie bei dem Gefül ihrer Schwäche ſich's zur Ehre rechnen müſten, mit dir gegen die Feinde ſtreiten zu können. Sieh, ſo muſt du's machen, wenn es dir wirklich darum zu thun iſt, dich rümlich auszuzeichnen, und dich auf eine deiner ſelbſt und des Stats würdige Art zu betragen.

Alc. Allerdings iſt mir's darum zu thun.

Sokr. Und so iſts auch, wenn du an der bürgerlichen Verfaſſung Teil nimmſt. Wie nennſt du die dazu gehörige Kunſt?

Alc. Die Kunſt, guten Rath zu erteilen.

Sokr. Beſizt nicht auch der Steuermann die Geſchiklichkeit, guten Rath zu erteilen?

Alc. Ich denke, ia, und zwar zum Wol der Schifsgeſellſchaft.

Sokr. Aber wohin zwekt der gute Rath ab, von welchem du redeſt?

Alc. Auf die beſſere Verwaltung und Beſchirmung des Stats.

Sokr. Und das geſchieht, wenn gewiſſe Dinge da ſind, und gewiſſe andre daraus entfernt werden. Wenn nun der Zuſtand eines States gut ſein, und aufs beſte verwaltet werden ſoll, was mus alsdann da ſein, was nicht?

Alc. Ich meine, Sokrates, wenn gegenseitige Freundschaft unter den Bürgern Statt findet, Hass hingegen und Meutereien entfernt sind.

Sokr. Worinn besteht diese Einigkeit? Worauf geht sie? Und ist sie einerlei bei ganzen Staten und einzelnen Bürgern, einerlei bei jedem in Rüksicht auf sich selbst und auf andre?

Alc. So scheint es wenigstens. Ich verstehe nämlich die Freundschaft und Einigkeit, welche die Aeltern mit ihren Kindern, die Geschwister, die Ehegatten, überhaupt die Menschen durch Liebe zusammenknüpft.

Sokr. Freundschaft entsteht, wenn Einigkeit da ist? Aber kann Einigkeit bei Dingen Statt finden, die der eine versteht, der andre nicht?

Alc. Unmöglich.

Sokr. Wenn alle thun, was ihnen zukömmt, handeln sie dann recht oder unrecht?

Alc.

Alc. Unſtreitig handeln ſie recht.

Sokr. Es entſteht alſo keine gegenſeitige Freundſchaft unter den Bürgern eines Stats, wenn ieder thut, was recht iſt.

Alc, Das ſcheint notwendig zu folgen.

Sokr. Was meinſt du alſo für eine Freundſchaft oder Einigkeit? Vermutlich eine, die uns die Pflicht auflegt, weiſe und gute Rathgeber zu ſein, wenn wir gute und geſchikte Statsmänner werden wollen? Nach deinen Reden findet ſie ſich bald bei gewiſſen Menſchen, bald wieder nicht.

Alc. Bei den Göttern, Sokrates, ich weis ſelbſt nicht, was ich rede! Daſſ ich doch nicht früher gemerkt habe, wie ſchlimm es mit mir ſteht!

Sokr. Mut, Mut! Hätteſt du das erſt im fünfzigſten Jare gemerkt, ia dann wär's freilich eine ſchwierige

Sache,

Sache, dem Ding abzuhelfen. Aber dein gegenwärtiges Alter ist grade die rechte Zeit, da man dessen gewahr werden mus.

Alc. Und was mus man alsdann thun?

Sokr. Auf die vorgelegten Fragen antworten. Wenn du das thust, so wird's mit Gottes Hilfe um dich und mich besser stehn.

Alc. Gut, wenn's nur darauf ankömmt, dass ich dir antworte.

Sokr. Wolan! Was heist das eigentlich: für sich selbst sorgen? Wann geschieht es? Sorgt etwa dann der Mensch für sich selbst, wenn er für das sorgt, was ihm gehört?

Alc. So denk ich wenigstens.

Sokr. Nun so sag mir, durch welche Kunst sorgt man für sich selbst?

Alc. Ich weis es in der That nicht.

Sokr.

Sokr. So viel iſt doch ausgemacht: nicht durch die, durch welche wir irgend etwas von dem Unſrigen, ſondern durch welche wir uns ſelbſt verbeſſern.

Alc. Richtig.

Sokr. Wie alſo? Werden wir ie einſehen, welche Kunſt uns ſelbſt verbeſſert, wenn wir nicht wiſſen, was wir ſelber ſind?

Alc. Unmöglich.

Sokr. Iſt aber dieſe Selbſtkenntnis etwa eine ſo leichte Sache, und war der ein Dummkopf, der ienen Grundſaz: Erkenn dich ſelbſt an den Delphiſchen Tempel ſchrieb?

Alc. Oft, Sokrates, glaubt' ich, es wäre das für Jedermann eine leichte Sache, oft aber kam mir's auch wieder äuſerſt ſchwer vor!

Sokr. Sei's leicht oder ſchwer, ſo viel iſt doch richtig: Wiſſen wir erſt,

erſt, wer wir ſelbſt ſind, ſo werden wir auch leicht einſehen, was zur Sorge für uns ſelbſt gehört.

Alc. Wol wahr.

Sokr. Wie finden wir nun den Urbegrif? Denn haben wir dieſen, ſo werden wir auch leicht finden, was wir ſelbſt ſind.

Alc. Sehr richtig.

Sokr. Um des Himmels willen alſo, gieb Acht! Mit wem ſprichſt du iezt? Doch mit mir? Und ich mit dir?

Alc. Allerdings.

Sokr. Sokrates iſt alſo der Sprechende, und Alcibiades der Hörende?

Alc. Freilich.

Sokr. Spricht Sokrates nicht durch Worte?

Alc. Wie anders?

Sokr. Sprechen und Worte brauchen iſt dir alſo einerlei?

Alc. Unſtreitig.

Sokr. Aber der Gebrauchende und das Gebrauchte ſind doch zwei verſchiedene Dinge?

Alc. Wol.

Sokr. Gebraucht nicht der Menſch den ganzen Körper?

Alc. Das verſteht ſich.

Sokr. Ein anders war das Gebrauchte, ein anders der Gebrauchende?

Alc. Nun ia.

Sokr. Was iſt alſo der Menſch, oder was iſt eigentlich das für ein Ding, was den Körper gebraucht?

Alc. Nichts anders, als die Sele. Sie gebraucht den Körper, indem ſie über ihn gebietet.

Sokr.

Sokr. Das, denk' ich, wird ein ieder zugeben, daſſ der Menſch eins von dieſen Dreien ſei.

Alc. Von welchen.

Sokr. Entweder die Sele, oder das aus Körper und Sele zuſammengeſezte Ganze.

Alc. Unläugbar.

Sokr. Wir ſind doch einig, daſſ das, was über den Körper gebietet, der Menſch ſei? Was iſt alſo der Menſch? Gebietet der Körper ſelbſt? Oder läſſt er ſich gebieten?

Alc. Das Leztere iſt zu behaupten.

Sokr. Er kann alſo nicht das ſein, was wir ſuchen.

Alc. Schwerlich.

Sokr. Aber beides zuſammen genommen gebietet vielleicht über den Körper, und ſo wäre dann das der Menſch.

Alc. In der That, das könnte wol sein.

Sokr. Noch viel weniger. Wenn das eine überall gar nicht gebietet, so ist's ja schlechterdings unmöglich, daß Beides zusammen gebieten sollte. Weil also weder der Körper noch Beides zusammen der Mensch ist, so bleibt, denk' ich, weiter nichts übrig, als daß entweder die Menschheit überall in nichts bestehe, oder, wenn sie etwas ist, daß nichts anders der Mensch sei, als allein die Sele.

Alc. Das ist gewis.

Sokr. Doch ist's noch nicht ganz genau gezeigt. Wir müssen, wie ich kurz vorher sagte, den Urbegrif erforschen. Wir haben aber an Statt desselben iezt nur den abgeformten Einzelbegrif untersucht. Das ist auch vielleicht hinreichend. Denn wir mögten schwerlich etwas finden, das wesentlicher bei dem Menschen wäre, als die Sele.

Alc. Gewis nicht.

Sokr. Iſt das alſo nicht richtig, daſſ, indem wir mit einander ſprechen, eigentlich Sele zu Sele ſpricht?

Alc. Sehr richtig.

Sokr. Und das war's eben, was ich meinte, als ich vorhin ſagte, daſſ Sokrates mit Alcibiades durch Worte ſprächе, nämlich nicht mit dem Geſichte, ſondern mit dem Alcibiades ſelbſt, das iſt, mit ſeiner Sele.

Alc. Das ſcheint mir ſehr wahr zu ſein.

Sokr. Wer uns alſo zuruft: Erkenn dich ſelbſt, verlangt damit, daſſ wir unſre Sele kennen lernen ſollen. Denn wer ſeinen Körper kennt, der kennt zwar das Seine, aber nicht ſich ſelbſt. Und wer ſeinen Körper gut verpflegt, der verpflegt nicht ſich, ſondern das Seine.

Alc. So ſcheint's.

Sokr.

Sokr. Wer aber für ſein Vermögen ſorgt, der ſorgt weder für ſich ſelbſt, noch für das Seine, ſondern für einen noch weiter von ihm ſelbſt abliegenden Gegenſtand.

Alc. Das denk' ich auch.

Sokr. Der Geizhals beſchäftigt ſich alſo nicht mit ſich ſelbſt, noch mit dem, was eigentlich Sein iſt.

Alc. Wahr.

Sokr. Wer alſo den Körper des Alcibiades liebte, der liebte nicht den Alcibiades, ſondern etwas, das ihm gehörte. Wer aber dich ſelbſt liebt, der liebt deine Sele.

Alc. Dies folgt nothwendig aus dem Vorhergehenden.

Sokr. Nicht wahr? Wer deinen Körper liebt, der geht davon, ſo bald dieſer ſeinen blühenden Reiz verliert? Aber wer die Sele liebt, der geht

nicht davon, so lange du dich der Vollkommenheit zu nähern suchst.

Alc. So gehört sich's auch.

Sokr. Bin ich nicht der, der nicht davon ging, sondern ausharrte, unerachtet alle andern beim Welken deiner Jugendblüte sich entfernten?

Alc. Dank dir, Sokrates! Verlas mich auch künftig nicht.

Sokr. Du mußt nur suchen, recht schön zu werden.

Alc. Das will ich auch.

Sokr. Sieh! Wie lautet nun deine Rechnung? Alcibiades, Sohn des Klinias, hatte und hat nur einen einzigen Liebhaber, nämlich den liebenswürdigen Sokrates, des Sophroniskus Sohn.

Alc. (mit anständigem Lächeln) Recht.

Sokr. Sagtest du nicht, daß ich dir mit meiner Anrede nur einen Augen-

genblik zuvorgekommen ſei, indem du ſelbſt mich zuerſt hätteſt anreden und fragen wollen, warum ich allein nicht von dir abliefe?

Alc. Das iſt freilich wahr.

Sokr. Nun gut. Die Urſache davon iſt, weil ich allein dich liebte. Die andern liebten nur das Deine. Das Deine welkt, du ſelber blüheſt auf. Und ſo will ich dich auch iezt nicht verlaſſen, wofern du dich nicht von dem atheniſchen Volke verfüren und verhäſſlichen läſſeſt. Mir iſt ſehr bange, daſſ du um die Gunſt des Volkes bulen, und dich von ihm verfüren laſſen wirſt. Schon viele trefliche Athener haben dies Schikſal gehabt. Denn

„ Schön gleiſſt in ſeiner Larve
des mutigen Erechtheus Volk;
reiſſ ab die ſchöne Larve,
und ſchau ihm ins Geſicht! “

Brauch alſo ia die Vorſicht, die ich dir anrathe.

Alc. Was für eine?

Sokr. Uebe dich erſt, mein Theurer, und lerne, was man gelernt haben mus, wenn man ſich mit den Geſchäften des Stats befaſſen will. Denk' eher nicht daran; damit du, mit einem Amulet behängt, dich ihnen naheſt, und keine Gefar zu beſorgen haſt.

Alc. Vortreflich, Sokrates! Aber ſei nun ſo gut, und zeig mir die Art, wie wir für uns ſelbſt zu ſorgen haben.

Sokr. Ich dächte, das wäre ſchon hinlänglich mit unſrer vorigen Unterſuchung ausgemacht. Was der Menſch ſei, das haben wir erklärt. Dies war darum ſo nötig, weil uns bange war, wir mögten, wenn wir darüber nicht recht gewis wären, nicht für uns, ſondern für irgend etwas anders ſorgen, und uns doch fälſchlich einbilden, wir ſorgten für uns ſelbſt. Darauf haben wir gezeigt, daſſ man für die Sele

ſorgen, und auf ſie immer ſeine ganze Aufmerkſamkeit richten, hingegen die Sorge für den Leib und für den Reichthum andern überlaſſen müſſe.

Alc. Freilich, das iſt wahr.

Sokr. Wie wär's möglich, daſſ wir das ſchon mit hinlänglicher Gewisheit und Deutlichkeit einſähen? Denn wäre das, ſo müſten wir uns ia ſchon ſelbſt kennen. Jedoch, bei den Göttern! Sollten wir etwa iene vortrefliche Regel am Delphiſchen Tempel, deren wir vorhin erwähnten, noch nicht ganz verſtehen?

Alc. Was ſoll ſie denn eigentlich, und wozu ſagſt du dies alles?

Sokr. Ich will dir ſagen, was eigentlich, meiner Vermutung nach, dieſe Inſchrift von uns verlangt. Ich glaube, daſſ ich dir's nicht leicht deutlicher machen kann, als durch eine Vergleichung mit dem Geſichtsſinne.

Alc. Wie ſo?

Sokr. Ueberleg' einmal. Wenn iene Inſchrift unſerm Auge gerade wie einem Menſchen den Rath gäbe: Sieh dich ſelbſt; wie würden wir dieſen Rath verſtehn? Nicht wahr, daſſ das Auge da hinein ſehen ſollte, wo es ſich ſelbſt erbliken kann?

Alc. Offenbar.

Sokr. Las uns alſo die Sache ſuchen, in die wir hineinbliken müſſen, um das Aug und uns ſelbſt zu ſehn.

Alc. Da müſſen wir offenbar in einen Spiegel hineinſehn.

Sokr. Recht. Iſt nicht in dem Auge ſelbſt, womit wir ſehen, ſo etwas Spiegelänliches?

Alc. Ja wol.

Sokr. Du haſt alſo bemerkt, daſſ, wenn man in ein Aug hineinſieht, ſich unſre Geſtalt in dem gegenüberſtehenden Auge wie in einem Spiegel abbildet: Das Aug ſieht ſich alsdann ſelbſt,

wenn

wenn es in ein anderes Aug, und vornemlich in den vorzüglichsten Teil desselben, durch den eigentlich das Sehen geschieht, hineinblikt.

Alc. Recht, recht, mein Sokrates!

Sokr. Also, mein lieber Alcibiades, will die Sele sich selbst kennen, so mus sie hineinbliken in eine andere Sele, und vorzüglich in den Teil derselben, in welchem ihre Hauptkraft, die Weisheit, ihren Siz hat. Wenigstens mus sie immer in etwas ihr gleichartiges hineinsehen.

Alc. Das denk' ich auch.

Sokr. Können wir wol einen göttlichern Teil der Sele nennen, als den, in welchem die Kraft des Denkens und Ueberlegens sich findet?

Alc. Nein, gewis nicht.

Sokr. Dieser Teil von ihr also hat eine Aenlichkeit mit der Gottheit, und

wer da hineinsieht, und die ganze Göttlichkeit davon kennen lernt, der wird alsdann am besten Gott und die Weisheit, und eben so auch sich selbst kennen lernen. Und Selbstkenntnis ist Weisheit.

Alc. Freilich, sehr wahr.

Sokr. Wenn wir nun aber uns selbst nicht kennen, und folglich nicht weise sind, können wir dann wol wissen, was für uns gut oder böse sei?

Alc. Wie wäre das möglich?

Sokr. Eben so unmöglich, als dass iemand, der den Alcibiades nicht kennte, wissen sollte, dass das, was dem Alcibiades gehört, wirklich Sein ist. Also auch nicht einmal von dem Unsern haben wir einen Begrif, dass es wirklich Unser sei, als nach vorheriger Erkenntnis unsrer selbst.

Alc. Wie könnten wir auch?

Sokr. Haben wir von dem, was uns gehört, keine Kenntnis, so haben wir

wir auch von der Behörde dieſer uns gehörenden Dinge keine. Unſer obiges Urteil war alſo nicht ganz richtig, daſſ es nämlich Leute gebe, die zwar ſich ſelbſt nicht, aber doch das Ihrige kennten. Ei, ſie kennen nicht einmal die Behörde des Ihrigen. Denn die Kenntnis von ſich ſelbſt, von dem Seinen, und von der Behörde des Seinen ſcheint die Wirkung einer und eben derſelben Kunſt zu ſein. Wer aber ſeinen Zuſtand nicht kennt, der wird allem Anſehen nach auch andrer Menſchen ihren nicht kennen?

Alc. Sehr vermutlich.

Sokr. Folglich auch nicht den Zuſtand eines Etats? Denn er könnte ſchwerlich ein wahrer Etatsmann werden; nicht einmal ein guter Hausvater.

Alc. Gewis nicht.

Sokr. Er würde ſelbſt nicht wiſſen, was er thäte, würde bei dieſer Un-

wiſſenheit Fehler machen, und durch dieſe Fehler ſowol im Einzelnen als im Ganzen Schaden anrichten.

Alc. Ohne Zweifel.

Sokr. Und alſo unglüklich ſein mit allen denen, die ihm anhangen.

Alc. Allerdings.

Sokr. Man kann demnach unmöglich glüklich ſein, wenn man nicht weiſe und gut iſt. Folglich iſt ein böſer Menſch unglüklich.

Alc. Ach, ſehr unglüklich!

Sokr. Alſo ſezt uns nicht der Reichtum in Sicherheit vor Unglük, ſondern die Weisheit.

Alc. Richtig.

Sokr. Und ein Stat braucht zu ſeinem Glüke nicht Mauren, nicht Seemacht, nicht Volksmenge, noch Landesgröſe, ſondern nur Tugend.

Alc. Sehr wahr.

Sokr. Willſt du alſo die Geſchäfte des Stats gut und rümlich verwalten, ſo muſt du den Bürgern Tugend mitzuteilen ſuchen. Und kann man das wol mitteilen, was man ſelbſt nicht hat?

Alc. Wie wäre das möglich?

Sokr. Du muſt alſo ſelbſt erſt nach dem Beſize der Tugend ſtreben, und nicht allein darauf denken, dir oder dem Stat eine groſe Herrſchaft und unumſchränkte Gewalt zu verſchaffen; ſondern Weisheit und Gerechtigkeit mus das Ziel deines Beſtrebens ſein. Denn, wenn ihr, du und die Stadt, euch von Weisheit und Gerechtigkeit lenken laſſet, ſo werdet ihr der Gottheit gefallen. Ja, ihr werdet bei euren Handlungen in Licht und Göttlichkeit hineinbliken, und dadurch in den Stand geſezt werden, euch ſelbſt und eyer Gutes kennen zu lernen.

Alc. Das denk' ich auch.

Sokr. Werdet ihr dann nicht regelmäſig und gut verfaren? Und dabei will ich euch Bürge ſein, daſſ es euch ganz ſicher wol gehen wird.

Alc. Du biſt doch noch ein Bürge!

Sokr. Aber handelt ihr ungerecht, und blikt in's Dunkle und in Ungöttlichkeit hinein, ſo wird auch euer Schikſal darnach ſein; weil ihr dann keine Kenntnis von euch ſelbſt habt.

Alc. Allem Anſehen nach.

Sokr. Beſter Alcibiades, wenn einer Macht hat, zu thun, was er will, aber keine Einſichten dabei, was kann da herauskommen, für den einzelnen Bürger ſowol, als für den Stat? Wenn z. B. ein Kranker, dem's an aller Kenntnis der Heilungsmittel fehlt, Freiheit hat, zu thun, was ihm beliebt, und er nun durchaus alles nach ſeinem Kopfe haben will, was wird die Folge ſein? Nicht wahr, allem Anſehen nach eine gänzliche Zerrüttung ſeines

Kör-

Körpers? Eben ſo auf einem Schiffe. Wenn da einer Macht hat, nach ſeiner Willkühr zu handeln, ohne doch das geringſte vom Seeweſen zu verſtehen, was wird ihn und ſeine Schifsgeſellſchaft für ein Schikſal erwarten?

Alc. Natürlich werden alle dabei zu Grunde gehn.

Sokr. So ſteht es auch mit ganzen Staten und Reichen. Fehlt die Tugend, ſo iſt Unglük die ſicherſte Folge.

Alc. Ohne Zweifel.

Sokr. Herrſchaft, mein theurer Alcibiades, iſt's alſo nicht, wornach du für dich oder den Stat trachten muſt, wenn ihr glüklich ſein wollt; ſondern Tugend! Und ehe man ſie beſizt, iſt's nicht blos für den Knaben, ſondern auch für den Mann weit beſſer, ſich von einem Tugendhaftern beherrſchen zu laſſen, als ſelbſt zu herrſchen.

Alc. Richtig.

Sokr.

Sokr. Das Beſſre iſt doch zugleich das Rumvollere, und das Schiklichſte in iedem Fall.

Alc. Allerdings.

Sokr. Für den ſchlechten Menſchen ſchikt ſich's alſo, ein Sklave zu ſein; denn dies iſt das Beſſre für ihn. Das Laſter iſt demnach etwas, das ſich nur für einen Sklaven ſchikt, und die Tugend iſt etwas Aedles und Anſtändiges für den freien Menſchen.

Alc. O ia.

Sokr. Mus man aber nicht alles Sklavenmäſige fliehen? Und merkſt du nun, wie es mit dir ſteht? So wie ſich's für einen freien Mann ſchikt, oder nicht?

Alc. O ich merk' es nur allzuſehr!

Sokr. Weiſt du denn nun, wie du aus dieſem Zuſtande herauskommen kannſt?

Alc. Ich weis es.

Sokr.

Sokr. Und wie?

Alc. Wenn du willst, mein Sokrates!

Sokr Falsch gesprochen, lieber Alcibiades! Wenn Gott will.

Alc. Gut denn, wenn Gott will. Und ich seze hinzu, dass wir künftighin vermutlich unsre Rolen gegen einander vertauschen werden. Bisher bist du mir nachgegangen; von heut an geh' ich dir nach.

Sokr. Ei, so geht's ja meiner Liebe grade wie dem Storch! Sie hat bei dir eine junge Liebe ausgebrütet, und wird nun von dieser wieder gegenseitig gepflegt.

Alc. Ganz recht; und ich will von nun an mit allem Eifer der Gerechtigkeit nachstreben.

Sokr. O dass du immer so dächtest! Aber ich fürchte, ich fürchte!

Es iſt nicht Mistrauen gegen dein Naturel! Allein ich kenne die Stärke des Beiſpiels im State. Wie leicht kann ſie dich und mich überwältigen!

Obgleich Sokrates so sehr verläumdet und so boshaft beschuldiget wurde, so verbreitete sich dennoch sein Ruhm in ganz Griechenland, und es kamen die angesehensten und gelehrtesten Männer von allen Gegenden zu ihm, um seines freundschaftlichen Umganges und Unterrichts zu geniessen. Die Begierde, ihn zu hören, war unter seinen Freunden, so gros, dass mancher sein Leben wagte, um nur täglich bei ihm zu sein.

Die Athener hatten bei Lebensstrafe verboten, dass sich kein Megarer auf ihrem Gebiete betreten lassen sollte. Euklides von Megara, den die Schriften des Parmenides schon ziemlich aufgeklärt hatten, liess sich dadurch nicht abhalten, seinen Freund und Lehrer Sokrates zu besuchen. Er ging, um seine Wissbegierde zu befriedigen, bei nächtlicher Zeit, in bunte Weiberkleider gehüllt, von Megara nach Athen, und gegen den anbrechenden

Tag wieder seine zwanzigtausend Schritte zurük nach Hause.

Dieser Euklides, welcher von dem grosen Geometer aus Alexandria, wol zu unterscheiden ist, fand einen so grosen Gefallen am Disputiren, dass er sich ganz der Disputirkunst widmete, auch seine Schüler, in der von ihm zu Megara angelegten Schule, vorzüglich in dieser Kunst übte. Dialektik nannte er dieselbe Kunst, und seine Anhänger Dialektiker. Selbst Platon studirte eine Zeitlang bei ihm, noch eh' er seine weiten Reisen antrat.

Nes noch, als Euklides und die übrigen Freunde, war Aeschines, ein Athener, der treue Gefärte des Sokrates. Er ging diesem fast überall zur Seite, weswegen der grose Mann auch zu sagen pflegte: Aeschines ist der einzige, welcher mich zu schäzen weis. Wiewol er bei seinem beständigen Umgange mit Sokrates in der Philosophie nicht unwissend gewesen sein kann,

kann, ſo hat er doch weder eine Sekte errichtet, noch öffentlich gelehrt. Nach der Ausſage ſeines Verläumders Menedemus hätte er, wie Diogenes und Heſychius berichten, die Dialogen, welche er für die ſeinigen ausgab, nach dem Tode des Sokrates, von der Xanthippe empfangen. In der Redekunſt hat er aber einen groſen Ruhm erworben, beſonders durch drei vortrefliche Reden, welche von den Griechen die drei Grazien genannt wurden.

Euklides und Terpsion von Megara, Theodor von Kyrene, Sokrates und Theätet, ein junger Athener.

Euklides.

Woher, lieber Terpsion?

Terps. Ich suchte dich auf dem Markte, verwundre mich aber, dass ich dich nicht finden konnte.

Eukl. Ich war hinabgegangen zum Hafen, und begegnete da dem Theätet, den sie von Korinth aus der Schlacht hier nach Athen brachten.

Terps. Lebendig, oder tod?

Eukl. Er leidet sehr an einigen Wunden.

Terps. Aedler Jüngling, wie bedaur' ich, dass du in Gefar bist!

Eukl. So eben hab' ich den guten Mann wegen seines Mutes im Kampf un-

ungemein rümen gehört. Ich rieth ihm, er ſollt' in Megara bleiben. Er wollte nicht; nun begleitet' ich ihn hierher, und erinnerte mich dabei mit der gröſten Verwunderung an die Vorherſehung des Sokrates, die er ſchon oft und auch hier bei Theätet bewieſen hat. Dieſen Jüngling gewann Sokrates um ſeiner ſchönen Sele willen erſtaunlich lieb. O. ich habe noch im Gedächtnis eine Unterredung, welche zwiſchen dieſen harmoniſchen Geiſtern und dem Geometer Theodor einmal vorfiel. Sokrates hat ſie mir ſelbſt wiederholt, und ich habe das Merkwürdigſte davon aufgezeichnet. Hier iſt es; wir wollen einmal hören!

Sokr. Es iſt dir bekand, Theodor, daſſ ich groſe Neigung zu den Jünglingen von Athen habe, und ich bin begierig, zu wiſſen, welche unter uns eine gute Erwartung, einſt würdige Männer zu werden, erweken. Nun ſuchen aber gewis viele deine Geſellſchaft, und das mit Recht; ſag mir alſo, wen haſt du beſonders vorzüglich gefunden?

Theod. Einen Jüngling, der gewis deine Bekandschaft verdient. Wär' er schön, so würd ich mich scheuen von ihm zu reden, damit man nicht Argwohn von meiner Neigung gegen ihn hätte. Nun ist er aber nichts weniger als reizend, sondern, nimm es mir nicht übel, er ist dir änlich, sowol in der stumpfen Nase, als auch in den hervorliegenden Augen. Aber ich versichre dich, unter allen jungen Leuten, die ich iemals in meiner Gesellschaft hatte, fand ich noch keinen von so ausserordentlichem Geiste. Die Fassungskraft seiner Sele, verschwistert mit der sanftesten Gemütsart, ist eine seltne Erscheinung unter den Menschen. Manches Extragenie brauſt wie ein Sturmwind daher, und sezt alles, worauf es trift, in Bewegung, oder es verschliest sich in sich selbst, und brütet in der Einsamkeit kühne Gedanken aus und erhabene Thaten. Aber er, der Besondere, geht mit leichtem, iedoch männlichem Schritt auf der Bahn der Untersuchungen fort, und zeigt dabei

bei in ſeinem ganzen Weſen eine Sanftmut, welche Herzen gewinnt, und ſtarke Selen in Erſtaunen ſezt.

Sokr. Eine fröliche Ankündigung! Aber weſſen Sohn iſt er?

Theod. Ich weis den Namen ſeines Vaters nicht mer. Allein ſieh, dort iſt er ſelbſt mitten unter dem Haufen, der auf uns zukömmt! Sieh doch, ob du ihn kennſt.

Sokr. Den kenn ich: er iſt der Sohn des Euphronios von Sunium, eines vortreflichen Mannes, der in groſſer Achtung ſtand und ein anſehnliches Vermögen hinterlies. Aber den Namen des Jünglings weis ich nicht.

Theod. Theätet iſt ſein Name, Sokrates! Sein Vermögen aber iſt von den Vormündern ſehr vermindert worden; dennoch iſt er noch ungemein freigebig.

Sokr. Du machst mich mit einem ädeln iungen Manne bekand. Sag ihm doch, dass er sich neben uns seze.

Theod. Sogleich. Theätet, komm hierher zu Sokrates!

Sokr. O ia, Theätet! komm hierher, damit ich in dir mein Ebenbild seh', und die Gestalt meines Angesichtes betrachte. Denn Theodor sagt, meine Bildung sei der Deinigen änlich. Allein wenn ieder von uns eine Leier hätte, und er sagte, sie wären beide nach einem harmonischen Tone gestimmt, würden wir dieses wol sogleich glauben, oder erst untersuchen, ob es ein guter Tonkenner wäre, welcher uns dieses sagte?

Theät. Wir würden's erst untersuchen.

Sokr. Wenn uns nun an der Aenlichkeit unsrer Gesichtsbildung gelegen ist, so müssen wir, glaub' ich, in Ansehung des Urteils darüber, eher einem Maler oder Physiognomisten trauen,

als einem andern, der in Kunſt und Deutung unerfaren iſt.

Theät. Das hat ſeine Richtigkeit. So viel ich aber weis, iſt Theodor kein Maler noch Geſichtsdeuter.

Sokr. Auch kein Erdmeſſer, Sternkenner, Rechner, oder ſonſt ein erfarner Mann?

Theät. Seine groſen Talente ſind bekand.

Sokr. Gut. Wir achten alſo nicht ſo genau auf ſein Urteil über Geſichtsbildung: wenn er aber in Rükſicht auf Tugend und Weisheit uns lebt, ſchikt es ſich nicht alsdann, ſeine Reden mit Fleis zu betrachten, und uns immer mer und williger ihm zu offenbaren?

Theät. Ja wol, Sokrates!

Sokr. Jezt iſt alſo die Zeit, geliebter Theätet, daſſ du dich zeigeſt, wie du biſt, und daſſ wir uns näher unterſuchen! Denn ich kann dich verſichern, daſſ unter allen Fremdlingen

und

und Mitbürgern, welche mir Theodor rühme, noch keiner ſolche Lobſprüche von ihm erhielt, wie du.

Theät. Wie glüklich, o Sokrates, wär' ich in dieſem Fall! Aber vielleicht treibt er ſein Spiel mit mir.

Sokr. Dies iſt nicht ſeine Art. Sag mir nur: lernſt du Meſſkunſt, Sternwiſſenſchaft und andre Kenntniſſe bei Theodor?

Theät. Ich ſuche bei ihm zu lernen, ſo viel ich kann.

Sokr. Auch ich, mein Lieber, ſuche beſtändig zu lernen, bei dieſem Manne ſowol, als bei andern, denen ich gewiſſe Einſichten zutraue. Gegenwärtig hab' ich etwas weniges, worüber ich im Zweifel bin, und ich will es mit dir und dieſen Geſellſchaftern unterſuchen. Heißt etwas lernen nicht ſo viel, als weiſer werden in dem, was man lernt?

Theät. Wie anders?

Sokr.

Sokr. Denn weiſe wird man ſein, wie ich glaube, vermöge der Weisheit. Iſt aber dieſe von der Wiſſenſchaft wol verſchieden? Oder ſind diejenigen, welche Wiſſenſchaft von etwas haben, eben darin auch weiſe?

Theät. Ja.

Sokr. Eben das iſt der Gegenſtand meines Zweifels: ich kann bei mir keinen vollſtändigen Begrif faſſen von dem, was Wiſſenſchaft ſei. Sollten wir dies wohl erklären können? Wer will ſeine Meinung zuerſt ſagen? Wer es nicht recht trift, der ſoll, wie die Knaben, beim Ballſpiele ſprechen, als Eſel ſizen, wer aber das beſte hervorbringt, der ſoll unſer König ſein, und uns Fragen vorlegen, die wir beantworten müſſen.

(Sie ſehen all' einander mit einer Verlegenheit an.)

Warum ſchweigt ihr? Bin ich vielleicht, Theodor, aus Liebe zum Diſputiren unhöflich geworden?

Theod.

Theod. Nicht im geringsten, Sokrates! Fodre nur einen von diesen Jünglingen auf, dass er dir antworte; und las besonders beim Theätet nicht ab.

Sokr. Hörst du wol, Theätet, was Theodor sagt? Gegen ihn wirst du vermutlich nicht ungehorsam sein wollen? Sag mir nun freimütig: was scheint dir Wissenschaft zu sein?

Theät. Muß ich also antworten? Aber du weisest mich doch zurecht da, wo ich fehle?

Sokr. Sehr gern, wenn wir nur können.

Theät. Mir scheint alles, was man von dir und von Theodor lernen kann, Wissenschaft zu sein; ich rechne aber auch alle übrigen Künste und Handwerker z. B. die Schusterei und die Baukunst dazu.

Sokr. Recht ädelmütig und freigebig, o Freund, nennst du mir viele Wis-

Wissenschaften, da ich nur um eine dich ersucht habe! Wenn du die Kunst der Schuster und Baumeister anführst, verstehst du etwas anders darunter, als die Wissenschaft, Schue zu verfertigen, und Häuser zu bauen?

Theät. Nichts anders.

Sokr. Du bestimmst also den beiden Künsten ihren Gegenstand. Allein, Theätet, ich fragte nicht nach den Gegenständen, auch nicht nach der Menge der Wissenschaften; sondern ich wollte nur wissen, was eigentlich die Wissenschaft an und für sich selbst sei. Führest du mir blos den Namen von irgend einer Kunst an, so ist dies gewis nicht befriedigend. Ferner, was soll das heisen, wenn man einen grosen Umweg nimmt, da man schlechthin mit wenigen Worten antworten könnte? z. B. wenn man fragt, was der Thon sei, so könnte man ganz kurz antworten: er sei eine mit Feuchtigkeiten vermischte Erde;

Erde; und die Leute, welche in Thon arbeiten, könnte man dabei übergehen.

Theät. So begreif' ich die Sache leicht.

Sokr. Ich habe mich darum so weit darüber ausgebreitet, weil ich dich gewinnen mögte. Halt dich zu mir, und such auf meine Fragen zu antworten. Bemerk ich etwas unter deinen Reden, das ich nicht für wahr erkenne, so must du nicht darüber erbittert werden in deinem Gemüte. Denn, bester Mann, schon viele haben mich beissend angefallen, so bald ich ihnen ein Hirngespinnst entreissen wollte, weil sie noch nicht von meiner redlichen Absicht überzeugt waren. Versuch's also, Theätet, mir zu sagen, was Wissenschaft sei! Du kannst es, so bald du dich ermannest.

Theät. Nach solchen Auffoderungen, Sokrates, müst' ich mich schämen, wenn ich dir nicht gehorchen wollte! Mir scheint derjenige, der etwas weis, das, was

was er weiß, zu empfinden; und demnach ist die Wissenschaft nichts anders, als Empfindung.

Sokr. Brav geantwortet, mein Sohn! So muß derjenige reden, der etwas erklären will. Und so hat auch Protagoras die Wissenschaft erklärt, nur unter einer andern Wendung. Er sagt, der Mensch sei das Maas aller Dinge, der wirklich vorhandenen, daß sie sind; und der nicht vorhandenen, daß sie nicht sind. Will er aber nicht damit sagen, daß alle Dinge für mich so sind, wie sie mir scheinen; und für dich wieder so, wie sie dir scheinen?

Theät. Dies ist allerdings auch meine Meinung.

Sokr. Wir wollen also dem weisen Manne folgen, und gemeinschaftlich die Sach' untersuchen. Fügt es sich bisweilen, daß, wann derselbe Wind wehet, einer von uns Schauder empfindet, der andere nicht? Oder der eine mäßig, der andere heftig?

Theät. Ja wol.

Sokr. Wie sollen wir nun den Wind eigentlich nennen: kalt, oder nicht kalt? Oder sollen wir mit dem Protagoras glauben, dass er dem, der Frost hat, kalt sei, dem andern aber nicht?

Theät. Es scheint.

Sokr. Scheint der Wind auch iedem von beiden so beschaffen zu sein? Und ist in diesem Falle das Scheinen nicht eben so viel, als Empfinden?

Theät. Das ist es.

Sokr. Einbildungskraft und Empfindung ist also einerlei bei Frost und Wärme und allen änlichen Dingen. Denn wie ein einzelner Mensch die Dinge empfindet, eben so scheinen sie ihm auch zu sein. Empfindung kömmt also von dem, was allezeit ist, und sie ist keinem Trug unterworfen, in so fern man sie Wissenschaft nennen kann.

Theät. Richtig.

Sokr.

Sokr. Bei den Grazien! War Protagoras nicht ein vollkommener Weiser, der uns geringen Leuten dieses nur rätselhaft vorgelegt, seinen Schülern hingegen insgeheim wirklich erklärt hat?

Theät. Wie verstehst du das, Sokrates?

Sokr. Ich will's dir sagen. Es betrift keinen unbedeutenden Saz. Nämlich durch Versezung, durch Bewegung, durch gegenseitige Vermischung entsteht alles dasjenige, wovon wir sagen: es ist. Hierüber sind alle Weisen eins, den einzigen Parmenides ausgenommen. Wer könnte noch ihnen entgegen zweifeln, wenn er nicht lächerlich werden wollte?

Theät. Es bleibt nicht leicht ein Zweifel übrig.

Sokr. Freilich nicht, Theätet; denn auch die Beweise für diesen Gedanken sind stark: daß nämlich alles, was ist, und alles, was durch Erzeugung wird,

aus Bewegung entſtehe; das Nichtſein aber und das Vergehen aus dem Stillſtande der Bewegung. Feuer und Wärme werden durch Verſezung vermöge des Reibens erzeugt, und dies iſt Bewegung. Auch alle Geſchlechter der lebenden Weſen entſtehen nach denſelben Triebfedern. Wie nun? Gehen die Fertigkeiten des Leibes nicht verloren durch Stillſtand und Unthätigkeit? Werden ſie hingegen nicht erhalten durch Bewegung und Uebung? Und beſizt nicht die Sele ſelbſt ihre Kenntniſſe vermöge der Fertigkeit, etwas zu erlernen und ſich zu üben, welches ebenfalls Bewegungen ſind; da ſie bei Unthätigkeit zurükſinkt in den vorigen Zuſtand der Unwiſſenheit?

Theät. Allerdings ſehr wahr.

Sokr. Bewegung iſt alſo für Sele und Leib ein Gut, Unthätigkeit aber ein Uebel.

Theät. Ohne Zweifel.

Sokr.

Sokr. Soll ich dich auch noch an die Heiterkeit und Windſtille des Wetters, und an mer ähnliche Dinge erinnern? Und ſoll ich dir ſagen, daſſ durch Bewegung alles erhalten wird, und durch den Mangel an derſelben alle Dinge in Fäulnis geraten und verderben?

Theät. Dies ſcheint nicht mer nötig zu ſein.

Sokr. Begreifſt du indeſſen ſchon, warum dieſe Dinge ſo ſind, wie ich ſie nach dem Protagoras beſchrieben habe, oder biſt du ſo weit noch nicht?

Theät. Ich weiß es ſelbſt nicht zu beſtimmen.

Sokr. Alſo wirſt du mir Dank wiſſen, wenn ich mit dir den verſtekten Sinn des Mannes zu erforſchen ſuche?

Theät. O Sokrates! dein ſei mein höchſter Dank!

Sokr. So ſieh dich rund um, damit kein Profaner zuhöre. Ich verſte-

he darunter ſolche Leute, die nichts als wirklich glauben, als was ſie feſt mit ihren beiden Händen greifen können, und die weder unſichtbare Wirkungen noch Erzeugungen, noch irgend etwas Unſichtbares unter das rechnen, was Daſein hat. Die groſe Zal iener andern hingegen, deren Geheimniſſe ich dir erklären will, iſt viel reizender und lehrreicher.

Theät. Ich freue mich, Sokrates, neue Dinge von dir zu vernemen!

Sokr. Ihr Hauptſaz, aus dem ſie alles zuſammenſezen, iſt dieſer: Das All iſt Bewegung. Es giebt aber zwo Arten von Bewegung, deren iede ein Unendliches, der Zal nach, enthält: Die eine, mit dem Vermögen zu wirken; und die andere, mit der Empfänglichkeit zu leiden. Aus ihrem gemeinſchaftlichen Zuſammentreffen, aus ihren Berürungen bildet ſich eine unzälbare Menge von Erzeugungen, die man wieder unter zwo Arten begreifen kann. Die

eine

eine enthält das Empfindbare; die andre die Empfindung, welche mit den Gegenſtänden der erſten zuſammentrift, und zugleich mit erzeugt wird. Dieſe empfindlichen Regungen kennen wir unter den Namen der Sinne, der Wärme und Kälte, des Vergnügens und der Traurigkeit, der verſchiedenen Arten der Begierden und der Furcht, unzälige andre ungerechnet. Die Art des Empfindbaren ſtehet wieder mit einer ieden Art der ſinnlichen Regungen in Verwandſchaft; ſo auch alle Farben mit allen möglichen Arten zu ſehen, und alle Töne mit den Arten des Gehörs, und ſo endlich die übrigen Empfindbarkeiten, die mit den übrigen Arten zu empfinden auf gleiche Weiſe verwandt ſind. Kannſt du nun, Theätet, das Verhältnis deſſen, was ich ſo eben anführte, zu dem vorhergehenden begreifen?

Theät. Nicht ganz, Sokrates!

Sokr. Nun, ſo merk genau auf den Echlus davon. Es ſoll eigentlich angezeigt

zeigt werden, dass alle Dinge, wie wir gesagt haben, in Bewegung sind, und dass sich dabei sowol Schnelligkeit als Langsamkeit zeigt; dass alles Langsame sich in demselben Punkte bewege, und durch seine Bewegung die nahen Gegenstände treffe, und sie so erzeuge: was aber so erzeugt wird, ist langsamer. Was hingegen Schnelligkeit hat, das trift mit seiner Bewegung in die Fernen, und erzeugt so: was nun so erzeugt wird, ist schneller. Denn es wird fortgetrieben, und in dem Fortstose liegt die Natur der Bewegung.

Wenn nun das Aug und ein andrer zum Auge sich schikender Gegenstand in Vereinigung kommen, und beide sowol das Weisse als die damit harmonirende Empfindung erzeugt haben, die nie entstanden sein würde, wenn sowol das eine als das andre auf einen andern Gegenstand getroffen hätte: so geraten beide Dinge innerhalb des Zwischenraums in eine treibende Bewegung, die Sehkraft strömt aus den Augen, das Weisse fährt

aus

aus dem Gegenstande, welcher die Farbe erzeugt, und alsdann sieht das Aug, nachdem es mit der Vision angefüllt ist, und wird keine Vision, sondern ein sehendes Aug: auf gleiche Art wird das, was zu derselben Zeit die Farbe erzeugt hatte, nachdem es mit dem Weissen angefüllt ist, nicht das (abstrakte) Weisse, sondern etwas Weisses, es sei, was es wolle. *) Eben so mus man von den übrigen Dingen, vom Harten, Leichten, Warmen, und allen andern denken, dass nämlich keines derselben an und für sich solche Eigenschaften habe; sondern dass sie durch ihre gegenseitige Mitteilung der Bewegung erzeugt werden, alle nach den manchfaltigsten Arten.

Denn wirklich kann man sich, wie man sagt, mit festem Grunde kein abgesondertes Ding vorstellen, ausser es sei in Handlung oder Leiden. Nichts ist

*) Man vergleiche mit dieser Hypothese die neuern Systeme des Sehens von Isaak Newton und Leonhard Euler.

wirkend, eh' es mit dem, was diese Wirkung von ihm leidet, in Verbindung kömmt; und eben so wenig ist etwas leidend, eh' es mit dem zusammentrift, wodurch es die Wirkung empfindet. Auch wird das, was in Verbindung mit einem gewissen Gegenstande handelnd ist, als leidend sichtbar, wenn es auf etwas anders trift: so, dass nun, nach diesem allen, keine Sache als abgesondert, an und für sich selbst ein selbstständiges Wesen ist, sondern immerhin durch Zeugung etwas Verhältnismäßiges wird, wo man also das Wort Sein ganz und gar aufheben mus. Findest du Gefallen an dergleichen Meinungen, Theätet und ist ihr Geschmak dir wol lieblich?

Theät. Ich weis nicht, Sokrates! an dir selbst kann ich nicht merken, ob du dies alles sagst, weil es dir so scheint, oder nur, um mich zu erforschen.

Sokr. Hast du denn noch nicht gehört, Freund, dass ich gar nichts weis, und von solchen Dingen nichts als ein

Eigen-

Eigentum hervorbringe, sondern hierin ganz unfruchtbar bin? Ich suche aber, als der Sohn einer Hebamme, deinen Gedanken zur Geburt zu helfen, und versuche sogar Zauberei bei dir; darum halt' ich dir alle Meinungen der Weisen vor, damit du sie prüfest, bis ich deine eigene Lehrmeinung ans Licht gezogen habe. Ist diese nun erst zur Welt gebracht, so will ich alsdann untersuchen, ob sie einer Windgeburt oder einem gesunden Kinde gleicht. Indessen must du ausharren, und mir antworten, gerade, wie du denkst.

Theät. So frag denn, du unbegreiflicher Mann!

Sokr. Sag mir also, ob es dir scheint, dass gar nichts sei, sondern dass alles Gute und Schöne, und alles, was wir bisher angeführt haben, immerfort erzeugt werde?

Theät. Mir scheint dies alles, seitdem ich deine Erklärung darüber gehört habe,

habe, bis zum Erſtaunen Grund zu haben, und ich denke, wir müſſen die Sache ſo annehmen, wie du ſie vorgeſtellt haſt.

Sokr. Wir dürfen aber nicht übergehen, was uns noch davon übrig iſt. Wir müſſen noch von Träumen und Krankheiten, auch wol von Raſerei reden, überhaupt von dem, was man verkehrt empfinden nennt. Du wirſt einſehen, daſſ durch dergleichen Zuſtände alles, was wir bisher ſagten, unwiderſprechlich widerlegt zu werden ſcheint, weil wir Empfindungen von der auſſerordentlichſten Täuſchung darin erfaren. Ja es fehlt ſo ſehr, daſſ das, was einem ieden ſcheint, deswegen auch ſein ſollte, daſſ vielmehr ganz im Gegenteil von allem, was ſcheint, nichts iſt.

Theät. Es iſt vollkommen währ, was du ſagſt, Sokrates!

Sokr. Was bleibt alſo, mein Sohn, demjenigen zu ſagen übrig, welcher annimmt,

nimmt, die Empfindung sei Wissenschaft?

Theät. Ich fürchte mich, Sokrates, zu gestehen, dass ich nichts zu antworten weis. Wenn ich indessen die Warheit sagen soll, so wär' ich nicht im Stande zu läugnen, dass Rasende und Träumende sich sehr leicht falsche Vorstellungen einbilden, indem einige wol Götter zu sein vermeinen, andere sich einbilden, sie wären befiedert, und flögen.

Sokr. Besinnst du dich denn nicht auf den Streit, der über diese Dinge, besonders über die Zustände des Schlafs und des Wachens geführt wird?

Theät. Auf welchen?

Sokr. Den du schon oft, wie ich glaube, von denen gehört hast, welche die Frage aufwerfen: durch welchen Beweis man wol deutlich machen könne, wenn die Frage nämlich selbst während des Schlafes geschähe, ob man schlafe, und alle Gedanken nur Träume seien,

oder ob man wache, und wachend mit einander rede?

Theät. Ein solches Kennzeichen, Sokrates, wie es zu diesem Beweise erfoderlich ist, wird gewis schwer anzugeben sein! Denn alle Kennzeichen dieser Art sind einander ähnlich, und stehen in gegenseitiger Uebereinstimmung. Weil es gar wol sein kann, dass wir unsre bisherige Unterredung auch im Traume zu halten meinen; und wenn es uns vorkömmt, dass wir im Traume selbst Träume erzälen, so findet sich hier die sonderbarste Aenlichkeit mit jenem Zustande des Wachens.

Sokr. Du siehst also, dass es gar nicht schwer sei, Zweifel zu erregen, da man so gar zweifelt, ob etwas Wachen oder Träumen sei, und da die Zeit des Schlafens mit der Zeit des Wachens Gleichheit hat, so behauptet unsre Sele in jedem dieser beiden Zustände, dass die Urteile, welche sie jedesmal fällt, die richtigsten seien.

Theät. Das iſt völlig ſo.

Sokr. Verhält es ſich mit Krankheiten und Raſereien nicht eben ſo, nur daſſ hier nicht gleiche Zeitlänge Statt findet?

Theät. Gewis.

Sokr. Wie nun? Wird das Wahre der Sache durch Länge oder Kürze des Zeitraums beſtimmt?

Theät. Dies wär' in mancher Abſicht lächerlich.

Sokr. Kannſt du denn ſonſt etwas Deutliches angeben, wodurch gezeigt wird, was bei dieſen Einbildungen wahr ſei?

Theät. Ich wüſte nichts.

Sokr. Weil alſo das, was auf mich wirkt, mit mir und mit keinem andern im Verhältnis ſteht, ſo hab' ich, und kein andrer, die Empfindung deſſelben.

Theät.

Theät. Nicht anders.

Sokr. Mir ist also meine Empfindung wahr; denn sie gehört zu meinem Sein. Weil ich mich nun nicht täusche, und mein Bewustsein in Rüksicht auf das, was ist oder erzeugt wird, nicht irret, hätte ich daher nicht auch Wissenschaft von denen Dingen, wovon ich Empfindung habe?

Theät. Nach meinem Dafürhalten ist es so.

Sokr. Es kömmt also fast auf eins hinaus, ob man nach einigen Alten sagt, dass alle Dinge wie ein Strom bewegt werden; oder nach Protagoras, dem weisesten Manne, dass der Mensch das Maas aller Dinge sei; oder nach dem Theätet, die Wissenschaft sei so viel als Empfindung. Jedoch, Theätet, wir wollen der Sache näher kommen! Zuerst also, meinst du wol, es werde dir iemand zugeben, dass man von demienigen, was auf uns gewirkt hat, alsdann noch

noch Erinnerung behalte, wann wir die Wirkung auf uns nicht mer erfaren; oder daſſ die Erinnerung eben ſo viel ſei, als der Eindruk der Sache, da ſie auf uns wirkte?

Theät. Dazu fehlte noch vieles.

Sokr. Meinſt du auch, man wolle nicht gern geſtehen, daſſ derſelbe Menſch dieſelbe Sache zugleich wiſſen, und auch nicht wiſſen könne? Oder, daſſ derjenige, welcher in einen andern Zuſtand verſezt wurde, noch derſelbe ſei, der er vor ſeiner Veränderung war? Oder, wie ich noch immer behaupte, mit Protagoras, daſſ ein ieder von uns das Maas der Dinge ſei, daſſ er aber von einem andern auf tauſendfältige Arten eben dadurch ſich unterſcheide, daſſ dieſem die Dinge anders ſind und anders ſcheinen, als ienem? Zeig einmal du ſelbſt, beſter Theodor, ob du für das Maas der geometriſchen Figuren zu halten ſeieſt, oder ob alle Menſchen eben ſo tüchtig, wie du, zur Gröſenlehre ſeien?

Theod. Es ist nicht leicht, Sokrates, wenn man einmal bei dir sizt, Antworten von sich abzulehnen!

Sokr. Darin hast du Recht. Wie sollen wir uns aber gegen dein System verhalten, Protagoras? Sollen wir annehmen, dass die Menschen allezeit wahre Vorstellungen haben; oder nur bisweilen wahre, und mit unter auch falsche? Denn bedenk nur, Theodor, ob irgend ein Freund des Protagoras, oder ob du wol selbst behaupten mögest, dass kein Mensch von einem andern glaube, er sei unwissend, oder habe falsche Vorstellungen?

Theod. Dies würde niemand glauben.

Sokr. Jedoch das Raisonnement, das den Menschen zum Maas aller Dinge macht, führt notwendig darauf.

Theod. Wie denn?

Sokr. Wenn du bei dir selbst ein Urteil gefasst hast, mir aber deine Mei-

Meinung davon mitteilst, so sei diese, nach dem Grundsaze jenes Weisen, für dich wahr, wird uns andern aber nicht erlaubt sein, deine Meinung zu beurteilen? Werden nicht viele mit ihren Gegenmeinungen wider dich streiten?

Theod. Beim Zeus! es giebt eine Menge unter den Menschen, die mir zu schaffen machen.

Sokr. Sollen wir nun sagen, deine Meinungen seien für dich selbst wahr, und für die Menge falsch?

Theod. Es scheint so nach diesem Systeme notwendig zu sein.

Sokr. Was folgt aber selbst für den Protagoras? Nicht wahr, dass nach der Anzal derer, die ihm in seinen Urteilen beipflichten, auch der Grad der Warheit seiner Meinungen bestimmt wird?

Theod. Dies folgt sicher.

Sokr. Ferner: Indem er annimmt, daß alle solche Vorstellungen haben,

wie die Dinge sind, so giebt er ia zu, dass das Urteil wahr sei, welches Leute mit entgegengesezten Vorstellungen von seiner eignen Vorstellung fällen. Denn sie nahmen an, seine Meinung wäre falsch.

Theod. Ja wol.

Sokr. Er gäbe also zu, dass seine eigne Vorstellung falsch sei, wenn er bekennt, dass die Vorstellung derer wahr sei, welche seine Vorstellung für falsch halten.

Theod. Dies mus er zugeben.

Sokr. Seine Gegner gesteben nun nicht ein, dass sie eine falsche Vorstellung haben: und er mus, seinem Saze gemäs, auch diese Vorstellung wieder als wahr annehmen.

Theod. Es scheint.

Sokr. Denn wenn Protagoras demienigen, der entgegengesezte Dinge sagt, zugiebt, dass seine Vorstellungen richtig seien,

ſeien, ſo wird er auch ſelbſt zugeben müſſen, daſſ weder der Hund, noch der Menſch, den der Zufall giebt, das Maas der Dinge ſei. Iſt das nicht ſo?

Theod. Allerdings.

Sokr. Weil denn die genannte Wärheit des Protagoras von allen bezweifelt wird, ſo wäre ſie ia für keinen Menſchen mehr wahr, nicht einmal für ihn ſelbſt.

Theod. O Sokrates, Sokrates! du renneſt wider meinen alten Freund, beinahe wie ein Sophiſt.

Sokr. Es iſt aber noch nicht ausgemacht, ob auch wir nicht vor der Warheit vorübergehn. Und es iſt natürlich, daſſ der Mann, der ſo viel älter iſt, auch weiſer ſei, als wir. Wenn er iezt plözlich aus dem Reiche der Schatten hervorträte, ſo würd' er uns warſcheinlich ſehr ſtrafen, mich, wegen meines Geſchwäzes, und dich, weil du dieſe Dinge ſo hingehen läſſeſt. Wie

nun? Sollen wir annehmen, daſſ die ganze Welt etwas anders glaube, als daſſ ein Menſch weiſer ſei, wie ein anderer, und im Gegenteil auch einer unwiſſender, wie ein anderer? Und daſſ das Raiſonnement des Protagoras ſich vorzüglich auf das ſtüze, daſſ ſehr viele Dinge z. B. das Warme, Trokne, Süſe u. ſ. w. für einen eben ſo ſei, wie es ihm ſcheint? Wird er nicht auch, was Statsſachen betrift, zugeben, daſſ Ruhm und Schande, Recht und Unrecht, Tugend und Laſter für einen ieden Stat der Wärheit nach eben dasienige ſei, was er dafür hält, und in ſeinen Geſezen davon verordnet hat? Und daſſ hierin keiner von Weisheit etwas voraus habe, weder ein Bürger, noch ein Stat vor dem andern; ſondern daſſ nur in Anſehung deſſen, was dem gemeinen Weſen nüzlich oder ſchädlich iſt, das Gutdünken und der Rath bei dem einen State der Warheit näher komme, als bei dem andern? Sieh, Theodor, es eröfnet ſich ein Feld zur Unterſuchung nach dem andern!

Theod.

Theod. Müssen wir also wol nicht sehr müssige Leute sein, Sokrates?

Sokr. Es scheint so. Jedoch wir wollen wieder einlenken. Du erinnerst dich doch noch aus dem Vorhergehenden, dass wir so redeten: nichts sei an und für sich selbst ein Wesen, weder das Wirkende, noch das Leidende; sondern durch die gemeinschaftliche Vereinigung beider Gegenstände erzeugen sich so wol die Empfindungen, als die empfindbaren Eigenschaften.

Theod. Wie sollt' ich dessen schon vergessen!

Sokr. Das übrige wollen wir nun fahren lassen, und nur den einzigen Punkt nicht aus den Augen verlieren, warum wir dies angeführt haben: Wir sagten nämlich, es sei alles in Bewegung. Nicht wahr?

Theod. Richtig, Sokrates!

Sokr. In beiden Arten von Bewegung, das ist, entweder bei der völ-

ligen Abänderung, oder blos bei der Verſezung einer Sache?

Theod. Warum nicht?

Sokr. Was ſollen wir aber von der Beſchaffenheit des Empfindens ſagen? Vom Sehen und Hören? Bleiben die Sinne ſtäts in demſelben beſtimmten Zuſtande?

Theod. Wie kann' das ſein, wenn alles übrige bewegt wird?

Sokr. So haben wir denn auch nicht ein gröſeres Recht zu ſagen, daſſ etwas Sinne oder Empfindungen habe, als daſſ es dieſelben nicht habe; wenn alle Dinge ganz und gar in Bewegung ſind.

Theod. Freilich nicht.

Sokr. Nun aber war die Empfindung Wiſſenſchaft, wie ich mit Theätet annehmen will; wiewol wir nach der Lehrmeinung, daſſ alles in Bewegung ſei, nicht leicht zugeben können, daſſ

Wiſ-

Wiſſenſchaft Empfindung ſei, wenn etwa dieſer Theätet nicht anderer Meinung iſt.

Theod. Gut geſprochen, Sokrates; ſo wäre das Syſtem des Protagoras auf einmal am Ende.

Theät. Du darfſt dich nicht von uns losmachen, Theodor!

Theod. Mach nur du dich bereit, unſrem Sokrates auf das Uebrige zu antworten.

Sokr. Recht, Theodor, ich halt' es für's Beſte, daſſ ich den Theätet durch meine Hebammenkunſt von dem, was er über die Wiſſenſchaft gebären will, zu entbinden ſuche.

Theät. Wola, lieber Sokrates!

Sokr. Alſo Wiſſenſchaft ſoll Empfindung ſein? Sag mir denn, wohin ſezeſt du die Sinneswerkzeuge, durch die du zur Empfindung des Warmen und Troknen, des Leichten und Süſen gelangſt?

Theät. In den Körper.

Sokr. Mögteſt du wol zugeben, daſſ du das, was du durch eine Art der Sinneskraft empfindeſt, unmöglich durch eine andere empfinden könneſt, z. B. unmöglich durch das Gehör, was durch das Geſicht kömmt.

Theät. Wie ſollt' ich das nicht eingeſtehen?

Sokr. Wenn du alſo über beiderlei Gegenſtände dir Begriffe machſt, ſo gelangſt du weder durch den einen, noch durch den andern Sinn zu ſolchen Begriffen, welche ſich auf beide Sinne zugleich beziehen. Biſt du wol im Stande, zu unterſuchen, ob ſie ſich unter einander ähnlich oder unähnlich ſind?

Theät. Vielleicht.

Sokr. Du kannſt aber weder durch das Geſicht, noch durch das Gehör das Gemeinſchaftliche beider Gegenſtände dir vorſtellen. Und geſezt, man könnte um-

unterſuchen, ob beide Dinge ſalzig wären, oder nicht, ſo würdeſt du mir ohne Zweifel ſagen können, durch welches Sinneswerkzeug man dies unterſuchen müſte. Dies ſcheint aber weder das Gehör, noch das Geſicht zu ſein, ſondern etwas anders.

Theät. Was anders, als die ſchmäkende Kraft der Zunge und des Gaumens.

Sokr. Richtig. Aber welches Organs Kraft läſſt dich das Gemeinſchaftliche aller Dinge gewahr werden? Welche Organen willſt du allen dieſen Dingen zueignen, vermöge welcher wir alles Einzelne, was für uns empfindbar iſt, wirklich empfinden?

Theät. Du redeſt etwa vom weſentlichen Sein und Nichtſein, von Aenlichkeit und Verſchiedenheit, und dergleichen. Denn offenbar geht deine Frage dahin, durch welches Organ des Lebens die Sele das Gerade und Ungerade, nebſt

nebſt allen daraus folgenden Dingen, wahrnimmt.

Sokr. Du folgſt meinen Gedanken überaus wol, Theätet; eben darnach fragt' ich.

Theät. Allein, beim Zeus, ich wüſte nichts darauf zu antworten, als daß es mir vom Anfang an ſcheint, daſſ wir für dieſe Wahrnemungen kein eignes Organ haben, wie für die übrigen; ſondern, daſſ die Sele unmittelbar durch ſich ſelbſt, wie ich glaube, die allgemeinen Verhältniſſe aller Dinge bemerkt!

Sokr. Du biſt vielmer ſchön, ia ſchön biſt du, Theätet, und nicht häſſlich, wie Theodor ſagte: denn wer gut und ſchön redet, der iſt ein ſchöner und guter Mann! Hiezu kömmt noch, daſſ du mir dadurch einen wolthätigen Dienſt erwieſen haſt, daſſ du mich einer weitern Unterſuchung überhebeſt, indem es dir ſcheint, daſſ die Sele einige Dinge unmittelbar durch ſich ſelbſt bemerke,

andere hingegen vermittelſt der Sinnes-werkzeuge des Leibes. Eben das war auch meine Meinung, und es freut mich, daſſ wir ſo übereinſtimmen. Welchen Dingen aber legſt du das weſentliche Sein bei?

Theät. Denen, zu welchen ſich die Sele ſelbſt hinneigt.

Sokr. Iſt es eben ſo mit dem Aehnlichen und Verſchiedenen, mit dem Schönen und Häſſlichen, mit dem Guten und Böſen?

Theät. Auch das Weſen dieſer Dinge betrachtet die Sele, wie es mir ſcheint, in ihren gemeinſchaftlichen Verhältniſſen unter einander, indem ſie in ſich ſelbſt die Vergangenheit, die Dazeit, und die Zukunſt bei dieſer Vergleichung gegen einander hält.

Sokr. Wird die Sele nicht blos durch Berührung das Harte oder Weiche eines Körpers wahrnemen?

Theät. Das wird ſie.

Sokr.

Sokr. Was aber das Wesen betrift, und die Natur des Seins, und die entgegengesezten Eigenschaften, die diese Dinge unter einander haben, wird die Sele seldst durch wiederholte Vergleichungen zu beurteilen suchen?

Theät. Allerdings.

Sokr. Haben nicht Menschen und Thiere von ihrer Geburt an das Vermögen, alles zu empfinden, was durch Einwirkungen der äuserlichen Dinge auf den Leib in die Sele dringt; da hingegen die Entdekungen der Aenlichkeiten dieser Dinge, in Beziehung auf ihr Wesen und ihren Nuzen, kaum erst nach vielen Bemühungen sich zeigen?

Theät. In aller Absicht. Denn keiner wird zur Warheit kommen, der nicht das innere Wesen durchdringt.

Sokr. Wird er aber wohl Wissenschaft von dem haben können, dessen Warheit er nicht erkennt?

Theät.

Theät. Wie wäre das möglich, Sokrates?

Sokr. In den empfundnen Einwirkungen der äuſerlichen Dinge liegt alſo keine Wiſſenſchaft, ſondern in den Vergleichungsurteilen darüber.

Theät. Es ſcheint ſo.

Sokr. Kannſt du nun jenes und dieſes eben daſſelbe nennen, da beides ſo groſe Verſchiedenheiten zeigt?

Theät. Das wäre ganz unrichtig.

Sokr. Was würdeſt du nun den Einwirkungen der äuſern Dinge durch die Sinne für einen Namen geben?

Theät. Giebt es einen andern, als Empfinden?

Sokr. Das Gemeinſchaftliche aller dieſer Dinge iſt alſo Empfindung?

Theät. Notwendig.

Sokr. Dieſe enthält alſo nicht das, wodurch wir Warheit und Weſen treffen.

Theät.

Theät. Freilich nicht.

Sokr. Also auch nicht Wissenschaft; und alsdann wären Empfindung und Wissenschaft nicht einerlei? Theäter!

Theät. Es scheint auch nicht, Sokrates!

Sokr. Allein wir haben nicht deswegen die Unterredung angefangen, damit wir fänden, was Wissenschaft nicht sei, sondern was sie sei. In der Empfindung werden wir sie nicht mehr suchen, sondern in demjenigen Zustande der Sele, da sie sich selbst mit der Betrachtung der Dinge beschäftigt.

Theät. Aber dies heist so viel, als Vorstellungen haben.

Sokr. Du irrest, mein Freund!

Theät. Und alle möglichen Vorstellungen kann man wol nicht Wissenschaft nennen, weil es auch falsche giebt; die wahren kann man allenfalls für Wissenschaft annehmen.

Sokr.

Sokr. Zugeſtanden, daſſ es ſolche zwo Arten von Vorſtellungen giebt! So bleibt uns aber bei iedem Gegenſtande nichts weiter übrig, als das Wiſſen oder Nichtwiſſen. Glaubt nun nicht derienige, welcher von dem, was er weis, falſche Vorſtellungen hat, daſſ das, was er nicht weis, auch etwas anders ſei? Ja kann wol iemand, der weder den Theätet, noch den Sokrates kennt, auf die Vorſtellung kommen, als wenn Sokrates Theätet, oder Theätet Sokrates wäre?

Theät. Das wäre ia etwas Wunderbares.

Sokr. Wie ſoll er ſich denn nun noch falſche Vorſtellungen machen? Denn wenn man dieſes wegnimmt, ſo ſind keine Vorſtellungen mer möglich, wenn wir anders alle Dinge entweder wiſſen, oder nicht wiſſen. Wir können aber das eine falſche Vorſtellung nennen, was eine Vorſtellung einer andern Sache iſt, wenn iemand in ſeinen Ge-

danken ein wirkliches Ding mit einem andern wirklichen Dinge verwechſelt, und ienes für dieſes ausgiebt.

Theät. Richtig. Denn wenn iemand das Häſſliche an Statt des Schönen in ſeiner Vorſtellung hat, ſo iſt dies warhaftig eine falſche Vorſtellung.

Sokr. Wie es ſcheint, Theätet, ſo ſpotteſt du meiner!

Theät. Ei! warum?

Sokr. Du denkſt gar nicht, wie es mir vorkömmt, daſſ ich deinen Ausdruk des Warhaftigfalſchen belangen werde, indem ich dich frage, ob das Schnelle wol langſam, oder das Leichte wol ſchwer ſei, nicht nach der Natur des Entgegengeſezten, auf eine ihm ſelbſt entgegengeſezte Art entſtehen könne? Jedoch deinen herzhaften Antworten will ich dadurch nicht vorbeugen. Räumſt du alſo ein, daſſ falſche Vorſtellungen ſo viel ſeien, als Vorſtellungen von einer andern Sache?

Theät.

Theät. Ja, ohne Bedenken.

Sokr. Wenn die Sele nun in einer ſolchen Lage iſt, ſo wird ſie nothwendig entweder beide Sachen, oder eine von beiden in Gedanken haben; und zwar entweder zugleich, oder nach einander.

Theät. Vortreflich.

Sokr. Nennſt du aber Denken eben das, was ich darunter verſtehe?

Theät. Nun! was heiſt denn bei dir Denken?

Sokr. Eine Rede, welche die Sele an ſich ſelbſt forthält über eine Sache; die ſie betrachtet. Ich gebe dir eine Erklärung, ob ich gleich, wie dir bekand iſt, nichts weis. Es kömmt mir ſo vor, daſſ die Sele während des Denkens nichts anders thue, als daſſ ſie mit ſich ſelbſt in Unterredung iſt, ſich alſo ſelbſt Fragen vorlegt, und ſich ſelbſt die Antworten giebt, dann weiter

redet, oder ſchweigt. Wenn ſie ſich aber beſtimmt erklärt hat, es mag langſam oder nach einem ſchnellen Fortdringen geſchehen ſein, und wenn ſie nun ohne Wanken einen feſten Ausſpruch thut, ſo nemen wir dieſes als eine feſte Vorſtellung derſelben an. Wenn alſo Vorſtellungen haben ſo viel iſt, als zu ſich ſelbſt reden; ſo wird niemand, wenn er von zweien Dingen redet, und dieſelben ſich vorſtellt, zu ſich ſelbſt ſagen, daſſ das Eine das Andere ſei. Ich meine damit ſo viel, daſſ kein Menſch ſich vorſtelle, daſſ das Häſſliche ſchön ſei. Wenn iemand ſich alſo beides vorſtellt, ſo kann er ſich unmöglich das Eine als das Andere vorſtellen. Es kann alſo nicht geſchehen, daſſ iemand, weder indem er ſich beides, noch indem er ſich eins von beiden vorſtellt, die Vorſtellung von einem andern haben ſollte, ſo, daſſ es daher ſo viel als nichts geſagt iſt, wenn man die falſche Vorſtellung als die Vorſtellung einer andern Sache erklären will. Denn es ſcheint

nicht,

nicht, daſſ wir auf eine oder die andere Weiſe falſche Vorſtellungen haben können.

Theät. Wirklich, es ſcheint nicht.

Sokr. Allein, Theätet, wenn dieſes nicht wirklich ſcheint, ſo ſind wir genötigt, viel' ungereimte Dinge zuzugeben.

Theät. Welche denn?

Sokr. Vernimm den Ausweg, welchen ich noch für dieſe Frage finde! Trift es ſich wol, daſſ iemand nachher etwas lernt, was er zuerſt nicht weis? Nachmals ein anderes, und ſo fort?

Theät. Warum nicht?

Sokr. Sez einmal mit mir z. B., daſſ wir alle in unſern Selen eine Wachstafel haben; der eine dann eine gröſere, der andre eine kleinere; die Tafel des einen von geläutertem, und die des andern von unreinerem Wachſe; in eini-

gen wieder eine Tafel von ganz weichem Wachse, in andern eine, die das Mittel hält.

Theät. Gut. Das gefällt mir.

Sokr. Diese las uns annemen als ein Geschenk der Mnemosyne (Gedächtnisskraft), der Mutter der Musen. In dieselben drüken wir, gleichsam wie mit Siegelringen, diejenigen Bilder ein, deren wir uns erinnern wollen von all dem, was wir sehen, oder hören, oder selbst denken; was darin abgedrukt bleibt, das erhält sich auch für unsre Sele, und das Erlöschene vergessen wir.

Theät. Es sei so.

Sokr. So sieh denn zu, ob iemand, der etwas weis, dabei aber eine Sache betrachtet, die er sieht oder hört, auf diese Art wol eine falsche Vorstellung haben kann?

Theät. Wie verstehst du iezt dieses?

Sokr. Es ist unmöglich, dass iemand sich einbilde, dass das, was er weis,

weis, indem ſeine Sele davon ein Gepräg hat, ſich aber deſſen nicht wirklich bewuſt iſt, etwas anderes ſei aus dem, was er auch weis, und wovon er ebenfalls einen Abdruk in der Sele hat, aber ohne gegenwärtiges Bewuſtſein. Ferner iſt's auch unmöglich, daſſ er ſich einbilde, daſſ das, was er empfindet, eine andre Sache ſei, die er ebenfalls empfindet, noch daſſ das, was er weder weis noch empfindet, eine andre Sache ſei, die er nicht empfindet.

Theät. Von dem erreich' ich den Sinn noch nicht.

Sokr. So hör denn weiter. Ich kenne hier unſern Theodor, und ſehe in mir das Ebenbild ſeiner Geſtalt; eben dies gilt auch von dir, Theätet: nun begegnet es mir zuweilen, daſſ ich euch ſehe, zuweilen nicht; meine Sele trift zuweilen auf euch, zuweilen auch nicht; allein ich hab' in dieſen Fällen keine eigentliche Empfindung von euch, aber ich erinnere mich dabei eurer ganz gut, und weis dieſes bei mir ſelbſt.

Theät. Wol, dieſes iſt wahr.

Sokr. Nun faſſ dieſes zuerſt aus dem, was ich dir ſagen will. Auf folgende Art mus ich eine falſche Vorſtellung haben können, wenn ich euch zwar kenne, und die Bilder von euch beiden in der Wachstafel der Sele, wie durch einen Ring, eingeprägt habe, euch beide aber vom weiten und nicht deutlich genug ſehe, und doch das Bild der ihm zukommenden Geſtalt, die ich ſehe, zuzueignen ſuche; ferner, wenn ich die Züge des Bildes in mir den Zügen des ſichtbaren Bildes anzupaſſen weis, darauf aber die Perſonen verfele, und beide mit einander verwechsle, ſo daſſ ich die ſichtbare Geſtalt des einen, wie des andern, einem innern Bild anpaſſe, das ihm fremd iſt.

Theät. Vollkommen richtig.

Sokr. Wenn wir die Sache weiter überlegen, ſo müſſen wir annemen, daſſ falſche Vorſtellungen haben, etwas

anders sei, als in dem Zusammentreffen der innern Vorstellung und der äussern Warnemung eine Verwechslung machen; denn wenn das wäre, so müsten wir nie in demselben Gedanken irren. Nun giebt es also entweder gar keine falsche Vorstellung, oder es muß möglich sein, daß iemand etwas nicht weis, das er doch weis? Welches von beiden willst du wälen?

Theät. Du legst mir da eine verzweifelte Wal vor, Sokrates!

Sokr. Indessen läßt die Sache, wie es scheint, beides zugleich nicht zu. Wir wollen aber dem Endzwek unsrer Untersuchung näher rüken. Glaubst du wol, daß irgend ein Mensch Wissenschaft habe von irgend einer Sache, wenn er dieselbe bald diesem, bald ienem Gegenstande beilegt, oder sich von ihr iezt dieses, ein andersmal etwas ganz verschiedenes vorstellt?

Theät. Nein, beim Zeus!

Sokr. Denn er hätte eine falsche Vorstellung. Nun aber meine ja, mein Freund, wenn wahre Vorstellung, als Richtschnur eines gerechten Urteils, und Wissenschaft einerlei wären, z. B. ein vortrefflicher Richter niemals richtige Vorstellungen haben, weil ihm die Wissenschaft von dieser und jener Thatsache fehlt?

Theät. Ich erinnere mich iezt der Erklärung eines guten Freundes, welcher mir einmal sagte, dass eine richtige Vorstellung, mit der Erkenntnis des Grundes verbunden, Wissenschaft sei.

Sokr. Das wäre etwas; aber, ich denke, noch nicht alles. Wir wollen iedoch iene Erklärung noch nicht verwerfen; denn drei Bedeutungen lassen sich dabei denken: die eine ist die Abbildung des Gedankens durch die Rede; die zwote liegt in der Erkenntnis der Ordnung aller Elemente, wodurch man zum Ganzen kömmt; die dritte aber besteht darin, dass man ein charak-

charakteriſtiſches Kennzeichen angeben kann, wodurch der Gegenſtand der Unterſuchung von allen andern Dingen ſich unterſcheidet.

Theät. Kannſt du mir z. B. von irgend einer Sache den Grund ſo durch den Unterſchied angeben?

Sokr. Ja, ich kann etwa dir von der Sonne ſagen, daſſ ſie für uns der glänzendſte ſei unter allen himmliſchen Körpern.

Theät. Dies iſt begreiflich.

Sokr. Wer alſo nebſt der richtigen Vorſtellung von einem ieden Dinge zugleich den Unterſchied von den übrigen Dingen erkennt, der wird von eben der Sache Wiſſenſchaft haben, von welcher er vorhin nur eine Vorſtellung oder Meinung gefaſſt hatte.

Theät. Richtig.

Sokr. Beim Zeus! ſag mir doch, wie konnt' ich ie unter dieſen Umſtän-

den

den vielmer dich, als ieden andern in der Vorſtellung faſſen? Sez nur, ich denke mir beim Theätet einen Menſchen mit ſeinen Gliedern und Sinneswerkzeugen, wird dieſe Vorſtellung wol machen können, daſſ ich eher an den Theätet als Theodor gedenke?

Theät. Wie ſollte das?

Sokr. Wenn ich mir ihn aber denke, als einen, der nicht nur eine Naſe und Augen, ſondern eine aufgeſtülpte Naſe und hervorgehende Augen hat, werd' ich alsdann dein Bild deutlicher, als das meinige, oder alle Aenlichen in der Vorſtellung haben?

Theät. Dies wol nicht.

Sokr. Vielmer wird dein Bild nicht eher in meine Vorſtellung kommen, als bis ſelbſt die Aufgebogenheit deiner Naſe ein beſtimmtes Bild in mir zurükläſſt, wodurch ſie ſich von andern Krummnaſen, die ich geſehen habe, unterſcheidet, und ſo iſt's mit allen übrigen Gliedern, woraus du zuſammengeſezt biſt.

Sol-

Solche beſondere Merkmale werden, wenn ich dir morgen begegne, dich mir ins Andenken bringen, und eine richtige Vorſtellung von dir in meiner Sele erweken.

Theät. Wer wollte dieſes läugnen?

Sokr. Wenn einer alſo gefragt wird, was Wiſſenſchaft ſei, ſo wird er warſcheinlich antworten: Die richtige Vorſtellung von einem Dinge verbunden mit der Kenntnis des Grundes oder des Unterſchiedes.

Theät. Ohne Zweifel, wenn anders der Gang ſeiner Unterſuchung eine ſolche Wendung nimmt, wie bei uns.

Sokr. Wie nun, mein Freund, haben wir noch Geburtsſchmerzen wegen einer Beſtimmung der Wiſſenſchaft?

Theät. Nein! durch deine Hülfe hab' ich mer zur Welt gebracht, als in mir war.

Sokr. Nur ſo viel, und nichts weiter vermag meine Kunſt. Ich weis nichts

von

von dem, was iene grosen und bewunderuswürdigen Männer wissen, welche vor uns gelebt haben, und auch iezt noch unter uns wandeln. Indessen hab' ich die Hebammenkunst, wie meine Mutter, von Gott empfangen: sie für die Weiber; und ich für ädle und schöne Jünglinge.

Jezt aber mus ich in die Gerichtshalle gehen, um mich gegen die Anklage des Melitus zu verantworten. Morgen, meine Freunde, werden wir uns wiedersehen!

Wiederſehen konnte nun Sokrates ſeine Freunde nicht mer lange: denn die Sonne ſeines Lebens neigte ſich zum Abend.

Ehe wir aber die Anklage des Melitus gegen den unſträflichwandelnden Weiſen unterſuchen, wollen wir noch einige Charakterzüge und Denkſprüche von ihm anführen.

Daſſ er ein artiger Weltmann war, könnte man unbedingt zugeben, wenn man erwägt, daſſ die angebetete Aſpaſia ihn gern um ſich leiden mogte: aber dies in den feinſten Künſten der Bulerei geübte Weib duldete vielleicht den ironiſchen Sophiſtenfeind blos deswegen am Thron' ihrer Schönheit, um ihrem Stolz' und ihrer Eitelkeit eine ehrenvollere Kron' aufzuſezen.

Ein Dichter, ein Tonkünſtler, ein Tänzer war Sokrates gewis, deſſen können ſich alle ſchönen Geiſter freuen. Daſſ er Grazienbilder gemeiſelt hat, dies

iſt

ist bekand. Aber Mnesilochos sagt, er habe auch seine Körner auf die Saatfelder des Euripides gestreut, und Aristophanes behauptet in seinen Wolken, dieser grose Trauerspieldichter habe viele Vorzüge seiner Werke unsrem Helden zu danken. Man weis auch, dass Sokrates in seinen lezten Tagen an einer metrischen Uebersezung der äsopischen Fabeln arbeitete.

Weil unter den Griechen die Erziehung der Jugend ein Zweig der Regierung war, so wurden deswegen öffentliche Uebungen sowol zur Bildung des Leibes, als zur Erweiterung und Verbesserung der Seelenkräfte angeordnet. Nun nimmt die Musik einen mittlern Rang zwischen den Leibesübungen und den Geistesvorzügen ein, darum wurde sie ebenfalls für einen unentbehrlichen und standesmäsigen Vorzug angesehen, und fleissig studirt. Die Alten schrieben auch wirklich dieser Kunst die erstaunlichsten Wirkungen zu; sie halten sie für fähig, die Leidenschaften zu stillen, die

Sit-

Sitten ſanft, und ſogar wilde und grauſame Gemüter menſchlich zu machen. Daher ſchämte ſich ſelbſt Sokrates nicht, als er ſchon ziemlich alt war, noch die Inſtrumentalmuſik zu erlernen. Die Leier konnte er treflich ſpielen.

Und Tanzen? Ja, ihr Mädchen und Jünglinge, beſonders ihr Aedlen, die ihr an Oberonstänzen Luſt habt, ſeid ſtolz darauf, daſſ ſelbſt ein Sokrates*) in die Reigen der griechiſchen Schönen ſich miſchte! Xenophon ſagt, oft hab' er getanzt; aber, wie ſich's zum vor-

*) Ich kann nicht umhin, hier eines parallelen Zugs zu gedenken, welchen Voltaire bei Gelegenheit der Kirchenverſammlung zu Trident anführt.

„Il eſt vrai que chez les Hébreux et chez les Gentils la danſe fut ſouvent une cérémonie religieuſe. Il eſt vrai que Jeſus-Chriſt chanta et danſa après ſa pâque juive, comme le dit St. Auguſtin dans ſes lettres.“

Eſſai ſur les moeurs, etc. Tom. III.

voraus verſteht, nicht mit bacchantiſchem Wüten, ſondern mit dem Frohſinn der Tugend. Sein Schüler, Platon, war ſo ſehr für das Tanzen und die Muſik eingenommen, daſſ er ſo gar in ſeinen Büchern von Geſezen ſich groſe Mühe giebt, in Anſehung derſelben die beſten Regeln vorzuſchreiben.

Alcibiades hat, wie Aelian berichtet, manchmal den ernſthaften Weiſen angetroffen über dem Spielen mit ſeinem Sohne Lamprokles. Ueberhaupt war iede Leibesübung unſrem Sokrates angenehm, aber den Vorzug gab er allemal den Ergözlichkeiten des Geiſtes.

Es ist bekand, daſſ seine Sorge für den Leib gros war, aber nicht ängstlich. Dem Wolstande gemäs ging er einher in einem reinlichen Gewande, iedoch nie in sophistischem Puze, wie Aristipp und Hippias. Sein Hohulacher Aristophanes bemerkt von ihm seinen Gang also: Aufgeblasen von Uebermut wandelt er auf den Strasen, und wirft seinen Blik bedeutend umher; so barfus, wie er dasteht, erduldet er viele Widerwärtigkeiten des Lebens, und doch stralt auf uns aus seinem Angesicht empfundene Hoheit.

Amipsias, ein andrer komischer Dichter, verfertigte auch eine dramatische Posse auf ihn, worin er, in seinen gewönlichen Mantel gehüllt, aufgeführt wird.

„Und du, Sokrates, so lautet die Anrede, Bester unter den wenigen Guten, und Eitelster unter den vielen Eiteln, du kömmst endlich selbst auch zu uns, und bist so gefällig und duldsam!

Woher aber haſt du einen Wintermantel?“

Dies Unglük, war die Antwort, kömmt her von dem boshaften Kniffe des Mantelſchneiders.

Weil Antiſthenes die zerriſſene Seite ſeines Mantels immer auſſen hin zu kehren pflegte, ſo ſagte er einſt voll Ernſtes zu zu ihm: Ich ſehe wol durch die Riſſe deines Mantels deine ſtolze Sele, und deine eitle Ruhmſucht!

Sokrates und Xanthippe.

Eine dramatiſche Pantomime.

Alcibiades lag einſt mit ſeinen ſchwelgenden Freunden an ſeiner Tafel, die mit attiſchen und perſiſchen Lekerſpeiſen überladen war. Ein beſonders köſtliches Bakwerk von ungemeiner Gröſe und Kunſt lies er dem Sokrates ins Haus bringen.

Xanthippe, welche ſchon längſt gegen die Vertraulichkeiten ihres Mannes und des bezaubernden Wollüſtlings eiferte, ſah dieſe gewürzduftende Paſtete als ein Mittel an, das ſo, wie ein Liebestrank, den Gatten zur ſchnödern Wolluſt entzünden könnte.

In ihrem Buſen kocht Wut, Wut brauſt von ihren Lippen, und Wut überfliegt ihr ſchrekliches Antliz. Mit gierigen Händen entriss ſie dem Sklaven den Gegenſtand ihres Grimmes, pakt' ihn

ihn feſt, warf ihn zu Boden, und ſprang auf ihn mit ihren zermalmenden Füſen.

Seitwärts ſtand Sokrates, ſah mit Gelaſſenheit der Exekution zu, und lachte.

Nachdem die gute Paſtete nun völlig zertrümmert war, ſprach er ganz kalt und gleichgültig zu ihr: So kannſt auch du nichts davon genieſen!

Die Geſchichtſchreiber hätten freilich mit dem Mantel der Vergeſſenheit ſolche Züge der menſchlichen Leidenſchaften bedeken ſollen; allein es iſt doch immer auch gut, alle Falten des Herzens zu entwikeln, und den Menſchen ſo darzuſtellen, wie er iſt; nicht wie er ſein könnte oder ſollte.

Wir werden die fromme Xanthippe auch wol noch weinend ſehen. Indeſſen ſind noch einige Anekdoten von ihr vorhanden. Ich betheure aber aufs feierlichſte, als ein ſtäts treuer Verehrer des ſchönen, auch im Zorne noch ſchönen Geſchlechtes, daſſ ich nicht aus Argliſt die veralteten Züge dieſer berüchtigten Griechinn wieder aufzufriſchen ſuche. Nein, ich habe die unverwerflichſten Urſachen, von der ganzen Frauenwelt, ſo gerecht als Voltaire von ſeiner beſten Welt, die beſten Gedanken zu hegen. Und nach dieſem ernſthaften Bekänntnis darf ich getroſt weiter erzälen.

Ein andersmal überschikte der verschwenderische Sohn des Klinias vielerlei Stüke, und manche von grosem Werthe, dem Sokrates zum Geschenke. Als Xanthippe die Kostbarkeiten all' erblikte, da wallte vor Freuden ihr Herz empor, und zitternd greift sie darnach.

Halt, rief Sokrates, wir müssen die übertriebene Freigebigkeit des Alcibiades durch Grosmut zu beschämen suchen. Las uns wetteifern mit ihm, und diese Dinge nicht annemen!

Der arge Mann!

So sagte ihm einst einer seiner Freunde: Es ist doch gros und herrlich, alles haben zu können, wonach es den Menschen gelüstet!

Nein, erwiederte Sokrates, herrlicher ist es und gröser, sich gar nach nichts gelüsten zu lassen!

Von der unerschütterlichen Seelenruhe unsers Weisen giebt selbst seine Frau ein kräftiges Zeugnis. Zur Zeit der grosen Zerrüttung im State sagte sie: unter den fürchterlichsten Empörungen, und bei den drohendsten Kabalen und bittersten Widerwärtigkeiten ist mein Mann immer sich selbst gleich: furchtlos und ruhig geht er aus, mit heiterem Gesichte kömmt er wieder heim. Er kennt weder Schmerzen noch Klagen.

Mit allem Rechte konnte das liebe Xanthippchen die Gelassenheit des Mannes preisen. Sie schmälte einmal entsezlich mit ihm, es kam ein guter Freund dazu, nun brach sie wie ein Gewitter los.

Sokrates suchte dem Ungestümm auszuweichen, und ging fort. Wie er aus dem Hause trat, so gos sie über ihn die Fülle des Nachttopfes herab. Der triefende Weise wandte sich lächelnd

zu seinem Begleiter. Dacht' ich's doch, sprach er, Xanthippe hat über mich oben gedonnert, hierunten hat sie nun auch gerezzet auf mich!

Alcibiades sprach einst vertraulich zu ihm: Wie mürrisch ist doch deine Frau, wie unerträglich!

O ich bin ihr Wesen schon gewohnt, antwortete Sokrates; mir ist's eben so, als ob ich das Quaken der Frösche hörte. Ist denn dir das Gaken und Schnattern deiner Hüner und Gänse zuwider?

Nein, versezte Alcibiades, diese legen aber Eier, und brüten mir wolschmäkende Hünchen und Gänschen aus.

Nun? Und Xanthippe hat mir Söhne geboren, sagte der Weise.

Unter denen Griechen, welche nicht nach der Mode leben und sich kleiden konn-

konnten, oder wollten, war es Sitte, daſſ manchmal die Frau in dem Gewande des Mannes ausging; denn die Kleidungsarten der beiden Geſchlechter waren nicht ſo, wie bei uns, verſchieden.

Dieſer Gewonheit widerſezte ſich einmal Xanthippe mit eigenſinniger Beharrlichkeit. Sie wollte durchaus nicht in dem Mantel ihres Mannes, der freilich nicht ſonderlich empfelend ſein mogte, öffentlich erſcheinen.

Ich ſehe wol, ſagte Sokrates mit ſcherzender Laune, du willſt bei dieſer Gelegenheit nichts ſehen, ſondern vielmer ſelbſt geſehen ſein!

Bei einem änlichen Streit' über Puzſachen riethen ihm einmal ſeine Freunde, ſie vor allen Leuten zu ſtrafen.

„Schön und vortreflich! Wenn wir dann mit einander zanken, ſo werdet ihr uns zurufen: Sieh da, Sokrates! Sieh doch ſeine Xanthippe!“

Man weis, wie er einmal den eiteln Alcibiades beschämte, welcher, stolz auf seine vielen Landgüter, sich für einen Fürsten der Erde hielt. Er führte ihn nämlich in eine Halle, worin eine Landkarte der damals bekanden Länder abgezeichnet zu sehen war.

„Nun zeig mir Attika!“

Alcibiades deutete mit dem Finger darauf.

„Und deine Landgüter?“ (Diese waren nicht bemerkt.) „Siehst du, diese sind ein unbemerkbarer Teil der Erde!“

Auch schenkte ihm Alcibiades einen großen Plaz, ein Haus darauf zu bauen.

„Sehr schön gedacht, grosmütig gehandelt!“ sagte Sokrates. „Wenn es mir also an Schuen fehlt, so wirst du mir Leder dazu geben, um sie selbst zu verfertigen?“

Arche-

Archelaos von Makedonien, Eurylochos von Larissa, und andere Fürsten unter den Griechen boten ihm öfters ihren Reichtum an zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse. Allein er war nicht zu bewegen, sich seiner Vaterstadt zu entziehen. Dem erstern liess er vermelden, in Athen könne man das Brod sehr wolfeil kaufen, und Wasser habe man im Ueberflus.

Archelaos hätte einmal vierzig Minen (ungefär vierhundert Goldgulden) bestimmt, um sich in seinem Palaste von Zeuxis aus Heraklea einige Gemälde verfertigen zu lassen: Sokrates wuste wol, dass dieser schwelgende Prachtmann zur Verschönerung seiner Sele und Veredlung seines Herzens nicht im mindesten Anstalt machte; darum sprach er zu seinen Freunden: Viele werden kommen aus fremden Ländern, um seine Herrlichkeiten zu betrachten; aber um Archelaos willen wird niemand seinen Fus nach Makedonien sezen. Nur

seine

seine Pracht, nur seine Geschenke können unädle Selen anreizen: ein ehrlicher Mann wird nie darnach streben.

Wie mancher vaterländische Fürst wird heutzutage von Fremdlingen besucht, blos weil er Gelegenheit giebt, seine Paläste, Gärten, seine Gälerieen und Akademieen anzustaunen! Und wie einsam sind die ädlern Väter des Vaterlandes, welche, entfernt von blendenden Denkmälern des üppigen Hofes und des seufzenden Volkes, ihre Tage dem Heil ihrer glüklichen Bürger aufopfern! -

Jungen Leuten pflegte Sokrates zu rathen, öfters in den Spiegel zu sehen, damit die Wolgebildeten sich ihrer schönen Gestalt würdig zu machen bemühen; die Häßlichen aber ihre Häßlichkeit durch Schönheit der Sele zu bedeken suchen mögten.

Als man ihn fragte: ob es besser sei, zu heiraten, oder unverheiraket zu bleiben, antwortete er: „Beides wird dich gereuen.“

Bei Erblikung einer steinernen Bildsäule rief er aus: „Warum geben sich doch die Menschen so viele Mühe, Steine den Menschen ähnlich zu machen? Sie sollten sich lieber bemühen, die Menschen in ihrem Wesen Gott näher zu bringen!“

Eines Tages gab ihm Euripides ein Buch von Heraklitus zu lesen, und befragt' ihn bald darauf um seine Meinung darüber. „Was ich darin verstanden habe, ist gut und stark gesagt; von dem übrigen, was ich nicht verstand, hab' ich die nämliche Meinung, nur braucht man einen delischen Dolmetscher dazu."

Es trat ihm einmal ein unvorsichtiger Mensch sehr unsanft auf den Fus. Er blieb äuserst geduldig. Die Umstehenden wunderten sich darüber. „Wie wär' es, sprach er, wenn mich ein Esel geschlagen hätte? Sollt' ich ihn wol verklagen?"

Einer seiner Freunde ward einmal ganz entrüstet, dass ihm iemand, den Sokrates gegrüst hatte, nicht dankte. „Bist du nicht wunderlich, versezte der Weise!

Weiſe! Begegnete dir ein gebrechlicher Menſch, ſo würdeſt du dich ſchwerlich darüber aufhalten; aber du nimmſt es iezt übel, daſſ dir ein Menſch mit einer bäuriſchen Sele begegnet!"

Zuweilen hat ſich Sokrates auch häusliche Freuden gemacht. So fiel es ihm z. B. unverſehens ein, mehrere Gäſte auf eine Malzeit zu ſich zu laden. Xanthippe bezeugte ihre bange Bedenklichkeit darüber, weil ſie ſich nicht getraute, in ihren Umſtänden ſo vornehme Herren ſtandesmäſig zu bewirthen. „Sei gutes Muts, ſprach ihr kluger Mann, ſind es beſcheidene und mäſige Freunde, ſo werden ſie meinen Tiſch nicht verachten: ſind es aber unmäſige Schwelger, ſo dürfen wir uns gar nicht um ſie bekümmern!"

Er pflegte auch oft zu ſagen: Die meiſten Menſchen leben blos, um zu eſſen, ich aber eſſe nur, um zu leben."

Wenn er dem Neide nachdachte, so fand er, daſſ derſelbe eine Art von Traurigkeit wäre, nicht über die Widerwärtigkeiten der Freunde, noch über das Wohlergehen der Feinde; ſondern nur diejenigen empfänden Neid, behauptete er, welche ſich über den guten Fortgang der Bemühungen ihrer Freunde ängſtigten.

Als ſich hierauf einige wunderten, wie man iemand lieben, und ſich doch über den guten Fortgang ſeiner Sachen betrüben könnte, ſo merkte er an, daſſ viele ſich gewiſſen Perſonen im Unglüke nicht zu entziehen vermögten, ſondern denſelben in ihrer Noth gern beiſtänden; ginge es aber eben denſelben wol, ſo betrübten ſie ſich, doch einem vernünftigen Manne begegnete das niemals: den Einfältigen aber deſto öfters.

Einſt fragte ihn iemand, welches das beſte Geſchäft eines Mannes wäre? und er antwortete: Das Wolmachen.

Jener

Jener verſezte hierauf: ob er auch ſein Glük machen für ein Geſchäft hielte? Nein, ſagte Sokrates, Glük iſt gerade das Gegenteil des Thuns. Denn ſein Glük machen, iſt meines Erachtens ſo viel, als etwas, deſſen man bedarf, ungeſucht erhalten. Wer aber etwas gelernt hat, welches er aufs beſte auszuüben trachtet, von dem lobe ich ſein Wolmachen; und wer nichts gut macht, der iſt weder nüzlich noch Gott gefällig.

Ein andersmal ſagte er: Könige und geringere Herrſcher wären nicht die, welche durch Wahl des Volkes, oder durch das Loos, oder durch Liſt und Gewalt zur Regierung gelangt wären; ſondern diejenigen, welche die Geſchiklichkeit, zu regieren, beſäſen. Denn wenn einer ſprechen wollte, daſſ dem Regenten das Befehlgeben; den Unterterthanen das Gehorchen zukomme, ſo bewieſe er, daſſ auf einem Schiffe der Steuerkundige regierte, der Schifherr

aber, und alle Leute im Schiffe demſelben gehorchten.

Eben ſo wäre es bei der Landwirthſchaft mit den Beſizern der Feldgüter; und bei den Leibesübungen mit denen, welche ſich übten, und mit allen andern, die mit etwas umgingen, das einer Aufſicht bedürfte. Wären ſie geſchikt zur Aufſicht, ſo verwalteten ſie ihr Amt ſelbſt; wo nicht, ſo gehorchten ſie nicht nur ihren eigenen Leuten, welche das Werk verſtänden, ſondern ſie nähmen auch wol Fremde an, denen ſie in allem, wo es nöthig wäre, Folge leiſteten. Ja in der Wollarbeit gehorchten ſo gar, wie er zeigte, die Männer ihren Frauen; weil dieſe mit der Wolle umzugehen wüßten, iene aber nicht.

Wendete man dagegen ein, der König dürfte doch denen, welche ihm auch gut rathen, ungehorſam ſein, ſo antwortete er: Wie darf er das, da auf den Ungehorſam gegen einen guten Rath eine Strafe geſezt iſt. Denn ſo oft einer

ner einem guten Rathe in irgend einer Sache nicht folgt, so begeht er einen Fehler, ieder Fehler aber zieht seine Strafe nach sich. Sprach iemand, der König dürfte ia den klugen Rathgeber so gar tödten, so versezte er: Glaubst du, daß der, welcher seine tapfersten Bundsgenossen tödet, nur eine geringe Strafe dafür leide, oder gar ungestraft wegkomme? Glaubst du, so fern er das thut, es werde Rettung für ihn möglich sein, oder wird er nicht vielmer auf das schleunigste zu Grunde gehen?

Unter allen Lehrern, verſichert Xenophon, die ich kenne, oder von denen ich gehört habe, gab Sokrates gewis ſich die gröſte Mühe, zu erforſchen, was ſeine Schüler verſtehen. Was einem ehrlichen und klugen Manne zu wiſſen nötig iſt, das lehrte er, ſo weit er es ſelbſt verſtand, mit aller Bereitwilligkeit.

Indeſſen waren viele Sachen über ſeine Sphäre, z. B. die Meſſkunſt, die Sternkunde u. a. Davon hatte er nur die unzulänglichen Begriffe eines Anaxagoras.

Die Geometrie, ſagte er, mus man nur ſo weit lernen, daſſ man im Stande iſt, ſich ein Stük Landes richtig zumeſſen zu laſſen, oder einem andern zu übergeben, oder zu verteilen, oder zur Kultur anzuweiſen. Dies iſt aber ſo leicht zu lernen, daſſ einer, der beim Ausmeſſen wol Acht giebt, nicht nur die wahre Gröſe des Gegenſtandes wiſſen, ſondern auch die Kunſt des Ausmeſſens mit ſich

nach

nach Hauſe nemen kann. Dagegen widerrieth er, die Geometrie bis zu den höhern Ausmeſſungen zu lernen. Denn ich, ſprach er, ſehe nicht ein, wozu das helfen kann; ob ich gleich bei dem groſen Geometer, Theodor von Kyrene, Anweiſung dazu bekommen habe. Es kann einer leicht ſein ganzes Leben damit zubringen, und darüber viele andre nüzliche Kenntniſſe verſäumen.

In der Sternkunde iſt es genug, ſo viel zu wiſſen, wie man richtig die Teile der Nacht, die Abwechslungen des Mondes und die Jahreszeiten finden ſoll, und dies zwar zum Vorteile des Reiſens, der Schiffart oder anderer Vorfälle des Lebens. Hierzu bedienen ſich diejenigen, welche die rechte Zeit wiſſen, gewiſſer Kennzeichen, die man leicht von den Jägern, Steuerleuten und andern, welche ſich damit abgeben, lernen kann. Aber in Erlernung der Sternkunde ſo weit zu gehen, daſſ man auch den übrigen Himmelskörpern z. B. den Irrſternen nachſpüren, und ſich mit dem Aufſuchen ih-

rer Entfernungen von der Erde, mit ihrem verschiedenen Umlaufe, und den Ursachen deſſelben den Kopf zerbrechen wollte, dies widerrieth er gänzlich. Denn davon, behauptete er, sähe er keinen Nuzen; vielmer würde man dadurch die Zeit verderben, und an nüzlichen Dingen gehindert werden. Ueberhaupt meinte er, es wäre das beſte, ſich um die himmliſchen Begebenheiten, und um die Anſtalten der Gottheit gar nicht vorwizig zu bekümmern. Denn er ſchien einmal überzeugt zu ſein, daſſ es den Menſchen nicht gegeben wäre, ſolche hohen Geheimniſſe zu ergründen, und darnach zweifelte er, daſſ derjenige den Göttern angenem wäre, welcher Sachen, die ſie verborgen halten wollten, ausforſchte. *)

Ja,

*) Tu ne quaeſieris (ſcire nefas) quem mihi, quem tibi finem Di dederint.

Horat.

Die älteſten Weltweiſen, wie auch die hernaligen Sophiſten, gaben ſich damit bei

Ja, die nach ſolchen Dingen fragten, liefen Gefar, auf gleichen Unſinn zu gerathen, als Anaxagoras, welcher ſich damit brüſtete, daſſ er die Anſtalten der Götter erklären könnte. Denn der gab vor, die Sonne wäre nichts anders, als ein Feuer, ohne daran zu denken, daſſ die Menſchen wol ins Feuer, aber nicht in die Sonne zu ſehen vermögen, und daſſ die Sonne eine ſchwärzere Haut verurſacht, welches

bei andern das Anſehen einer hohen Weisheit, daſſ ſie faſt allein vom Himmel, von der Sonne, von den Sternen, von ihrer Natur, Bewegung und Gröſe ſprachen; die Tugend und Sittenlehre, überhaupt die Menſchenkenntnis aber ganz vernachläſigten. Sokrates hingegen erkannte die Eitelkeit und den geringen Nuzen dieſer himmliſchen Philoſophie, und behauptete, daſſ ein Weiſer ſich weit beſſer und nüzlicher mit den Menſchen auf Erden beſchäftige, wenn er ſie ihre Pflichten lehre gegen ſich ſelbſt, gegen ihre Familien, gegen Vaterland und Gott. Deßwegen lobt

beim Feuer nicht geſchieht. Auch wuſte er nicht, daſs alles, was aus der Erde wächſt, nur durch Wirkung des Sonnenſcheins gut empor kömmt, da hingegen die Hize des Feuers alles verſehrt. Wenn er aber ein andersmal behauptete, die Sonne wäre ein glüender Stein, ſo fiel es ihm nicht ein, daſs ein glüender Stein weder leuchtet, noch lang heis bleibt; aber die Sonne hört nicht auf, heller als alle andern Weſen zu glänzen.

Sokra-

ihn Cicero, wenn er ſagt: er habe zuerſt die Philoſophie vom Himmel herabgerufen, und ſie in die Wohnungen der Menſchen eingeführt. Ein neuerer Schriftſteller ſchreibt von ihm: „Sokrates verliert durch den Konfucius nichts von dem Ruhme, daſs er die Moral zuerſt vom Himmel geholt habe. Die Lehre des ſineſiſchen Weiſen war viel zu irdiſch, war zu ſehr auf politiſche Vorteile beſchränket, als daſs ſie himmliſchen Urſprungs, und mit ſokratiſcher Philoſophie verwandt ſein ſollte.“

Sokrates empfal auch die Rechenkunſt; doch ſuchte er auch hier, wie bei den übrigen mathematiſchen Wiſſenſchaften, den übertriebenen Fleis einzuſchränken; und gleichwie er ſich ſelbſt blos mit dem Nüzlichen darin beſchäftigte, alſo unterſuchte, und trieb er die Rechenkunſt auch nur ſo weit mit den Seinigen.

Ueberhaupt ging ſeine ganze Lehre, wie wir bisher geſehen haben, vor allen Dingen auf das Studium des Menſchen, und auf eine reine Sittenlehre.

Wir wollen zur bequemern Ueberſicht ſeine Grundſäze, in einen Brennpunkt geſammelt, darſtellen.

Die richtigen und schönen Begriffe von Gott, von der Welt, von der Menschenseele, von der Tugend, von den geselligen und bürgerlichen Pflichten, welche Sokrates durch seine Unterredungen, und noch mer durch seinen heiligen Wandel bewies, wurden leider auch entstellt durch manche Meinungen, über welche schon Cicero, bei Gelegenheit der Augurskniffe, lachte, und welche iezt die aufgeklärtere Welt zu den Ammenmärchen herabwürdigt.

Sein Genius war ein Hirngespenst, das wir ihm gerne lassen wollen. Aber dies wundert mich, dass er glaubte: Gott habe über die einzelen Teile der Welt gewisse Untergötter gesezt, welchen man ebenfalls, obgleich nicht so, wie dem wahren Gott, Verehrung schuldig sei; dass er glaubte: man könne durch Opfer, so wie die griechischen Priester sie vorschrieben, die Götter versönen und ehren; dass er glaubte: man müsse in wichtigen Fällen sich an die Orakel

wenden, und man könne sich auf Wahrsagereien verlassen.

Weil er durch dergleichen Meinungen, nach welchen er auch wirklich zu Haus und in öffentlichen Tempeln sich gewissenhaft richtete, in der That die Altäre und Götzen des Pöbelwahns nicht angrif, viel weniger umzustürzen drohte; so ist es unbegreiflich, dass man ihn anfeinden, verklagen, verurteilen durfte. Er schwamm ja diesfalls mit dem Strome seiner Zeit fort.

Seine reineren Lehrmeinungen und Grundsätze sind es, welche die Geheimnisse der Priesterzunft enthüllten, das System der Hierarchie erschütterten, und eben dadurch die Pfaffenwut zum schrecklichsten Ausbruch reizten.

Welcher Weise der neuern Zeiten würde sich schämen, folgende Artikel des sokratischen Glaubensbekenntnisses zu unterschreiben?

Es ist ein Gott.

Seine Schöpferkraft hat das Weltall

all hervorgebracht. Es hat also seinen Grund nicht in einem Zufalle, sondern in Gott.

Er ist zwar unsichtbar; kann aber aus seinen Werken erkannt werden.

Er ist allgegenwärtig, und lässt diejenigen, welche ihn durch ihr Vertrauen ehren, iederzeit die Wirkungen seiner Gottheit erfaren.

Er weis alles, was man redet oder thut, ia sogar alles, was der Verstand denkt, und das Herz empfindet.

Er erkennt alles in einem Augenblik, und auf einmal.

Er sorgt für den Menschen, und für alle Dinge.

Er hat den Menschen Geseze gegeben, und mit diesen gewisse Strafen für die Uebertreter verknüpft.

Er belont auch diejenigen, welche sich seinen Beifall verdienen; von diesem Beifall aber überzeugt si: das

Ge-

Gewiſſen, welches er in die Sele des Menſchen gepflanzt hat.

Die Sele hat eine Aenlichkeit mit der göttlichen Natur.

Sie kann ſich eine Erkenntnis von Gott erwerben; ihn verehren; bevorſtehenden Uebeln zuvorkommen; und ſich mit gelehrten Kenntniſſen bereichern.

Bei ihrer Trennung vom Körper ſteht ihr die Rükkehr in den Himmel offen; denn unſterblich iſt ſie, und hat nach dem Tode Belonungen für ihre Tugend zu hoffen.

Weder in dem Glüke, noch in den irdiſchen Gütern, findet man das wahre Gute; ſondern das einzige wahre Gut iſt die Weisheit, welche aus der Erkenntnis der Warheit entſteht, und auf die Beſſerung der Sele angewendet wird.

Hierin beſteht die Geſundheit der Sele. Dies iſt die eigentliche Tugend,

gend; und die Uebung in dieser Tugend verschaft, neben den wichtigsten Vorteilen, auch das angenemste Vergnügen.

Ein schöner Körper ist gemeiniglich der Wohnsiz einer schönen Sele.

Die Gemütsruhe ist eine Folge der Tugend.

Die Götter werden am besten durch den Gehorsam gegen ihre Vorschriften geehrt. Und sie müssen so verehrt werden, wie es die Geseze des States verordnen.

Man mus auch einem harten Vater gehorsam, und gegen seine Wolthaten nicht undankbar sein.

Den Reichtum kann nur der Vernünftige gehörig gebrauchen.

Ein gutdenkender Freund ist ein kostbares Gut; Gottlose aber sind keiner Freundschaft fähig.

Man

Man mus viel hören, wenig sprechen, und sich vor dem Tode nicht fürchten.

Man mus sich von keiner Leidenschaft, von keiner unädeln Begierde beherrschen lassen, und nichts ohne Ueberlegung anfangen.

Dem Zufriedenen mangelt nichts.

Nur das ist nüzlich, wovon man einen guten Gebrauch zu machen weis.

Man mus nicht ohne Gebet heiraten. Im Ehestande mus alles gemeinschaftlich sein und geschehn. Die Frau mus die innere, der Mann aber die äussere Hauswirthschaft besorgen. Es ziert die Frau, wenn sie fleissig zu Hause bleibt.

Wer über Freiwillige herrscht, der ist ein König.

Ein guter Bürger mus es für seine Pflicht halten, den Stat mächtiger, und siegreich zu machen. Der Stat,

welcher gute Bürger hat, ist der dauerhafteste.

Die Enthaltsamkeit ist der Grundstein der Tugend.

Man hüte sich vor Speisen und Getränken, die uns verleiten, ohne Hunger zu essen, und ohne Durst zu trinken.

Sein Wahlspruch blieb immer: Ich weis nichts, als das, dass ich nichts weis.

Wer sollte glauben, dass diese und andere Grundsäze von gleichem Werthe, welche Xenophon und Platon der Nachwelt, als ein Vermächtnis ihres grosen Meisters, aufbewahrt haben, vermögend sein konnten, die gescheuten Athener wider ihren weisesten Landsmann zu entrüsten, und mit Mordsucht zu beselen?

Allein Griechenland hatte in Sachen des Staates und der Religion seine Eiferer, wie Aegypten und Judäa. Ueberall giebt es Priester des Fanatismus und Mörder der menschlichen Denkensfreiheit, so schnaubend, wie die Brachmanen am Indus, und die Inquisitoren am Tage.

Um der verschiedenen Ueberzeugungen willen rauchten schon überall Blutaltäre von hingeschlachteten Opfern; überall loderten Scheiterhaufen empor mit Cobham's, Hussen, und Serveten, und überall dampften Kerker von den Verwesungen der Ver-

schmachteten. Ich wende mich schaudernd hinweg von dem entsezlichen Gemälde, das uns die Weltgeschichte von den unzäligen Menschenverfolgungen darstellt.

Wir wollen dem Gang unsres Sokrates folgen: weise sein und tugendhaft, wie er; dann werden wir ruhig, wie er, entschlummern, und mit Seligkeitsgefül erwachen zur Unsterblichkeit.

(Plaz vor der Königshalle.)

Sokrates und Eutyphron.

Sokrates steht einsam, in tiefe Betrachtungen versenkt, nächst dem Thorbogen der Halle.

Eutyphron. Hat sich etwas neues ereignet, mein Sokrates, daß du deine Gesellschaften im Lyceum *) verlassen hast, und dich iezt hier bei der Königshalle **) aufhältst? Du wirst wol dem König eine Anklage vorbringen?

*) Nicht das Lyceum, worin nachmals Platons Schüler, Aristoteles, lehrte; sondern irgend ein Gymnasium zu Athen, d. i. ein Ort iugendlicher Uebungen, wo Sokrates gern erschien. S. Suidas.

**) Der andere unter den neun Archonten, welche iährlich zu Athen nach dem Loose gewält wurden, hies, als Präsident in Religionssachen, König, und die Porticus hatte von ihm den Namen Königshalle. S. Pausanias, und Meursius.

Sokr. O nein! Ich ſelbſt bin verklagt, als Statsverbrecher.

Eut. Behüten die Götter! Was ſagſt du? So ſchwer angeklagt! Und von wem?

Sokr. Ich kenne den Mann noch nicht. Man nennt ihn, wie ich höre, Melitus. Er ſoll ein raſcher Jüngling, aber ſonſt wenig bekand ſein. Man ſagt auch, er ſei ein Pittheer, trage ſeine Haare lang herabhängend, und habe zwar keinen ſtarken Bart, aber eine vielverſprechende Adlersnaſe.

Eut. Ich erinnere mich ſeiner nicht. Allein was für eine Klage hat er wider dich?

Sokr. Es iſt nicht die Anklage eines unädeln Mannes, wie mir ſcheint. Denn es iſt nichts gemeines, daſſ ein Jüngling eine ſo wichtige Sache eingeſehen hat. (Mit ſeiner gewönlichen Ironie) Er weis nämlich, wie er vorgiebt, auf welche Art die jungen Leute ver-

zogen werden, und kennt die Gattung von Leuten, welche sie verderben. Er scheint einer von den Weisen zu sein. Nachdem er nun eingesehen hat, wie ich durch meine Unwissenheit seine Gespielen verderbe, so wendet er sich an die Stadt, als eine Mutter, um mein Ankläger zu werden. Ich halt' ihn dabei unter denienigen Statsleuten, die iezt im Anfluge sind, für den einzigen, der die Sache auf der rechten Seite angreift. Es ist allerdings billig und klug, dass man für die Jünglinge zuerst sorgt, um die tüchtigsten Männer aus ihnen zu bilden; so wie ein kluger Landmann für die zarten Pflanzen eher Sorge trägt, als für die übrigen, die schon erstarkt sind. Vielleicht will auch Melitus von uns zuerst anfangen, den Stat zu reinigen, weil wir die iugendlichen Keime verderben, nachher wird er sich ohne Zweifel der übrigen Bürger annemen, und sich durch die wichtigsten und ädelmütigsten Handlungen um unsere Stadt verdient machen, wie

dieſes ganz natürlich bei einem Manne, der einen ſolchen Anfang macht, erfolgen muß.

Eut. Das wäre wol zu wünſchen, Sokrates; allein ich befürchte das Gegenteil. Ein Mann, der gegen dich mit Ungerechtigkeit auftritt, der untergräbt gewis den feſten Bau des Staates. Aber ſag mir doch: was ſollſt du denn gethan haben zum Verderben der Jugend?

Sokr. Ungereimt, lieber Mann, ſind ſeine Beſchuldigungen! Er ſagt, z. B. ich erdichte neue Gottheiten.

Eut. O ich verſtehe ſchon! Es ärgert ihn, daß du vorgiebſt, du habeſt einen beſondern Schuzgeiſt. Und nun kömmt er vor Gericht, um dich verhaßt zu machen, weil er wol weis, daß der Pöbel an dergleichen Dingen ſeine Freude hat. Man verlacht auch manchmal mich als einen Wahnwizigen, da ich doch nie die Unwarheit rede.

Sokr.

Sokr. Sehr wenig bedeutet es, lieber Eutyphron, ſo verlacht zu werden. Die Athener bekümmern ſich nicht darum, ob einer ſtark oder ſchwach, wahr oder falſch in ſeinem Weſen ſei; wenn er nur nicht Lehrer ſeiner Grundſäze wird. Aber ſo bald ſie glauben, daſſ iemand auch andre nach ſich bilde, ſo werden ſie leidenſchaftlich aufgebracht.

Eut. Ihre Geſinnungen gegen mich will ich nicht unterſuchen.

Sokr. Du unterhältſt dich vielleicht nur ſelten mit ihnen, und willſt deine Weisheit andre nicht lehren. Von mir aber glauben ſie, wie ich befürchte, daſſ ich aus Menſchenfreundlichkeit alles, was ich nur weis, vor iedermann ausgieſſe, und zwar nicht allein ohne Vergeltung, ſondern mit Vergnügen. Wenn ſie mich alſo nur verſpotten wollten, ſo würd' ich ihr Hohnlachen vor Gericht mit Gelaſſenheit ertragen; würden ſie aber ernſtlicher gegen mich verfaren, ſo könnte niemand, als ihr War-

ſager, den Ausgang der Sache vorher verkünden.

Eut. Ohne Zweifel, Sokrates, wirſt du deine Sache gut hinausfüren!

Sokr. Wenigſtens mit gutem Gewiſſen.

Das Gericht der Heliäa wurde zusammen berufen, und durch das Loos die gewöhnliche Anzal der Bürger bestimmt, die den Angeklagten richten sollten.

Die Anklage bestand aus zween Hauptpunkten: Erstlich verwerfe Sokrates die in seinem Vaterlande eingeführte Religion, und bestrebe sich, den Gesezen zuwider, neue Gottheiten einzufüren; zweitens verfüre er die Jugend, und lehre sie die eingeführten Gesezе und Verordnungen der Republik verachten, ihren Aeltern ungehorsam sein, und die Regierung tadeln. Seine Strafe sei demnach der Tod.

In wiefern diese Anklage ihn getroffen habe, können wir aus dem Bisherigen bestimmen. Es ist gewis, dass er, bei dem grosen Religionseifer und Aberglauben, der damals in Athen herrschte, es nicht wagen durfte, sich öffentlich gegen die eingeführte Religion zu erklären, und also gezwungen war,

einen

einen äuſſern Schein derſelben beizubehalten; aber es erhellt aus den Unterredungen mit ſeinen Freunden, daſſ er die abgeſchmakten Meinungen und lächerlichen Myſterien ſeiner Zeitgenoſſen im Herzen verachtete, als Dinge, die blos in den Fabeln der Dichter ihren Grund hätten. Er hatte ſich wirklich, wie wir ſchon mermals bemerkten, zu dem Begriffe eines einzigen wahren Gottes aufgeſchwungen, ſo daſſ man kein Bedenken tragen darf, ihn den chriſtlichen Philoſophen an die Seite zu ſezen.

Hätte übrigens Melitus ſeine Anklage beweiſen können, ſo wären ſeine Punkte wirklich hinreichend geweſen, ihm die Todesſtrafe zuzuziehen. Allein Sokrates konnte ſie leicht widerlegen. Denn er hatte ſich nun ſchon ſeit vierzig Jaren vor den Augen ſeiner Landsleute mit dem Unterrichte der Jugend beſchäftigt, und niemand hatte iemals das Geringſte in ſeinen Lehren bemerkt,

das einen Vorwand zu einer solchen Klage hätte abgeben können.

Sobald diese Verschwörung gegen ihn ausgebrochen war, machten seine Freunde Anstalt zu seiner Vertheidigung. Lysias, der geschikteste Redner seiner Zeit, brachte ihm eine sehr gut ausgearbeitete Rede, worin er die Gründe und Verhaltungsregeln des Sokrates in ihrer ganzen Stärke ausgeführt, und alles mit den eindringendsten, rührendsten Zügen der Beredsamkeit durchwebt hatte.

Sokrates las sie mit Vergnügen, und gab ihr den gröſten Beifall. Da sie aber mehr den Regeln der Redekunst, als den Gesinnungen und dem Starkmut eines Weisen angemessen war, so sagte er ihm freimütig ins Gesicht, sie schike sich für seinen Charakter nicht, darum woll' er sich ihrer nicht bedienen.

Lysias war verlegen, um die Ursache zu wissen.

Eben so, versezte Sokrates, indem er nach seiner gewöhnlichen Art ein Gleichnis aus dem gemeinen Leben hernahm, als wenn ein geschikter Handwerksmann mir ein prächtiges Kleid, oder Schue mit Gold gestikt bringen wollte; seine Arbeit mögte vielleicht unverbesserlich sein, aber für mich würde sich dergleichen Flitterstaat nicht schiken.

Auch wollte ihm seine Adelmütigkeit nicht erlauben, sich zur Role eines Demütigflehenden zu erniedrigen, oder diejenigen Mittel zu gebrauchen, deren man sich damals zu bedienen pflegte, um die Richter zum Erbarmen zu bewegen, da die Angeklagten z. B. mit ihren weinenden Weibern und Kindern vor ihnen erschienen.

Seine Freunde drangen in ihn, er sollte selbst eine Verteidigung aufsezen. Die beste Verteidigung, antwortete er, die ich machen kann, ist, dass ich in meinem ganzen Leben niemanden unrecht gethan habe. Ich habe zu verschiedenenmalen

malen angefangen, auf eine Schuzrede zu denken, bin aber allemal von Gott daran verhindert worden. Vielleicht ist es sein Wille, daſſ ich in diesen Jaren, bevor das hinfällige und einer Krankheit änliche Alter kömmt, eines leichtern Todes sterben, und weder meinen Freunden, noch mir selbst zur Last fallen soll."

In diesen Worten haben manche den Beweis finden wollen, daſſ Sokrates feigherzig gewesen sei, und die Unbequemlichkeiten des hohen Alters mer gefürchtet habe, als den Tod. Es gehört aber nicht wenig Dreistigkeit dazu, dem unbefangenen Leser, der einmal unsern Unerschütterlichen kennt, so etwas als Raisonnement zuzumuten.

Platon hat uns übrigens unter dem Titel der Rechtfertigung, Apologie, des Sokrates die Hauptgründe aufbehalten, die er zur Antwort auf die Anklage des Melitus anführte. Ihren Hauptinhalt wollen wir hier mitteilen.

Erstlich

Erſtlich behauptete er, man habe ihn oft den Göttern, ſo wol für ſich allein in ſeiner eignen Familie, als öffentlich in den Tempeln, opfern geſehen.

Zweitens, wenn er den Eingebungen eines beſondern Geiſtes oder Gottes gehorche, ſo führe er damit keine Neuerung in Religionsſachen ein, weil alle andre Leute, die den Flug der Vögel, oder die Geſtalt der Eingeweide der Thiere zu Rathe zögen, eben dadurch ihren Glauben an die Warſagerei, und eine zuverſichtliche Meinung bezeugten, daß die Götter auf dieſe Art ihren Willen offenbarten.

Drittens habe er ſich nie mit irreligioſen Unterſuchungen natürlicher Urſachen abgegeben, ſondern ſein Studium und ſeine Lehre ganz allein darauf gerichtet, die eigentliche Richtſchnur der Sitten und des menſchlichen Lebenswandels zu beſtimmen.

Viertens habe er der Jugend nichts weniger, als gefärliche Grundſäze beizu-

zubringen gesucht, indem er sich vielmer bestrebt habe, sie davon zu überzeugen, dass es unendlich wichtiger sei, ihre Aufmerksamkeit und Sorgfalt auf ihren Verstand und ihr Herz, als auf ihre Leiber oder irgend einen zeitlichen Vorteil zu richten, u. s. w. Jedoch wir wollen ihn selbst hören.

Gerichtssaal in der Königshalle. Archonten und Richter; Melitus, Anytus und Lykon; Sokrates, Platon; Gerichtsdiener und Volk.

Das Gericht nimmt mit den gewönlichen Formalitäten seinen Anfang. Melitus besteigt zuerst den Rednerstul. Er war für die Sache der Dichter, Anytus für das Volk, und Lykon für die Redner; denn an diesen drei Partieen sollte sich Sokrates am unverantwortlichsten versündigt haben: wiewol die Priesterschaft, in Ansehung des ersten Klagepunkts, am heftigsten wider ihn Kabalen machte.

Je ungegründeter und boshafter ihr Anbringen war, desto mer Geschiklichkeit und Kunst hatten sie nötig, ihre Schwäche zu deken. Sie unterliesen nichts, was den Beklagten verhasst machen konnte, und der täuschende Glanz

ihrer

ihrer lebhaften und prächtigen Beredsamkeit diente ihnen statt aller Beweise.

Nach ihnen betrat Sokrates den Plaz, ohne Zittern und Zagen, sondern mit dem gesezten und zuversichtlichen Wesen, das seiner Weisheit und Unschuld anständig war. Er hatte nicht den jämmerlichen Anblik eines armen Sünders, der Mitleiden erregen will; iedoch begegnete er seinen Richtern mit der gehörigen Ehrerbietung, und sprach in einem so männlichfesten und seines Vorzugs sich bewussten Tone, dass seine Rede öfters durch unzufriedenes Murmeln unterbrochen wurde.

Männer von Athen!

Man beſchuldiget mich, daſſ ich die Jugend verführe, und ihr gefärliche Grundſäze einflöſe, ſo wol in Rükſicht auf die Verehrung der Götter, als auf die Verwaltung des Stats. Ihr wiſſet es, meine Mitbürger, daſſ ich nie Profeſſion daraus machte, andre zu lehren! Auch kann der Neid, ſo entrüſtet er gegen mich ſein mag, mir nicht vorwerfen, daſſ ich iemals meinen Unterricht verkauft habe. Daſſ ich diesfalls nicht lüge, ſo habt ihr als einen unwiderleglichen Beweis vor Augen meine Armut. Immer gleich bereitwillig, meine Gedanken dem Reichen oder Armen ohne Unterſchied mitzuteilen, und ihnen hinlängliche Zeit zu laſſen, mich zu fragen, oder mir zu antworten, überlaſſ' ich mich einem ieden, welcher tugendhaft und weiſe zu werden wünſcht. Und wenn unter denen, die mich hören, ſich Leute befinden, die entweder gut oder böſe ſind, ſo darf man weder die Tugen-

den

den der erstern, noch die Laster der leztern mir zurechnen; denn ich habe nichts dazu beigetragen.

Mein ganzes Geschäft ist, dass ich die Alten und Jungen zu bereden suche, ihren Körper nicht zu sehr zu lieben, nicht zu begierig nach Reichtum und allen andern nichtswürdigen Dingen zu trachten, und ihre Sele, als den vorzüglichsten Gegenstand ihrer Neigungen, nicht zu sehr zu vernachläsigen. Ich bin unaufhörlich darauf bedacht, sie zu überzeugen, dass Tugend nicht aus Reichtum entspringe, sondern dass im Gegenteile Reichtum und alle übrigen Güter des menschlichen Lebens aus diesem einzigen Quelle der Tugend sich ergiesen.

Wenn so reden die Jugend verführen heist, so gesteh' ich, Männer von Athen, dass ich schuldig bin, und also Strafe verdiene! Ist es nicht Warheit, was ich sage, so ist es sehr leicht, mich der Lügen zu überweisen. Ich sehe hier eine Menge meiner Schüler; sie dürfen

nur wider mich auftreten. Doch, vielleicht hält die Achtung gegen ihren Lehrer sie zurük, sich zu erklären. Nun, so werden doch wenigstens ihre Väter, Brüder und Anverwandte, als rechtschaffene Bürger, nicht umhin können, aufzutreten, und Rache zu fodern gegen den Verführer ihrer Söhne, Brüder und Neffen. Aber eben diese sind es, welche meine Vertheidigung auf sich nehmen, und nichts herzlicher wünschen, als einen glüklichen Ausgang meiner Sache.

Entscheidet über mich, ihr Athener, nach eurem Belieben! Meine Auffürung kann ich weder bereuen, noch ändern. Ich darf einen Beruf, welchen Gott selbst mir einmal zur Pflicht gemacht hat, nicht unterbrechen, vielweniger verlassen. Nun hat mir Gott die Sorge anvertraut, meine Mitbürger zu unterrichten, und mir geboten, mein Leben hinzubringen mit Erforschung der Warheit, um mir selbst und andern nüzlich zu sein. Wenn ich also, nachdem ich jeden Posten, den unsre Heerfürer bei

Poti-

Potidäa, Amphipolis und Delium mir anwieſen, treulich behauptet habe, iezt aus Furcht vor dem Tode von dieſem Poſten mich entfernte, ſo würd' ich der ſtrafbarſte Ueberläufer ſein, und allerdings verdienen, daſſ man mich als einen treuvergeſſenen und gottloſen Menſchen vor dieſes Gericht foderte.

Sollt' es euch gefällig ſein, mich loszuſprechen unter der Bedingung, daſſ ich mich künftig ändern ſollte, ſo würd' ich kein Bedenken tragen, euch zu antworten: ich ehre und liebe euch, meine Mitbürger; aber ich will lieber der göttlichen Vorſicht gehorchen, als euch, und werde nie bis zu meinem lezten Atemzuge meiner Philoſophie entſagen, und werde nie aufhören, meiner Gewonheit gemäs, euch zu ermanen, und ieden, der mir begegnet, anreden: Mein guter Freund und Mitbürger einer Stadt, die wegen ihrer Weisheit und Tapferkeit vor allen in der Welt berümt iſt, ſchämſt du dich nicht, ganz allein darauf bedacht zu ſein, Reichtum, Ehre, Anſehen und Würden

zu erlangen, unterdessen du die Schäze der Klugheit und Warheit vernachläst-gest, und dir keine Mühe giebst, nach allen Fähigkeiten und Kräften deine Sele gut und vollkommen zu machen?

Man beschuldiget mich einer niedrigen Furcht, eines schwachen Kleingeistes, weil ich so geschäftig bin, iedem blos für sich meinen Rat mitzuteilen, und dagegen immer vermieden habe, in eurer öffentlichen Versammlungen als Rathgeber zu erscheinen. Mich dünkt aber, ich habe meinen Mut und meine Standhaftigkeit genug bewiesen, so wol im Felde, wo ich in euren Reihen mitkämpfte, als im Senat, wo ich allein mich dem ungerechten Urteil über die zehn Anfürer widersezte, welche, nach dem Arginusischen Seetreffen, die Leichen der Getödeten nicht aufgenommen und begraben hatten. Und wie tapfer und starkmütig betrug ich mich, bei mer als einer Gelegenheit, gegen die gewalttätigen und grausamen Befele der dreissig Tiranen!

Was hielt mich aber ab, in eure Verſammlungen zu kommen? Nichts anders, als iener Dämon, iene göttliche Stimme, wovon ihr mich oft ſprechen hörtet, und weswegen Melitus einen ſo groſen Aufwand von Kunſt und Mühe machte, mich als einen lächerlichen Träumer darzuſtellen. Dieſer Geiſt hat mich von meiner Kindheit an immer begleitet: aber ich höre ſeine Stimme nie, als wenn er mich verhindern will, etwas zu thun, was ich beſchloſſen habe; denn nie ermuntert er mich, etwas zu unternemen. Dieſer Geiſt hat ſich mir immer widerſezt, ſo oft ich mich in die Angelegenheiten des Stats mengen wollte, und zwar mit dem gültigſten Grunde; denn ich würde ſchon längſt geſtorben ſein, wenn ich mich der Statsgeſchäfte angenommen hätte, ohne doch irgend etwas, weder mir ſelbſt, noch unſrem Vaterlande zum Beſten, auszurichten.

Deutet mir's nicht übel, ich bitt' euch, ihr Athener, wenn ich ohne Zurükhaltung mit Warheit und Freimütigkeit

sage, was ich denke! Jeder, der sich ädelmütiger Weise einem ganzen Volke, hier bei uns, oder anderswo, widersezen, und sich's zur unverbrüchlichen Pflicht machen wollte, keine Verlezung der Geseze, keine Ungerechtigkeit der Regierung zu dulden, würde gewis nie so lang ungestraft davon kommen. Es ist also schlechterdings notwendig für ieden Freund der Gerechtigkeit, wenn er anders sein Leben lieb hat, immer im Privatstande zu bleiben, und nie an öffentlichen Geschäften Anteil zu nemen.

Wenn ich übrigens, ihr Männer von Athen, bei der grosen Gefar, in welcher ich gegenwärtig schwebe, das Verhalten derienigen nicht nachahme, welche bei viel geringern Vorfällen ihre Richter mit Tränen anflehen und um Gnade bitten, und dabei ihre Kinder, Verwandten und Freunde in einem kläglichen Aufzug erscheinen lassen; so werdet darüber nicht ungehalten! Nicht aus Hochmut oder Troz hab' ich dieses unterlassen, sondern einzig und allein aus Besorgnis

für

für eure Ehre, und für die Ehre der ganzen Stadt.

Ihr müst wissen, dass es unter unsern Bürgern Leute giebt, die den Tod gar nicht als ein Uebel ansehen, sondern blos der Ungerechtigkeit und der Schande diesen Namen geben. Würde es nun wol, in meinem Alter, bei dem guten Ruf, er sei gegründet oder nicht, worin ich stehe, anständig für mich sein, wenn ich nach all' jenen Lehren, die ich von der Verachtung des Todes gegeben habe, mich selbst vor dem Tode fürchtete? Würden also nicht durch meine lezte Handlung alle Grundsäze und Gesinnungen meines vergangenen Lebens vernichtet?

Aber ohne von meinem guten Namen zu reden, den ich durch ein solches Verhalten äuserst kränken würde, so halte ich's nicht für erlaubt, einen Richter zu bitten, oder gar mit Tränen seine Lossprechung zu bewirken. Der Richter soll die Sachen untersuchen und überzeugt

werden von Recht oder Unrecht. Denn er sizt nicht da, durch Verlezung der Geseze irgend einem Schuldigen Gunst zu erweisen, sondern durch Befolgung derselben einem jeden Gerechtigkeit widerfaren zu lassen. Er schwört nicht, nach seiner Willkür ungestraft loszusprechen, sondern nach Verdiensten zu strafen. Wir sollten euch daher nicht zum Meineide gewönen, und ihr, o Richter, solltet's nicht dulden, dass man euch daran gewönt! Denn sonst treten wir zugleich die Gerechtigkeit und Religion mit Füssen, und sind strafbare Verbrecher.

Erwartet also nicht von mir, dass ich vor euch, ihr Männer von Athen, zu solchen Mitteln meine Zuflucht nehme, die weder recht, noch billig, noch gottesfürchtig sind; vornemlich, da Melitus so eben mich der Gottlosigkeit beschuldiget hat. Denn, wenn ich durch meine Bitten euch für mich einnäme, und euch bewegte, euren Eid zu verlezen, so wär es unläugbar bewiesen, dass ich euch lehrte, nicht an die Götter zu glauben.

Aber nein! Ich bin mer, als alle meine Ankläger, von dem Dasein Gottes überzeugt, und ergebe mich daher meinem Gott und euch, mich nach Warheit zu richten, und über mich zu verhängen, was ihr, so wol für mich, als für euch, für das Beste haltet.

Sokrates hielt dieſe Rede mit einer Unerſchrokenheit, die der Gröſe ſeiner Sele würdig war, und ſchien ſeine Richter vielmer zu lehren, als ſich vor ihnen zu verantworten.

Nach ihm wagte es Platon, hervorzutreten, und für ihn zu ſprechen. „Ob ich ſchon der iüngſte bin, ihr Männer von Athen, fing er an, von allen denen, welche dieſen Plaz hinaufgeſtiegen“

„Heruntergeſtiegen“ riefen ſie ihm zu, und lieſſen ihn ſeine Rede nicht fortſezen.

Das unerſchütterte Weſen des ſchuldloſen Mannes ärgerte ſeine Richter; denn ſie würden es lieber geſehen haben, wenn er ihrer Macht gehuldigt hätte durch ein furchtſames und demütiges Betragen. Sie, erklärten ihn demnach durch die Merheit der Stimmen (von zweihundert ein und athtzig gegen zweihundert acht und vierzig) für ſchul-

schuldig; bestimmten aber durch ihren ersten Spruch die Strafe noch nicht.

In dergleichen Fällen hatte der Verurteilte gewönlich das Recht, sich unter den verschiedenen auf sein Verbrechen gesezten Strafen, irgend eine zu erwälen, ia er hatte so gar die Erlaubnis, eine Linderung auch dieser von ihm selbst erwälten Strafe zu verlangen.

Allein Sokrates hielt dafür, es wäre seinem Charakter unanständig, sich diese Nachsicht zu Nuze zu machen, ungeachtet es in seiner eigenen Wahl stand, sich eine Geldbuse, Gefangenschaft oder Verbannung aufzulegen. Er sagte, man könnte daraus schliesen, als wollt' er die Billigkeit des Urteils bekräftigen, oder vielmer ein Verbrechen eingestehen. „Wenn ich frei sagen soll, sprach er, was ich verdient zu haben glaube, so wisset, Männer von Athen, ich glaube, durch die Dienste, die ich dem Vaterlande geleistet habe, wol werth zu sein, dass man mich auf Kosten des

Stats

Stats im Prytaneum *) unterhalte.“

Auf Zureden seiner Freunde verstand er sich gleichwol zu einer Geldbuse von fünf und zwanzig Drachmen, wollte aber nicht zugeben, dass sie unter sich eine grösere Summe zusammenschiesen sollten. Eubulides hatte schon hundert geboten.

Die Richter über seine Gleichgültigkeit erbittert, und durch die Bosheit seiner Feinde noch mer aufgehezt, verurteilten ihn zum Gifttranke. Dies Urteil aber erschütterte seine Standhaftigkeit im geringsten nicht. Er war fest davon überzeugt, dass Schuld das einzige Uebel ist, vor dem sich ein Weiser zu fürchten Ursache hat, und wollte, wie Quinctilian sagt, lieber den wenigen Lebenstagen, deren Genus er noch mit einiger Warscheinlichkeit hätte hoffen können, entsagen, als durch ein nie-

*) Ein Verpflegungshaus zu Athen für alte verdiente Männer.

niederträchtiges Nachgeben oder kleinmütiges Betragen den Ruhm ſeines vorigen Lebens befleken.

„Ihr ſeid mit eurem Urteile ſehr voreilig geweſen, Athener, ſprach Sokrates, und habt dadurch den Verläumdern dieſer Stadt Stof gegeben, euch vorzuwerfen, daſſ ihr den weiſen Sokrates ums Leben gebracht habt; denn ſie werden mich weiſe nennen, ob ich es ſchon nicht bin, um euch deſto mer tadeln zu können! Ihr hättet nicht lange warten dürfen, ſo wär' ich, ohne euer Zuthun, geſtorben. Ihr ſehet, wie nah ich (als ein Siebenzigiäriger) ſchon dem Tode bin. Euch meine ich hiermit, die ihr mir den Tod zuerkannt habt."

„Glaubet ihr etwa, Männer von Athen! daſſ es mir an Worten gefehlt habe, euch einzunemen und zu überreden, wenn ich der Meinung geweſen wäre, man müſte alles ſprechen und alles verſuchen, um ein günſtiges Ur-

teil zu erhalten? Gewislich nicht! Wenn ich unterliege, so ist es nicht aus Mangel an Worten und Vorstellungen, sondern aus Mangel an Unverschämtheit und Niederträchtigkeit, euch solche Dinge hören zu lassen, die euch angenehm zu vernehmen, aber einem rechtschaffenen Manne unanständig zu sagen sind."

„Heucheln, schreien und andre solche kriechende Ueberredungsmittel, die ihr an andern gewont seid, sind meiner höchst unwürdig. Ich hatte mir gleich anfangs vorgenommen, lieber das Leben zu verlieren, als es auf eine unädle Weise zu retten. Denn ich halte dafür, dass man eben so wenig berechtiget sei, vor Gericht alles zu thun, um dem Tode zu entfliehen, als im Kriege. Wie oft hat ein Mann nicht Gelegenheit in einem Gefechte, sein Leben zu erretten, wenn er die Waffen von sich werfen, und seinen Feind oder Verfolger um Gnade bitten will? Und so giebt es im menschlichen Leben viele

Vor-

Vorfälle, wo der Tod gar wol vermieden werden kann, wenn man nur unverschämt genug ist, alles zu thun und zu sagen, was dazu erfodert wird.“

„Dem Tode zu entfliehen, Männer von Athen! ist bisweilen so schwer nicht; aber der Schande zu entkommen, ist weit schwerer: denn sie ist schneller, als der Tod. Daher kömmt es auch, dass mich langsamen, alten Mann das langsamste ergriffen hat: dahingegen meine Ankläger, die ganz munter und lebhaft sind, von der sehr schnellen Schande eingeholt werden.“

„Ich gehe zum Tode, zu welchem ihr mich verurteilt habt, und iene zur Schmach und Unehre, zu welcher sie von der Warheit und Gerechtigkeit verdammt werden. Ich bin mit dem Urteilsspruche zufrieden, vermutlich sie auch: mithin gehen die Sachen recht, wie sie sollten, und ich für meinen Teil finde die Wege des Schikſals auch hierin gerecht und verehrungswerth.“

Hierauf sagte er den Richtern freimütig, aber ohne Galle, einige Warheiten, und unterhielt noch diejenigen, welche für seine Lossprechung gestimmt hatten, mit einer Art von Betrachtung über Leben, Tod und Unsterblichkeit, die damals ziemlich der Fassungskraft des gemeinen Volkes entsprochen haben mag.

Man führte ihn ins Gefängnis, das, wie Seneka sagt, durch die Gegenwart dieses Mannes seine Schmach verlor, indem das kein Kerker sein kann, wo ein Sokrates ist.

Unterwegs begegneten ihm einige von seinen Schülern, die über seine Verurteilung ganz untröstlich waren. „Warum weinet ihr? fragte sie der Weise. Hat mich die Natur nicht gleich bei meiner Geburt zum Tode verurteilt? Wenn mich der Tod einem wahren und ersprieslichen Gute entrisse, so hätte ich, und diejenigen, die mich lieben, Ursache, mein Schikſal zu bedauren. Da

ich

ich aber hienieden nichts zurüklaſſe, als Jammer und Elend; ſo ſollten mir meine Freunde vielmer Glük wünſchen zu meiner Reiſe.“

Apollodor, der als ein ſehr gutherziger Menſch, aber als ein ſchwacher Kopf geſchildert wird, konnte ſich gar nicht zufrieden geben, daſſ ſein Lehrer und Freund ſo unſchuldig ſterben müſte.

„Guter Apollodor, ſprach Sokrates lächelnd, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte, würdeſt du es lieber ſehen, wenn ich ſchuldig ſterben müſte? Melitus und Anytus können mich zwar tödten; aber mir nichts zu Leide thun.“

Im Gefängnis behielt Sokrates noch immer jenen heitern und unerschrokenen Anblik, mit dem er so lange die Tugend geprediget, und die Tiranen in Furcht gehalten hatte. Die Standhaftigkeit eines Weisen wankte nicht bei dieſer ſchweren Probe. Nicht das Düſtre des Kerkers, nicht das Klirren der Fäſſeln an den Füſſen, noch ein Schauer vor dem herannahenden Tode, nichts ſchrekliches in der Natur vermogte den Mut des Unſchuldigen zu beugen.

Seine Gefangenſchaft dauerte zufälliger Weiſe dreiſſig Tage. Es fügte ſich nämlich, daſſ das Schiff, welches die Athener jährlich nach Delos zu ſchiken pflegten, gerade den Tag vor ſeiner Verurteilung bekränzt wurde.

Mit dieſem Schiff aber hat es dieſe Bewandnis. Es war, nach der Sage der Athener, eben daſſelbe, in welchem einſt Theſeus die vierzehn für den Minotaurus beſtimmten Kinder nach Kreta führte, die er allda, ſowol als

ſich ſelbſt, beim Leben erhalten hat. Die geängſtigte Stadt ſoll, wie es heiſt, dem Apollon damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute im Leben bleiben würden, ihm iärlich in dieſem Schiffe ſtattliche Geſchenke nach Delos zu ſchiken, und ſeit dieſer Zeit hatte man dem Gott, oder vielmer ſeinen Prieſtern, noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schif abgehen ſollte, ſo behängte ein Prieſter des Apollon das Hinterteil deſſelben mit Kränzen, und ſofort nahm die Feier der ſogenannten Theorie ihren Anfang. Dieſes Feſt dauerte ſo lange, bis das Schif zu Delos angelangt, und von da wieder zurükgekommen war. Und in dieſer Zeit wurde die Stadt von allem Blutvergieſen rein gehalten, und es durfte nach dem Geſeze niemand öffentlich hingerichtet werden. Wurde das Schif von widrigen Winden aufgehalten, ſo konnten die Verurteilten hierdurch lange Lebensfriſt gewinnen.

Sokrates gewann einen Monat, und die Nachwelt Platons und Mendelssohns Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele.

Seine Freunde waren gewohnt, ihn täglich im Gefängnis zu beſuchen. Sie pflegten deswegen in der Gerichtsſtube zuſammen zu kommen, in welcher das Urteil über ihn geſprochen wurde (denn dieſe war ſehr nahe am Gefängnis), und daſelbſt ſich ſo lange mit Geſprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür' aufgethan ward, welches denn nicht ſehr früh zu geſchehen pflegte. Sobald aber dieſe aufging, begaben ſie ſich zu ihm, und brachten mereuteils den ganzen Tag bei ihm zu.

Gott! Wie wunderbar war dieſen redlichen Leuten zu Mute! Sie fülten kein Mitleiden, kein ſolches Beklemmen, als man gemeiniglich empfindet, wann ein Freund in unſern Armen erblaſſet.

Der Mann ſchien ihnen glükſelig, beneidenswerth, ſo ſanft, ſo ruhig war ſein Betragen am Ziele ſeines Lebens, ſo gelaſſen waren ſeine Abſchiedsworte. Sein Thun war nicht wie eines Men-

ſchen Thun, der vor ſeiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt; ſondern wie eines Unſterblichen, der verſichert iſt, da, wo er hinkömmt, die höchſte Glükſeligkeit zu erlangen.

Wie konnten ſie alſo die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblik eines Scheidenden ſonſt das Gemüt zu verwunden pflegt? Gleichwol hatten die philoſophiſchen Unterredungen des erhabenen Lehrers damals die ſüſe, reine Wolluſt nicht, die man vordem an ihnen gewohnt war. Sie empfanden eine ſeltſame, nie gefülte Miſchung von Luſt und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beſtändig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Ach! Bald werden wir ihn auf ewig verlieren.

Die leidenden Selen ſeiner Jünger befanden ſich all in dem ſonderbarſten Zuſtande, und die entgegengeſezten Wirkungen deſſelben zeigten ſich gar oft eben ſo ſonderbar auf ihren Geſichtern.

Man

Man sah sie bald lächeln, bald Trä-nen vergiesen: iedoch übertraf Apollo-dor sie alle durch den Ausdruk seiner Wehmut. Sein weichherziges Wesen brach in die rührendsten Bewegungen aus. Er empfand alles weit feuriger; er ward entzükt, wann sie lächelten, und wo ihnen die Augen betauet wa-ren, da schwamm er in Zären. Der iammernde Jüngling rührte fast mer, als der Andlik des scheidenden Weisen.

Gefängnis.

Sokrates und Kriton.

Sokrates. (Erwachend.)

Warum so früh, Kriton? Oder ist's nicht mer früh?

Kriton. Es ist noch Dämmerung.

Sokr. Mich wundert's, dass dir der Kerkermeister aufmachte.

Krit. Er kennt mich schon, Sokrates, weil ich so oft herkomme!

Sokr. Du bist wol schon lang hier? Warum hast du mich nicht gleich geweckt, sondern dich so still neben mich gesezt?

Krit. Bei Gott, Sokrates! ich hätte dich nicht weken mögen! Wünscht' ich mir selbst doch keine so traurige schlaflose Nacht! Aber mit Verwundrung seh ich schon lang deinem süsen Schlafe zu. Ich wekte dich nicht, um

diese

dieſe angeneme Empfindung nicht zu ſtören. O wie oft hab' ich dich vorher in deinem ganzen Leben glüklich geprieſen, wegen deines Charakters! Aber nie verdienteſt du mer Bewunderung, als iezt bei deinem gegenwärtigen Schikſal.

Sokr. Kriton! wär' es denn nicht ſchändlich, ſo alt zu ſein, und dennoch zu murren, wenn man nun endlich einmal ſterben ſoll? Aber, warum kömmſt du ſo früh?

Krit. Ach Sokrates! ich komme mit einer traurigen Nachricht, traurig nicht für dich, wie ich wol ſehe, aber für mich und alle deine Freunde höchſt traurig und niederſchlagend!

Sokr. Was denn für eine? Iſt das Schif aus Delos zurükgekommen, nach deſſen Ankunft ich ſterben ſoll?

Krit. Noch nicht. Aber noch heute kömmt es, wie einige Leute verſichern, die

die von Sunium *) kamen. Und dann morgen, ach Sokrates, morgen sollen wir dich verlieren!

Sokr. Glük zu, Kriton! Es geschehe der Wille der Götter! Aber doch glaub' ich nicht, dass es heute kömmt.

Krit. Woraus schliesest du das?

Sokr. Aus einem Traume, den ich so eben gehabt habe. **) Es ist doch wol ein Glük, dass du mich nicht geweki hast.

Krit. Und was für ein Traum war das?

Sokr. Mir erschien ein Frauenzimmer von ungemeiner Schönheit, in einem langen weissen Gewande, rief mich beim Namen, und sprach:

„Am

*) Ein Vorgebürg, nicht weit von Athen.

**) Die Träume nach Mitternacht wurden für die wahrsten und bedeutendsten gehalten.

„Am dritten Tage wirſt du in dein fruchtbares Phthia gelangen.“ *)

Krit. Ein ſonderbarer Traum!

Sokr. Aber ſehr verſtändlich, wie mich dünkt. Ich glaube nun, daſſ ienes Schif nicht an dieſem iezt anbrechenden Tage kommen wird, ſondern erſt am folgenden.

Krit. O, nur allzuverſtändlich iſt dein Traum! Aber, beſter Sokrates, folg

*) Eine feine Anſpielung auf einen homeriſchen Vers. In der Ilias (9 B. 363 V.) ſagt Achilles zum Ulyſſes, nachdem dieſer ihn zur Ausſönung mit Agamemnon zu bereden geſucht hatte, unter andern auch dies:

„Am dritten Tage denk ich zum fruchtbaren Phthia zu kommen.“

Achilles ſehnte ſich aus dem Lager nach Phthia, ſeinem Vaterlande. Auf Sokrates angewendet heiſt daher dieſer Vers ſo viel als: am dritten Tage wirſt du ſterben, und durch den Tod in dein eigentliches Vaterland gelangen.

folg mir noch iezt! Rette dich! Wenn du sterben solltest, ach dann trift mich mer als Ein Unglük! Nicht genug, dich zu verlieren, dich, einen Freund, wie ich keinen mer wieder finde, werd' ich noch überdies bei vielen, die weder dich noch mich genau kennen, in den Verdacht kommen, als hätt' ich keine Kosten drau wenden wollen, oder die Gelegenheit versäumt, um dich zu retten.

Sokr. Lieber Kriton! was kümmert uns das Urteil der Menge? Die vernünftigsten Männer, deren Urteil uns doch am wichtigsten sein mus, werden glauben, die Sache sei so geschehen, wie sie wirklich geschehen ist.

Krit. Es mag sein, Du besorgst etwa, die Sykophanten *) mögten über uns

*) Eine Art von Rabulisten, die sich ein Gewerbe daraus machten, wirkliche oder scheinbare Uebertretungen der Gesezze zu verraten, und allerlei gerichtliche Schikanen anzuspinnen.

uns herfallen, und uns in die Notwendigkeit ſezen, unſer ganzes Vermögen, oder doch eine anſehnliche Summe Geldes einzubüſen, und wol noch auſſerdem mer zu leiden. Fürchteſt du ſo etwas; las es gut ſein. Dieſer Gefar, und, wenn's ſein muß, noch einer gröſern um deiner Rettung willen uns auszuſezen, iſt Pflicht für uns. So folg mir denn, und ſträube dich nicht!

Sokr. Freilich, Kriton, beſorg ich dies, und ſonſt noch vieles!

Krit. Sei dieſfalls ohne Sorgen. Es iſt keine groſe Summe, für welche gewiſſe Leute dich von hier wegbringen wollen. Und dann, ſiehſt du nicht, was für armſelige Schurken die Sykophanten ſind, und wie wenig man braucht, um ſie zu befriedigen? Du kannſt über mein ganzes Vermögen gebieten; und wollteſt du ia, aus Vorſorge für mich, mir nicht geſtatten, das Meinige dazu anzuwenden, o ſo

ſind die Fremdlinge hier bereit zu allen Koſten! Simmias und Kebes aus Theben, und viele andre haben hinlängliche Summen dazu hergebracht. Und überall, wo du hinkömmſt, wird man dich lieben. Willſt du nach Theſſalien gehn? Ich habe dort Gaſtfreunde, welche dich über alles ſchäzen, und für deine vollkommenſte Sicherheit ſorgen werden. Ferner, lieber Sokrates, ſcheint mir dein Betragen durchaus pflichtwidrig. Du willſt dich aufopfern, da du dich retten kannſt, du willſt mit Gewalt ein Schikſal dir bereiten, ſo ſchreklich, als es deine Feinde nur begehren können, welche dein Verderben ſuchen. Ueberdies ſcheinſt du mir auch an deinen eignen Söhnen zum Verräter zu werden. Du könnteſt ſie ernähren und erziehen, aber du willſt ſie verlaſſen, du willſt ihr Schikſal dem Zufalle preis geben. Ja ihr Schikſal wird, allem Anſehen nach, ſein, wie der Jammer aller Waiſen! Warlich, du hätteſt entweder gar keine Kinder zeu-

zeugen, oder ausharren ſollen bei ihrer Erziehung! Biſt du denn ganz entſchloſſen zur Gemächlichkeit? Was ſoll dein Entſchluſſ ſein? Nicht wahr, der Mut eines ſtandhaften Mannes, eines Mannes, der ſein ganzes Leben der Tugend und Weisheit geweiht hat? Schämen mus ich mich für alle deine Freunde, wie für mich. Man wird alles, was dir widerfährt, unſrer Mutloſigkeit zuſchreiben: dein Verhör vor dem Gerichte, den ganzen Gang des Prozeſſes, und deine und unſre unmännliche Feigheit bei der Gelegenheit, dich zu retten. O Sokrates, ſieh zu, daſſ dies nicht dir und uns Unglük und Schande zugleich bringe! Entſchlies dich! Doch nein; du haſt nicht mer Zeit, dich zu entſchlieſen, du muſt ſchon entſchloſſen ſein. In der kommenden Nacht mus dies alles geſchehen. O Sokrates, las uns nicht ſäumen! Folg mir! Sträub dich nicht!

Sokr. Lieber Kriton, dein Eifer für mich iſt viel, ſehr viel werth, wenn

er auf richtigen Gründen beruht. Wo nicht, so ist er mir um so viel lästiger, ie gröser er ist. Wolan, wir müssen überlegen, ob es Pflicht sei, so zu handeln, oder nicht. Meine Grundsätze, die ich sonst äusserte, kann ich bei meinem gegenwärtigen Schiksal nicht umstosen. Können wir iezt keine bessern an ihre Stelle sezen, so sei versichert, dass ich mich nicht von dir bereden lasse. Immerhin mag die Gewalt der Menge mir die furchtbarsten Schrekbilder in den Weg stellen, und mich wie einen Knaben durch dies und jenes Gespenst zu ängstigen suchen; immerhin mag sie Fässeln, und Verlust des Vermögens, und mer als einen Tod über mich verhängen: ich werde nicht weichen von meinem Pfade!

Krit. Vortreflich, Sokrates! Ueberleg also, was wir thun müssen.

Sokr. Gut! Hast du gegen meine Gründe etwas einzuwenden, so sprich; ich will dir folgen. Willkommen sei es

mir

mir, wenn du mich überredeſt, aber es mus freiwilliger Entſchluſſ bei mir ſein. Antwort' mir auf meine Fragen, wie es dir der Warheit gemäs ſcheint.

Krit. Das will ich.

Sokr. Behaupten wir, daſſ man auf keine Weiſe von freien Stüken Unrecht thun müſſe? Oder ſind etwa all unſre ehemaligen Grundſäze in dieſen wenigen Tagen verflogen? Es mag uns ein noch härteres, oder allenfalls ein beſſeres Schikſal, als mein gegenwärtiges iſt, bevorſtehen, ſo behaupten wir dennoch, daſſ Unrechtthun für den, der Unrecht thut, in iedem Falle ſchädlich und ſchändlich ſei.

Krit. Ja, das müſſen wir.

Sokr. Man mus alſo auf keine Weiſe Unrecht thun, auch nicht, nach dem Grundſaz der Menge, Gegenunrecht erzeigen?

Krit. In der That, nein.

Sokr. Wie aber? Darf man Schaden zufügen, oder dem, der uns geschadet hat, wieder schaden?

Krit. Auf keine Weise; denn Unrecht thun und Schaden zufügen ist eins.

Sokr. Prüf' also dich selbst sorgfältig, ob du darin einig mit mir bist, dass Unrechtthun, und Gegenbeleidigung, und Rache in keinem Fall erlaubt ist.

Krit. Ich bleibe dabei, und bin ganz deiner Meinung.

Sokr. Ich sag' also weiter, oder frage vielmer, ob man sein Wort halten müsse, oder nicht, wenn man etwas versprochen hat, vorausgesezt, dass das Versprechen gerecht war?

Krit. Man mus es halten.

Sokr. Gieb Acht, was daraus folgt. Wenn ich hier mein Gefängnis wider Willen des Stats verlasse, füg' ich dadurch nicht vielleicht irgend iemanden Schaden zu, und wol gar solchen, die

es am wenigsten verdient hätten? Und bin ich nicht verbunden, einen eingegangenen Vertrag, wenn er anders gerecht war, zu halten?

Krit. Ich verstehe dich nicht, Sokrates!

Sokr. Stell dir die Sache so vor. Gesezt ich wäre im Begriffe, davon zu laufen, und die Republik samt ihren Gesezen träte mir in den Weg, und fragte mich: „Sprich, Sokrates! Was hast du vor? Bedenkst du nicht, dass dieses uns, den Gesezen und dem gesammten State, so viel an dir liegt, den Untergang bereiten heist? Oder glaubst du, dass ein Stat unerschüttert bestehen könne, in welchem der Ausspruch des Richters nichts mer gilt, sondern von ieder Privatperson unkräftig gemacht und vereitelt wird?“

Was kann ich auf diese und andre dergleichen Vorstellungen antworten, lieber Kriton? denn es liese sich sehr viel, besonders von einem Redner, sagen,

zum Besten dieses von mir alsdann vereitelten Gesezes, das den richterlichen Aussprüchen ihre Kraft giebt. Sollten wir antworten: der Stat hat uns Unrecht gethan, und ein Urteil gefällt, das wir nicht verdienen?

Krit. Beim Zeus; ia, das müssen wir antworten!

Sokr. Wenn nun aber die Gesezе erwiederten: Wie? Sokrates, hast du uns nicht auch angelobt, dich den richterlichen Entscheidungen des Stats zu unterwerfen? "

Stuzte ich bei dieser Frage, so würden sie vielleicht fortfahren: „Las dich dieses nicht befremden, Sokrates, sondern antwort' uns; du bist ia sonst ein Freund von Fragen und Antworten! Sag an, was hast du gegen uns und den Stat, daß du uns zu Grunde richten willst? Misfallen dir etwa die Gesezе über die Ehen, durch welche dein Vater deine Mutter bekommen hat? Hast

Hast du nicht uns deine Geburt zu verdanken? Sag, misbilligst du diese?“

Keineswegs, würd' ich antworten.

„ So misfallen dir vielleicht die Gesetze über die Erziehung und Unterweisung, welche auch du genossen hast. Ist die von uns zu dem Ende gemachte Einrichtung nicht lobenswerth, welche deinen Vater veranlasst hat, dich in der Musik und Gymnastik *) unterrichten zu lassen?“

Sehr lobenswerth, müste ich sagen.

„ Gut. Weil du denn uns Geburt, Erziehung und Unterweisung zu danken hast, so wirst du eingestehen, dass du so gut, wie deine Vorfaren, unser Sohn und Untergebener bist. Stehen wir aber in einem solchen Verhältnis,

*) Unter dem Namen Musik begreifen die Griechen öfters alles, was wir iezt schöne Wissenschaften nennen, überhaupt die Uebungen der Seelenkräfte, und unter Gymnastik alle Geschiklichkeiten des Leibes.

so fragen wir: glaubst du, daß du gleiche Rechte mit uns hast, und bist du befugt, uns überall gleiches mit gleichem zu vergelten? Du wirst dir doch kein gleiches Recht mit deinem Vater anmaßen, oder mit deinem Gebieter, wenn du einen hättest? Du wirst nicht alles, was du von ihnen leidest, sie wieder empfinden lassen, und dich nicht mit Worten oder Thaten wider sie vergehen, wenn sie dir etwa zu nahe treten? Und gegen Vaterland und Gesetze soll dir dieses erlaubt sein? Wenn wir in der Ueberzeugung, gerecht zu verfahren, dich zum Tode verdammen, so willst du uns, den Gesetzen und dem Vaterlande, wiederum den Untergang zu bereiten suchen? Und dabei glaubst du noch, rechtschaffen zu handeln? O du mit deinem ernstlichen Tugendeifer! Ist es so mit deiner Weisheit bestellt, daß du nicht einmal einsiehst, das Vaterland sei ehrwürdiger und heiliger, und stehe bei den Göttern und allen vernünftigen Menschen in größerem Anse-

hen,

hen, als Vater und Mutter und alle Vorfaren zuſammengenommen. Warlich, Sokrates, du muſt es wiſſen! Das Vaterland mus, wenn es zörnt, noch mer, als dein Vater, durch ſchmeichelnde Unterwürfigkeit wieder gewonnen werden. Man mus es entweder durch Gründe überzeugen, oder thun, was es verlangt. Ruhig mus man leiden, wenn es zu leiden gebietet, und wären's auch Fäſſeln und Schläge. Wenn es uns vor Gerichte zur Verantwortung zieht, oder in den Krieg den Wunden und dem Tod entgegenführt, ſo iſt es Pflicht, zu gehorchen, und nicht ſeinen Poſten zu verlaſſen. "

Was werden wir darauf den Geſezen antworten, Kriton? Daſſ ſie Recht haben, oder nicht?

Krit. Freilich haben ſie Recht, wie mich dünkt.

Sokr. Die Geſeze würden vielleicht alſo fortfaren: „Wenn wir nun hierin Recht haben, ſo ſieh, Sokrates,

ob

ob du in dem, was du vorhast, nicht ungerecht gegen uns verfährst! Wir haben dich gezeugt, erzogen und unterrichtet; wir haben dich, wie alle deine Mitbürger, an allen Wolthaten Teil nehmen lassen, die das gesellschaftliche Leben gewären kann; und gleichwol haben wir dir und iedem Atheuer die Erlaubnis gegeben, wenn ihm unsre Statsverfassung, nach einer hinlänglichen Prüfung, nicht ansteht, mit all seiner Habe davon zu ziehen, und sich nieder zu lassen, wo es ihm gefällt. Die Thore von Athen stehen einem iedeu offen. Wer aber gesehen hat, wie es bei uns zugeht, auf welche Art wir Recht und Gerechtigkeit verwalten, und dennoch bei uns geblieben ist, der hat stillschweigend zu einem Vertrage sich anheischig gemacht, alles sich gefallen zu lassen, was wir verlangen. Wer uns dann nicht gehorcht, der handelt ungerecht in dreifacher Rüksicht. Wir haben ihn erzeugt, und er gehorcht nicht; wir haben ihn erzogen und gebildet,

und er gehorcht nicht; er hat uns Gehorsam angelobt, und er gehorcht nicht; ja er sucht uns auch nicht zu überführen, wenn wir ihm etwa Unrecht thun sollten. Unsere Befele sind ja nur Vorschriften, nicht drohende Machtsprüche von Tirannenlaunen. Er überführ' uns, oder gehorche! Aber er thut keines von beiden. Diese Beschuldigungen, Sokrates, wirst auch du dir zuziehen, wenn du dein Vorhaben ausführst, und mer, als andre Athener; wirst du sie verdienen! "

Wenn ich dann fragte; Wie so? so würden sie mich vielleicht mit Recht fassen und sagen: weil ich vor allen andern Athenern jenen Vertrag mit ihnen eingegangen wäre.

„ Wir haben, würden sie sagen, einleuchtende Beweise, dass wir und der Stat dir gefallen haben. Du würdest ja sonst nicht, mer als alle andre Athener, immer hier in unsrer Stadt geblieben sein. Du bist doch sogar nie zu

den

den öffentlichen Spielen, als nur einmal zu den Isthmischen, noch sonst irgendwo hingereiset, als etwa in den Krieg. Nie hat die Begierde dich angewandelt, andre Staten und andre Geseze kennen zu lernen. Wir und unser Stat waren dir genug. So entscheidend gabst du den Vorzug uns, und mit der ganzen Verbindlichkeit, dich nach unsern Einrichtungen zu bequemen. Ja, was noch mer ist, bei der Verhandlung deines Prozesses stand es dir frei, die Strafe der Landesverweisung zu wälen; und was du iezt, wider den Willen des Stats zu thun im Sinn hast, dies konntest du damals mit seiner Genehmigung thun. Aber damals sahest du hoch auf, als wärest du's ganz wol zufrieden, wenn du sterben müstest. Du zogest den Tod der Verbannung vor. Und iezt schämest du dich nicht, dies versichert zu haben, sezest alle Scheu vor uns bei Seite, und gehest nur darauf aus, den Untergang uns zu bereiten. Du thust, was der niederträchtigste

tigſte Sklave thun würde, du willſt davonlaufen, troz deinem Verſprechen, und troz dem Vertrage, durch den du unſern Verfügungen Gehorſam gelobteſt. Beantwort' uns nur zuerſt das: ob es nicht wahr iſt, daſſ du uns dieſen Gehorſam angelobt haſt, wörtlich wol nicht, aber doch mit der That? Nicht?"

Was ſollt' ich antworten, Kriton? Müſt' ich's nicht zugeben?

Krit. Notwendig.

Sokr. Würden ſie nun nicht weiter ſagen: „Du brichſt alſo den Bund, den du ungezwungen, ungetäuſcht, unüberraſcht mit uns gemacht haſt. Du kannſt nicht über allzukurze Bedenkzeit klagen. Hatteſt du nicht ſiebenzig Jare Zeit, in denen es dir frei ſtand, davon zu gehen, wenn dir jener Vertrag zu unbillig ſchien. Aber du zogeſt weder Sparta vor, noch Kreta, deren Verfaſſung du immer ſo ſehr erhebſt, noch irgend einen andern griechiſchen oder

frem-

fremden Stat. Wie selten traf sich's, dass du anderswo wareſt? Lahme und Blinde verreiſen öfters als du. So ſehr gefiel dir unſre Stadt und unſre Verfaſſung. Aber iezt wirſt du ein Bundbrüchiger. Entfliehſt du aus der Stadt, ſo giebſt du dich dem allgemeinen Spotte preis. Ueberleg doch nur, was du durch dieſe Treuloſigkeit für dich oder deine Freunde zu gewinnen denkſt. Denn dass deine Freunde Gefar laufen werden, ebenfalls ihr Vaterland und ihre Güter verlaſſen zu müſſen, das iſt ſo gut als ausgemacht."

„Und du ſelbſt, wohin? Nach einer von den benachbarten Städten, nach Theben oder Megara? Freilich haben beide eine gute Verfaſſung. Aber du wirſt zu ihnen als ein Feind ihrer geſezlichen Verfaſſung kommen. Alle, die es gut meinen mit ihrem Vaterlande, werden mistrauiſch gegen dich ſein, und dich als einen Störer ihrer Geſeze betrach-

trachten. Und nun wird iedermann glauben, deine Richter hätten ein gerechtes Urteil gefällt. Wer mit den Gesezen sein Spiel treibt, o dem traut man gar leicht zu, dass er auch die Unschuld der unerfarnen Jugend leichtsinnig behandelt. "

„Vermeiden wirst du von nun an alle gut eingerichteten Staten und die Gesellschaft der ehrlichsten Leute. Ha! Ist es dann noch für dich der Mühe werth, zu leben? Oder willst du dich wirklich zu ihnen halten, und gegen sie eben solche Reden führen, wie hier, dass nämlich Tugend, und Gerechtigkeit, und Pflicht, und Gesezze dem Menschen über alles gelten müssen? Glaubst du nicht, dass iedermann diese Aufführung eines Sokrates niederträchtig finden werde? "

„Doch du wirst nach Thessalien gehen, zu Kritons Gastfreunden. Denn nirgends herrschet mer Zügellosigkeit, als dort. Vielleicht werden sie dir mit Ver-

gnügen zuhören, wenn du ihnen erzälst, wie possierlich du aus dem Gefängnis entwischt seiest, und was du dir für ein fremdes Ansehen gegeben habest, vermummt in einen Mantel oder Pelz, oder wie sich sonst die Flüchtlinge zu verkappen pflegen."

„Aber dass du, als ein Greis, der allem Ansehen nach, nur noch einen kleinen Rest des Lebens übrig hatte, dich nicht schämtest, so fest am Leben zu kleben, dass du es durch Uebertretung der heiligsten Gesetze zu fristen suchtest, glaubst du, dass niemand dir diesen Vorwurf machen wird? Vielleicht, wenn du niemand beleidigst. Wo nicht, so wirst du vieles hören müssen, was deiner unwürdig ist.' Uebrigens wirst du in einer knechtischen Abhängigkeit von allen Menschen leben. Und was willst du in Thessalien anfangen? Dir's wol schmäken lassen? O Sokrates! Wo bleiben denn deine Tugendlehren?"

„Um deiner Kinder willen mögtest du gern noch länger leben, um sie erzie-

hen

ben und unterweisen zu können? Aber wie? Du willst sie nach Thessalien mitnemen? Soll das ein guter Dienst sein, den du ihnen erzeigst, daß du sie in die Fremde stößest? Oder willst du dies nicht? Und glaubst du nur, sie würden hier, so lange du lebtest, besser erzogen und unterrichtet werden, ob gleich du selbst nicht bei ihnen wärest? Denn deine Freunde würden sich ihrer annemen. Aber wenn du zum Schattenreich hinunterreisest, alsdann nicht? O sie werden's thun! Wenn ihre vorgegebene Freundschaft nur etwas werth ist, so kannst du es gewis erwarten."

„Wolan, Sokrates, folg' uns, deinen Erziehern! Las dir nicht deine Kinder und dein Leben, noch sonst irgend etwas wichtiger sein, als deine Pflicht, damit du den Richtern dort unten im Schattenreiche dies alles in einer Schutzrede vorstellen kannst. Denn hier hast du doch einmal kein besseres Leben, noch einen gerechteren Urteilsspruch für dich oder die deinigen zu erwarten, wenn du

gleich dein Vorhaben ausführest. Aber auch dort würdest du's dann um nichts besser haben."

„Allein wenn du iezt das Leben verlässest, so steigst du unschuldig gekränkt hinab, gekränkt nicht von uns, sondern von Menschen. Hingegen wenn du auf eine so schändliche Art Ungerechtigkeit mit Ungerechtigkeit, und Beleidigung mit Beleidigung erwiederst, wenn du meineidig an uns wirst, und denen Schaden zufügst, denen du am meisten schuldig bist, nämlich deinen Freunden, deinem Vaterlande, und uns, den Gesezen, ha, Bundbrüchiger, so wiss, dass unser Zorn, so lang du lebst, dich verfolgt, und dass dort unsre Brüder, die Gesezе in der Unterwelt, dich nicht liebreich empfangen werden, weil sie wissen, dass du dich aus allen Kräften bestrebtest, uns zu Grunde zu richten! O las dich lieber von uns bereden, als vom Kriton!"

Glaub mir, mein geliebter Kriton, alle diese Reden mein' ich zu hören,

wie

wie begeiſterte Korybanten den Flötenklang! Hier in meinen Ohren ſummt der Ton von allen dieſen Reden, und macht mich gegen andre Vorſtellungen taub. Sei verſichert, nach meiner iezigen Ueberzeugung magſt du immerhin dagegen reden, du redeſt umſonſt. Doch, wenn du noch etwas auszurichten denkſt, ſo las hören.

Krit. Ach, Sokrates, ich weis nichts mer zu ſagen!

Sokr. So las es denn gut ſein, liebſter Kriton! Las uns gehen dieſen Weg; denn auf demſelben leitet uns die Gottheit!

Kriton ging weg, aber unwillig, überzeugt; daſſ die Vernunft ſeinen Vorſchlag verworfen hatte.

Welch ein Blizſchlag für die Herzen ſeiner Freunde! Und zugleich welch ein ſtarker Beweis von der Gröſe ſeiner Sele. Sokrates! Hingeopfert für dich hätte Kriton ſein ganzes Vermögen. Der Kerkermeiſter war beſtochen; dein Gefängnis, oder, wie man richtiger ſagen könnte, dein Tempel der Weisheit und Tugend war geöfnet; und ganz Griechenland hätte dich mit Jubel empfangen!

Du wollteſt nichts gegen die Geſeze deines Vaterlandes, deines undankbaren Vaterlandes unternemen. Du wollteſt der Strafe, welche man dir auferlegt hatte, nicht entfliehen. Wie ſollte bei dir die Ausflucht Statt finden, Böſes mit Böſem vergelten zu wollen. Dein Entſchlus war reiner Heldenmut!

„Wie iſt dir's, o Sokrates?“ fragte ein Freund, der ihn beſuchte.

Wol,

Wol, antwortete iener, auf alle Art wol. Denn wenn ich davon käme, so würd' ich viele Neider haben; sterb' ich aber, so werden mich viele lobpreisen."

Einen andern, der sein Befremden darüber äuserte, dass er Kritons Vorschlägen kein Gehör gäbe, fragte er ganz scherzhaft: ob er einen Ort ausserhalb Attika wüste, wohin der Tod nicht kommen dürfte?

Sokrates selbst sagte zu seinen Freunden: er halte sich für glüklich, ein Leben einzubüssen, das ihm nun anfinge, zur Last zu fallen. War aber das Recht? War es einem tapfern und weisen Mann anständig? War es der Ueberzeugung gemäs, die er von der göttlichen Vorsehung hatte?

Er versicherte: die Gottheit hätte ihn zweimal gewarnt, da er auf eine Verantwortung hätte denken wollen. Ja dies könnte man ihm glauben, wenn er den Entschluss gefasst hätte, eine Freveltat zu unternemen. Aber eines so tugendhaften, eines so allgemeinnüzlichen Mannes Verteidigung gegen eine falsche Anklage hätte weder die Welt, noch jene Gottheit, auf die er sich berufte, als ungerecht misbilligen können. Wenigstens hat Cicero dieses schon geglaubt, und der gesunde Menschenverstand mus ihm Beifal geben.

Was hat ihm den Giftbecher verſüßt? Etwa die Furcht vor den Beſchwerlichkeiten eines höheren Alters? Oder die Meinung, daſſ wegen ſeiner heitern Standhaftigkeit im Tode ſein Andenken der Nachwelt angenemer und heiliger ſein würde? Als Troſtgründe mögte man dies gelten laſſen; aber nicht als Urſachen der Wal zwiſchen Leben und Tod.

Hatte er in ſiebenzig Jaren keine Beiſpiele von älteren Greiſen geſehen, welche noch bei guter Vollkraft ihres Geiſtes und Leibes ohne Schmerzen lebten und ſanft ſtarben, daſſ er ſo zuverſichtlich ſagen durfte: es wäre nichts gewiſſer, als daſſ er in einem höhern Alter Sinn und Verſtand verlieren, und an einer ſchmerzhaften Krankheit ſterben würde? Solon, Thales, Pittakus, Simonides, Anakreon und Pindar waren ihm doch nicht unbekand: dieſe haben all' über neunzig Jare gelebt, und ſind, wie Lu-

cian und Diogenes melden, eines leichten Todes gestorben. Er selbst hatte gesehn, wie Griechenland einen Aeschylus, Gorgias und Sophokles bewunderte, als diese noch in ihrem Alter um den Preis ihrer Kunst kämpften, und siegten.

Wer aber durfte mit gröserem Rechte, als Sokrates, auf eine gleiche Glükseligkeit hoffen, da er iederzeit so mäsig gelebt hatte, und selbst dem verheerendsten Pesthauche zu Athen glüklich entgangen war?

Selbst seine vorzüglichsten Schüler widerlegen diesfalls seine übertriebene Philosophie. Platon lehrte und schrieb bis zum zweiundachtzigsten Jare. Und Xenophon verfertigte im achtundachtzigsten Jare seinen bewunderten Agesilaus, und hörte erst drei Jare darnach auf, zu leben.

Ueberhaupt bleibt es zweifelhaft, ob man die Entschliesung des Sokrates einen

einem Misvergnügen über die Menschheit bemessen soll, oder seinem philosophischen Ehrgeiz und schwärmerischen Verlangen, eines ungewönlichen Todes zu sterben.

Todestag des Sokrates.

Gefängnis.

Das Schif von Delos war angekommen. Am folgenden Tage, dem lezten Lebenstage des Weisen, verfügten sich alle seine Freunde zu ihm, den einzigen Platon ausgenommen, welcher krank war.

Auch Xenophon war noch im Felde mit dem jüngern Kyrus von Persien, und seinen zehntausend Griechen.

Von Athen waren gegenwärtig: Kriton und sein Sohn Kritobul, Hermogenes, Apollodor, Epigenes, Ktesiphon, Aeschines, Antisthenes, Menekenus, und noch einige andre; aus Theben: Simmias, Kebes und Phädondes; und aus Megara: Terpsion und Euklides.

Als sie versammelt waren, so kam der Kerkermeister ihnen entgegen, und

bat sie, zu warten, bis er rufen würde. Denn die eilf Männer, sprach er, (welche die Aufsicht über die Gefangenen haben) nemen iezt dem Sokrates die Ketten ab, und kündigen ihm an, dass er heute sterben müsse. Bald nachher wurden sie gerufen.

Als sie hineingingen, fanden sie den so eben entfäßelten Sokrates auf dem Bette liezend. Xanthippe sas neben ihm in stummer Betrübnis, und hielt das iüngste Kind auf dem Schose. Kaum erblikte sie die kommenden Freunde, so brach ihr stillgehaltener Schmerz in laute Jammerklagen aus. Händeringen, Schluchzen, Geheul wechselten heftigschnell ab mit dem Wehausruf über die Richter.

„Ach Sokrates! rief sie, mit Verzweiflung in Worten und Gebärden, ach Sokrates! da kommen deine Freunde, dich zum leztenmale zu sehen!“ Und ein Strom von Tränen stürzte herab über die welken, abgehärmten Wangen.

Sokra-

Sokrates wandte sich seitwärts zum Kriton, und sprach: Freund, las sie nach Hause bringen!

Man führte sie hinweg. Ihr Abschied war unaussprechlich bang und traurig. Bald ging sie, bald stand sie, bald wollte sie mit Gewalt wiederkehren ins Gefängnis. Wild zerraufte sie ihr graues Haar, und zerschlug sich jämmerlich die Brust.

Die Freunde standen wie betäubt vor dem Sterbelager des Weisen. Dieser richtete sich endlich auf, krümmete den Fus, der vorher gefässelt war, und indem er denselben mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde! welch ein seltsames Ding scheint das zu sein, was die Menschen angenem nennen! Wie wunderbar! Dem ersten Anblike nach ist es dem Unangenemen entgegen gesezt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenem und unangenem sein kann: und dennoch kann niemand eine von diesen Empfindungen durch

die

die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengeſezte zu fülen, als wenn ſie an beiden Enden an einander beſeſtiget wären.

Hätte Aeſopus dieſes bemerkt, fuhr er fort, ſo hätt' er vielleicht folgende Fabel edichtet: „Die Götter wollten die ſtreitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieſes ſich nicht thun lies, knüpften ſie dieſelben an beiden Enden zuſammen, und ſeit der Zeit folgen ſie ſich einander beſtändig auf dem Fuſſe nach.“ So ergeht es iezt auch mir. Die Fäſſeln hatten mir Schmerzen verurſacht, und iezt, da ſie weggenommen ſind, folgt die angeneme Empfindung nach.

Beim Zeus! ergrif Kebes das Wort, gut, daſſ du mich erinnerſt, Sokrates! Du ſellſt, wie man ſagt, hier im Kerker einige Gedichte verfertigt, nämlich äſopiſche Fabeln poetiſch ausgefüret, und an Apollon und Diana einen Hymnus aufgeſezt haben. Nun

fragen

fragen mich viele, und vor allen der Dichter Evenus, was dich hier auf den Gedanken gebracht habe, zu dichten, da du doch solches vorher niemals gethan habeſt? Soll ich dem Evenus Beſcheid geben, wenn er mich wieder fragt, (und fragen wird er gewis) ſo ſag mir, was ich ihm antworten ſoll.

Sag ihm, erwiederte Sokrates, nichts als die Warheit: daſſ ich dieſe Gedichte keinesweges in der Abſicht verfertigt habe, ihm in der Dichtkunſt den Rang abzulaufen; denn ich weis, wie ſchwer dieſes iſt; ſondern blos um eines Traumes willen, dem ich nach allen möglichen Bedeutungen nachlebe, und daher auch in dieſer Art von Muſik, in der Dichtkunſt, meine ſchwachen Kräfte widmen wollte.

Die Sache verhält ſich aber auf folgende Art: Ich hatte in vergangenen Zeiten ſehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Geſtalten erſchien, aber immer eben denſelben Befel gab: So-

krates,

krates, befleisse dich der Musik, und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermunterung blos für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie bei den Wettläufern anzuwenden pflegt. Der Traum, dacht' ich, will mir nichts neues zu thun befelen; denn die Weltweisheit ist ja die vortreflichste Musik, und dieser hab' ich mich stäts beflissen; er will also blos meine Liebe, meinen Eifer zur Weisheit anfeuern, damit ich nicht erkalte.

Nun aber, nachdem man das Urtril über mich gesprochen, und das Fest des Apollon meinen Tod eine Zeit lang aufgeschoben hat, kam mir der Gedanke ein, man habe mir vielleicht der gemeinen Musik obzuliegen befolen, und ich hatte Muse genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen: ich machte den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeiert ward.

Allein mir fiel nachher ein, dass ein Poet Erdichtungen, aber nicht Vernunft-

ſäze behandeln müſſe; daſſ aber ein Lobgeſang keine Erdichtungen enthielte. Da ich nun ſelbſt keine Gabe zu dichten beſize; ſo benüzte ich fremde Erfindungen, und brachte einige äſopiſche Fabeln in Verſe.

Dieſes kannſt du, mein Kebes! dem Evenus antworten. Entbiet' ihm auch meinen Gruß, und wenn er weiſ' iſt, ſo mag er mir bald nachfolgen. Ich werde, allem Anſehen nach, auf Befel der Athener heute noch abreiſen.

Und dies wünſcheſt du dem Evenus? fragte Simmias. Ich kenne dieſen Mann ſehr gut, und, ſo viel ich von ihm urteilen kann, dürfte er dir für dieſen Wunſch ſchlechten Dank wiſſen.

Sokr. Wie? Iſt denn Evenus kein Weltweiſer?

Simmias. Mich dünkt, ja.

Sokr. Nun, ſo wird er mir gewis gerne folgen, er, und iedermann, der dieſen Namen verdienet. Er wird zwar

nicht

nicht selbst Hand an sich legen; denn dieses ist unerlaubt, wie einem ieden bekand ist.

Indem er dieses sagte, lies er beide Füsse vom Bett auf die Erde herabsinken, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusezen.

Kebes. Wie ist dieses zu verstehen? Sokrates! Es ist nicht erlaubt, sagst du, sich selbst zu entleiben, und dennoch soll ieder Weltweise einem Sterbenden gern nachfolgen?

Sokr. Wie? Kebes! Du und Simmias, ihr beide habt den Weltweisen Philolaus gehört, hat er euch denn niemals hiervon etwas gesagt?

Kebes. Nichts Ausführliches, mein Sokrates!

Sokr. Nun gut! Ich habe verschiedenes von der Sache gehört, und will euch solches gern mitteilen. Mich dünkt, wer reisen will, hab' Ursache, sich nach der Beschaffenheit des Landes,

dahin er zu kommen gedenkt, wol zu erkundigen, um sich einen richtigen Begrif davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen iezigen Umständen angemessen, und was könnte man auch an dem heutigen Tage, bis Sonnenuntergang, wichtigers vornemen?

Kebes. Wie beweist man eigentlich, dass der Selbstmord unerlaubt sei?

Sokr. Wolan, Kebes! Was meinst du? Ich behaupte, dass der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen unerlaubt sei. Wir wissen, es giebt Leute, für welche es besser wäre, gestorben zu sein, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, dass die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglüklichen fodern sollte, sich nicht selbst wol zu thun, sondern eine andere wolthätige Hand abzuwarten.

Kebes. (lächelnd.) Das mag eine Stimme vom Zeus erklären.

Sokr.

Sokr. Und gleichwol ist es so schwer nicht, diese anscheinende Ungereimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen zu sagen pflegt, dass wir Menschen hienieden wie die Schildwachen ausgestellt wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften, bis wir abgelöset würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige fassliche Vernunftgründe. Ich glaube als ausgemacht voraussezen zu können, die Götter, (lasst mich ietzt sagen Gott, denn wen hab' ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigentumsherr, wir sind sein Eigentum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Ist dies nicht deutlich?

Kebes. Sehr deutlich.

Sokr: Ein Leibeigener, der unter der Fürsorge eines gütigen Herrn steht, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben widersezt. Nicht?

Kebes. Allerdings.

Sokr. Vielleicht, wenn ein Funke von Rechtschaffenheit in seinem Busen glimmet, muß es ihm eine wahre Freude sein, die Wünsche seines Gebieters durch sich erfüllet zu sehen, und um so viel mer, wenn er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eignes Bestes an diesen Wünschen Teil nimmt.

Kebes. Unvergleichlich, mein Sokrates!

Sokr. Aber wie? Kebes! Als der unerschafne Werkmeister den künstlichen Bau des menschlichen Leibes errichtet, und ein vernünftiges Wesen hineingesezt hat, waren da seine Absichten gut oder bös?

Kebes. Ohne Zweifel gut.

Sokr. Denn er müste sein göttliches Wesen verläugnen, wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten ver-

verknüpfen könnte; und was iſt ein Gott, der ſein Weſen verläugnen kann?

Kebes. Ein Unding, Sokrates, dem das leichtgläubige Volk wandelbare Geſtalten andichtet!

Sokr. Derſelbe Gott, der den Leib gebaut hat, hat ihn auch mit Kräften ausgerüſtet, die ihn ſtärken, erhalten, und vor allzufrühem Untergange bewahren. Wollen wir auch dieſen Erhaltungskräften höchſtgütige Abſichten zum Ziele ſezen.

Kebes. Wie könnten wir anders?

Sokr. Als treugeſinnten Leibeigenen alſo mus es uns eine heilige Pflicht ſein, die Abſichten unſers Eigentumsherrn zu ihrer Reife gedeihen zu laſſen, ſie nicht gewaltſamer Weiſe in ihrem Laufe zu hemmen; ſondern vielmer unſre freiwilligen Handlungen all auf das vollkommenſte mit denſelben übereinſtimmend zu machen.

Darum hab' ich gesagt, mein lieber Kebes, daß die Weltweisheit die vortreflichste Musik sei: Denn sie lehrt uns, unsre Gedanken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns möglich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigentumsherrn vollkommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften, und das Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen: so kann gewis keine Musik herrlicher und vortreflicher sein, als die Weltweisheit, die uns lehrt, nicht nur unsre Gedanken und Handlungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdebewoners mit den Gedanken des allwissenden Weltenschöpfers in eine groß und wundervolle Harmonie zu stimmen. O Kebes! Und der vermegene Sterbliche sollte sich erfrechen, diese entzükende Harmonie zu zerstören?

Kebes. Er würde den Abſcheu der Götter und Menſchen verdienen, mein lieber Sokrates!

Sokr. Sag mir aber auch dieſes, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, welche ihre Befele vollſtreken?

Kebes. Allerdings.

Sokr. Sie ſind alſo auch Warſager, die uns den Willen und die Abſichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das iſt unſtreitig ein Ratſchluſſ des Allerhöchſten, wohin die von ihm erſchaffenen Kräfte abzielen. Nicht wahr?

Kebes. Wer kann dieſes läugnen?

Sokr. So lang uns alſo dieſe Warſager andeuten, daſſ die Erhaltung unſers Lebens zu den Abſichten Gottes gehöre, ſind wir verpflichtet, unſre freien Handlungen denſelben gemäs einzurichten, und haben weder Fug noch Recht,

den Erhaltungskräften unſerer Natur Gewalt entgegen zu ſezen, und die Diener der oberſten Weisheit in ihrer Verrichtung zu ſtören. Dieſe Schuldigkeit liegt uns ſo lang ob, bis Gott uns durch eben dieſelben Warſager den ausdrüklichen Befel zuſchikt, dieſes Leben zu verlaſſen, ſo wie er ihn heute mir zugeſchikt hat.

Kebes. Ich bin völlig überzeugt, mein lieber Sokrates! Allein nunmer begreif' ich um ſo viel weniger, wie du vorhin haſt ſagen können, ein ieder Weltweiſer müſſe einem Sterbenden gerne folgen wollen. Iſt das wahr, was du iezt behaupteſt, daſſ wir ein Eigentum Gottes ſind, und daſſ derſelbe unſer Beſtes beſorge: ſo ſcheint iener Saz ungereimt.

Wie? Soll ein vernünftiger Mann ſich nicht betrüben, wenn er die Dienſte eines Oberherrn verlaſſen muß, der ſein beſter und gütigſter Verſorger iſt? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den

Tod frei, und sein eigener Herr zu werden: wie kann der unverständige Mändel sich schmeicheln, unter seiner eignen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allweisesten Vormundes?

Ich sollte meinen, es sei vielmer der gröste Unverstand, wenn man sich durchaus in Freiheit sezen, und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer Vernunft besizt, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufsicht eines andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutrauet, als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegenteil von deiner Meinung herausbringen. Der Weise, würd' ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber sich freuen, wenn er sterben soll.

Sokrates hörte ihm aufmerksam zu, und schien, sich an seinem Scharfsinne zu ergözen. Sodann kehrte er sich zu den übrigen Freunden, und sprach scherzend: Kebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte.

Simmias. Allein dieſesmal ſcheint Kebes nicht unrecht zu haben, lieber Sokrates! Und wo mir recht iſt, ſo zielt er mit ſeinen Einwürfen eigentlich wider deine jetzige Aufführung, da du ſo gelaſſen, ſo willig, nicht nur uns alle verläſſeſt, denen dein Tod ſo ſchmerzlich fällt; ſondern dich auch der Aufſicht und Fürſorge eines ſolchen Beherrſchers entzieheſt, den du uns als das weiſeſte und gütigſte Weſen zu verehren gelehrt haſt.

Sokr. Gut! Ich will mich bemühen, mich vor euch beſſer zu verteidigen, als vor meinen Richtern. Hör alſo, Simmias! und du, o Kebes! Härt' ich nicht Hofnung, da, wo ich hinkomme, erſtlich noch immer unter demſelben gütigſten Verſorger zu ſtehen, und zweitens die Seelen der Verſtorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundſchaft hienieden weit vorzuziehen iſt: ſo wär' es freilich eine Thorheit, den Tod ſo wenig zu achten, und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber hab' ich die allerer-

tröſtlichſten Hoffnungen, daſſ mir beides nicht entſtehen wird. Das leztere zwar getrau' ich mir nicht mit aller Gewisheit zu behaupten; aber daſſ die Vorſehung Gottes auch da noch über mich walten werde, dieſes, Freunde! behaupte ich ſo zuverſichtlich, ſo gewis, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch gar nicht, daſſ ich ſcheiden ſoll; denn ich weis gewis, daſſ mit dem Tode noch nicht alles aus iſt für uns. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein ſolches, das für Tugendhafte weit glükſeliger ſein wird, als für Laſterhafte.

Da fiel ihm Kriton in die Rede. „Der Mann hier, der dir den Gifttrank bringen soll, läßt mir keine Ruhe: ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhizt sich zu viel, spricht er, und dann wirkt der Trank so gut nicht. Er hätte schon öfters einen zweiten oder dritten bereiten müssen, für Leute, die sich das Reden nicht hätten verwehren lassen.“

Laß ihn, im Namen der Götter, sprach Sokrates, hingehen und sein Amt verrichten! Er halte den andern Gifttrank bereit, oder den dritten, wenn er's für nötig hält.

Diese Antwort hab' ich vermutet, versezte Kriton; allein der Mensch will nicht ablassen.

O las ihn! erwiederte Sokrates. Ich habe hier meinen Richtern Rechenschaft zu geben, warum ein Mensch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden ist, in den lezten Stunden frö-

liches

iches Muts ſein müſſe, indem er ſich nach dem Tode die gröſte Seligkeit zu verſprechen hat.

Nun begann ſeine lezte Unterredung über die Unſterblichkeit der Sele, und über die Erwartung jenſeits des Grabes. Den Inhalt dieſes Geſprächs findet man in Platons Dialoge: Phädon. Und ein unſterblicher Moſes Mendelsſohn, o Teutſchland, hat noch gründlicher und ſchöner, als jener Grieche, bewieſen die ſokratiſche Lehre von der Unſterblichkeit!

Sokrates zieht aus der Vorausſetzung der Gewisheit von der Unſterblichkeit der Sele verſchiedene Folgerungen. Er glaubt, ſo wol die Tugendfreunde als die Laſterhaften müſſen ein lezтes Gericht, ein Endurteil über ihr Leben

zu erwarten haben; diesen müssen Strafen, jenen aber eine ewigselige Wonung bevorstehen; und denjenigen, welche leichtere Uebertretungen begangen hätten, ein Reinigungsstand zwischen jenen beiden Ständen der Strafe und der ewigen Seligkeit zugedacht sein, worinn sie eine ihren Handlungen angemessene kürzer oder länger dauernde Züchtigung leiden, und nachher in die Seligkeit würden aufgenommen werden.

„Die Klagen der Menschen, so schliest der sterbende Weise sein Gespräch, die Klagen der Menschen, dürfte mancher sagen, rüren blos von unzufriedenen Gemütern her, denen iede Anordnung des allgemeinen Weltgeistes misfällt. Erfüllet ihnen all' ihre Wünsche, sezt sie auf den Gipfel der Glükseligkeit: sie finden in den düstern Winkeln ihres Herzens noch allemal Eigensinn und üble Laune genug, sich über ihre Wolthäter selbst zu beklagen. In den Augen eines mäßigen und genügsamen Menschen sind die Güter dieser Welt so ungleich nicht aus-

ausgeteilt, als man glaubt. Die Tugend hat mereteils eine innere Selbstberuhigung zur Gefärtinn, welche eine süsere Belonung für sie ist, als Glük, Ehre und Reichtum. Die unterliegende Unschuld würde sich vielleicht selten an die Stelle des Wüterichs wünschen, der ihr den Fus in den Naken sezt; sie würde das in die Augen fallende Glük nur allzutheuer durch innere Unruhen erkaufen müssen. Ueberhaupt, wer genauer auf die Empfindungen der Menschen Achtung giebt, und sie mer, als ihre Urteile bemerkt, der wird ihren Zustand lange nicht so beklagenswerth finden, als sie ihn in ihren gemeinen Reden und Unterhaltungen machen."

So dürfte mancher vorgeben, um die Wege einer weisen Vorsehung in der Natur zu retten. Allein alle diese Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wann mit diesem Leben alles für uns aus ist, und nicht, wann die Hofnungen vor uns hin ins Unendliche sich erstreken. In diesem Falle kann es, ja es mus für unsre

Glükſeligkeit weit wichtiger ſein, wenn wir hienieden mit dem Unglük ringen, wenn wir Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glük und Ueberfluſſe vergeſſen.

Wenn ich auch das Leben unter unnennbaren Martern endige, was thut dieſes? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unſchuld erworben, ſo iſt ſie für all' ihre Pein mit Wucher bezalt. Vergänglich ſind Qualen, ihr Lohn iſt von ewiger Dauer. Aber was hält den ſchadlos, der unter dieſen Qualen ſein ganzes Daſein aufgiebt, und mit dem lezten Athem auch alle Schönheiten ſeines Geiſtes faren läſſt, die er durch dieſen Kampf erworben hat? Iſt das Schikſal eines ſolchen Menſchen nicht grauſam? Kann der gerecht und gütig ſein, der es ſo geordnet hat?

Und geſezt: das Bewuſtſein der Unſchuld hielte allen ſchmerzhaften Empfindungen, der Todesqual ſelbſt, die der

Un-

Unschuldige von den Händen seines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht; soll iener Gewaltthäter, iener Beleidiger der göttlichen und menschlichen Rechte so dahin faren, ohne iemals aus der blinden Verstoktheit, in welcher er lebte, gerissen zu werden, und vom Guten und Bösen richtige Begriffe zu erlangen? ohne iemals gewahr zu werden, dass diese Welt von einem Wesen regiert wird, welches an der Tugend Wolgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger so wenig zu rechtfertigen, als gegen den Verfolgten.

Das Schikfal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte zu betrachten, müsten wir es in seiner ganzen Ewigkeit übersehen können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurteilen, wann wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wesens unter einen einzigen, unsrer Schwachheit angemessenen Gesichtspunkt bringen könnten: aber alsdann seid versichert, meine

Lieben, würden wir weder tadeln, noch murren, noch unzufrieden sein; sondern voll Verwunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten.

Besonders gehört unsre Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit strebendes Wesen, zu dem Geschlechte der Geister, die den Endzwek der Schöpfung enthalten, und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu sein. Der Anfang ihres Daseins ist, wie wir sehen, ein Bestreben und Fortschreiten von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Wesen ist des unaufhörlichen Wachstums fähig; ihr Trieb hat die augenscheinlichste Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur beut ihrem nie zu löschenden Durst einen unerschöpflichen Quell an.

Auch selbst die anscheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schikksale der Menschen weiset uns auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher sich alles

alles auflöset, was hier verſchlungen zu ſein ſcheinet.

Wer hier mit Standhaftigkeit, und gleichſam dem Unglüke zum Troz, ſeine Pflicht erfüllt, und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, mus den Lohn ſeiner Tugenden endlich genieſen, und der Laſterhafte kann nicht dahin faren, ohne auf die eine oder die andere Weiſe zur Erkenntnis gebracht zu ſein, daſſ die Uebelthaten nicht der Weg zur Glükſeligkeit ſind.

Mit einem Worte: allen Eigenſchaften Gottes, ſeiner Weisheit, ſeiner Güte, ſeiner Gerechtigkeit würd' es widerſprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit ſtrebenden Weſen nur zu einer zeitlichen Dauer geſchaffen hätte.

Es dürfte iemand von euch ſprechen: „Gut, Sokrates! Du haſt uns gezeigt, daſſ wir ein künftiges Leben zu hoffen haben: ſag uns aber auch, wo werden ſich unſre abgeſchiedenen Geiſter aufhalten?

Welche Gegend des Aethers werden sie bewonen? Womit werden sie sich beschäftigen? Auf welche Art werden die Tugendhaften belont, und die Lasterhaften zu besserer Erkenntnis gebracht werden?“

Wenn iemand mich dieses fragt, so antwort' ich: Freund, du foderst mehr, als meines Berufs ist. Ich habe dich durch alle Krümmungen des Labyrinths hindurch geführt, und zeige dir den Ausgang: hier endigt sich mein Beruf. Andere Wegweiser mögen dich weiter füren.

Ob die Selen der Gottlosen werden Frost oder Hize, Hunger oder Durst zu leiden haben, ob sie in dem Tartarus, oder in den Flammen des Pyriphlegetons (Fegefeuers) ihre Zeit hindringen müssen, bis sie geläutert werden; ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelgesteinen blizenden Erde die reinste Himmelsluft einsaugen, und sich in dem erquikenden Glanze der Morgenröte sonnen, oder ob sie in den Armen einer ewi-

gen

gen Jugend ruhen, und sich mit Nektar und Ambrosia sättigen lassen: alles dies, mein Freund, weis ich nicht.

Wissen es unsre Dichter und Fabellehrer besser, so mögen sie andre davon versichern.

Was mich betrift, so begnüg' ich mich mit der Ueberzeugung, dass ich ewig unter göttlicher Obhut stehen werde, dass seine heilige und gerechte Vorsehung in jenem Leben, so wie in diesem, über mich walte, und dass meine wahre Glükseligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geistes bestehe: diese sind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freiheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntnis Gottes, Beförderung seiner Absichten, und Ergebung in seinen heiligen Willen. Diese Seligkeiten warten meiner in iener Zukunft, dahin ich eile, und mer brauch ich nicht zu wissen, um mit getrostem Mute den Weg anzutreten, der mich dahin führt.

Ihr, Simmias, Kebes, und ihr übrigen Freunde werdet mir folgen, ein ieder zu seiner Zeit. Mir winkt iezt schon das unbewegliche Schikſal, wie etwa ein Trauerſpieldichter ſagen würde.

Es iſt Zeit, daſſ ich ins Bad gehe; denn ich halte es für anſtändiger, erſt nach dem Bade den Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erſpare, meinen Leichnam zu waſchen.

Als Sokrates ausgeredet hatte, ergrif Kriton das Wort, und ſprach: Es ſei! Was haſt du aber dieſen Freunden oder mir zu hinterlaſſen, das deine Kinder oder häuslichen Angelegenheiten angehet? Womit können wir dir zu Gefallen leben?

Wenn ihr ſo lebet, Kriton! ſagte Sokrates, wie ich euch längſt empfolen habe. Ich habe nichts neues hinzuzuſezen. Wenn ihr auf euch ſelbſt Achtung habet, ſo werdet ihr mir, den Meinigen und euch ſelbſt zu Gefallen leben, und

wenn

wenn ihr es auch nicht verſprechet: vernachläſiget ihr aber euch ſelbſt, und wollt ihr der Spur nicht folgen, die euch heut und in vorigen Zeiten vorgezeichnet wurde, ſo wird es nichts helfen, wenn ihr iezt auch noch ſo viel verheiſſet.

Kriton verſezte: Wir werden uns mit allen Kräften beſtreben, dir zu gehorchen, mein Sokrates! Wie ſollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfaren?

Wie ihr wollt, antwortete Sokrates, wenn ihr mich anders habt, und ich euch nicht entwiſche.

Zugleich ſah er die Zeugen ſeines Todes lächelnd an, und fuhr fort: Ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde, daſſ derienige eigentlich Sokrates ſei, den iezt redet, und euch eine Zeit lang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu ſehen bekommen, und der iezo nur meine Hütte iſt, das ſei Sokrates, und fragt, wie er mich begraben ſoll?

Alle die Gründe, die ich bisher anführte, um zu beweisen, daß ich, so bald der Gift gewirkt haben wird, nicht mer bei euch bleibe, sondern in die Wonungen der Glükseligkeit versezt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten.

Seid so gut, meine Freunde, und verbürget nun beim Kriton das Gegentheil dessen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müsset ihm dafür stehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde senken sehe, und sich nicht so sehr betrübe, als wenn mir das grösste Unglück widerfähre.

Er spreche auch bei meinem Leichenbegängnisse nicht: man legt den Sokrates auf die Bare, man trägt den Sokrates hinweg, man beerdigt den Sokrates. Denn wisse, fuhr er fort, mein lieber Kriton! dergleichen Reden sind

nicht nur der Warheit zuwider, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sei vielmer getrostes Muts und sprich: mein Leichnam werde beerdigt. Im übrigen magst du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubst, dass es die Geseze mit sich bringen.

Nun ging Sokrates in ein benachbartes Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und hies die übrigen Freunde warten.

Verzeiht, ihr empfindsamen Selen, dass ich hier eine Pause machen mus, und weine!

Seine Freunde blieben zurük, und unterhielten sich mit dem, was sie gehört hatten; sie wiederholten und überdachten einige Gründe, um sich davon gehörig zu überzeugen. Ueber alles aber beschäftigte sie die trostlose Erwartung des grosen Unglüks, das ihnen bevorstand. Denn es kam ihnen

nicht

nicht anders vor, als wenn sie ihren Vater verlören, und von nun an in der Welt leben müsten als Waisen.

Seine Kinder brachte man ihm, nachdem er sich gewaschen hatte (er hatte damals ihrer drei, zwei kleine und ein erwachsenes): und seine Hausweiber traten zu ihm herein. Er unterhielt sich mit ihnen, in Gegenwart des Kriton, sagte ihnen, was er zu bestellen hatte, lies die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu seinen iammervollen Freunden.

Die Sonne neigte sich zum Untergange!

Sokrates sezte sich nieder vor seinen Freunden, sprach aber sehr wenig.

Bald darauf kam der Gerichtsdiener der Eilfmänner, stellte sich neben ihn und sprach: O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz anders gewahr, als an andern Verurteilten. Sie pflegen sich zu entrüsten, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befel der

Obrig-

Obrigkeit ankündige, daſſ es Zeit ſei, den Gift zu trinken; du aber ſchieneſt mir ſchon ſonſt der gelaſſenſte und ſanftmütigſte Mann zu ſeyn, der iemals dieſen Ort betreten hat, und iezt mus ich über deinen Mut erſtaunen. Ich weis gewis, du biſt auch iezt über mich nicht ungehalten, ſondern über iene, (du kenneſt ſie!) die daran Schuld ſind. Du merkeſt nun wol, Sokrates, was für eine Botſchaft ich dir zu bringen habe! Gehab dich wol, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern iſt! Er ſprach es, wandte ſich ſeitwärts, und weinte.

Sokrates ſah ſich nach ihm um, und ſagte: Leb du wol, Freund! Wir werden thun, was du verlangeſt. Zu ſeinen Freunden aber ſprach er: Was für ein rechtſchaffener Mann! Aedler, als alle ſeines gleichen! Er hat mich oft hier beſucht, auch ſich zuweilen mit mir unterhalten. Ein gar gutes und ehrliches Herz hat er. Seht,

wie

wie aufrichtig er iezt um mich weinet! Allein, Kriton, wir müssen ihm in der That gehorchen! Las den Gift herbringen, wenn er fertig ist; wo nicht, so mag ihn dieser zurechte machen.

Warum so eilig, mein Sokrates? versezte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheinet, und noch nicht untergegangen ist. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor sie den Gifttrank zu sich nemen, und vorher sich gütlich zu thun, zu essen, zu trinken, auch wol gar der Liebe zu pflegen. Wir können noch eine gute Weile verziehen.

Das mögen die thun, Kriton! antwortete Sokrates, welche iede Frist für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegenteil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur selbst lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben iezt geizte und kargte, da

es

es nicht mer mein ist. Thu mir immer meinen Willen, und halt mich nicht auf!

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand.

Der Knabe ging hinaus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Schierlingtrankes, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen.

Sokrates sah ihn kommen, und sprach: Guter Mann, gieb her! Aber was mus ich dabei beobachten? Du wirst es wissen.

Nichts, antwortete dieser, als nach dem Trinken hin- und hergehen, bis dir die Füse schwer werden; sodann legst du dich nieder: dieses ist alles. Und hiermit reichte er ihm den Becher.

Cicero bezeugt, nie habe er Platons Beschreibung vom Tode des Sokra-

trates ohne Tränen lesen können. „Da er den Todeskelch in der Hand hielt, so sagte er, er halte den Tod nicht für eine Strafe, die man ihn leiden lies, sondern für ein Hülfsmittel, desto eher in die Wonungen der Seligen zu gelangen. Denn, fügte er hinzu, wann unsere Selen von unsern Leibern sich trennen, so finden sie zween verschiedene Wege nach ihren künftigen ewigen Wonungen. Der eine führet zu langen Martern, und nimmt diejenigen Selen auf, die sich während ihres Aufenthalts auf Erden mit vielen schweren Verbrechen befleckt haben; der andere aber führet zu den seligen Wonungen der Götter, und empfängt die Selen derer, welche in dieser Welt tugendhaft gelebt haben.“

Mit unbeschreiblicher Gelassenheit, ohne Zittern, ohne die geringste Veränderung der Farbe und der Gesichtszüge sah der erhabene Weise den Menschen mit seinen weit offenen Augen an, und sprach: Was meinst du? Darf

man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergiesen?

Es ist gerade so viel, als nötig ist, versezte dieser.

So mag es bleiben, erwiederte Sokrates; aber ein Gebet kann ich doch an sie richten: Die ihr mich rufet, ihr Götter, verleihet mir eine glükliche Reise!

Mit diesen Worten sezte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bis dahin hatten seine Freunde, nicht ohne sich grose Gewalt anzuthun, ihre Tränen zurükhalten können: als sie ihn aber ansezen, trinken und ausleeren sahen, da war es nicht mer möglich. Ihre Tränen ergossen sich wie in Strömen herunter. Kriton hüllte sich das Gesicht in den Mantel, um ungestört weinen zu können, nicht über den Sterbenden, sondern über sich selbst,

daſſ er das Unglük hatte, einen ſolchen Freund zu verliereu. Die übrigen irreten winſelnd im Gefängnis umher, und Apollodor, der bisher beſtändig geweint hatte, fing iezt an, überlaut zu heulen und zu iammern, daſſ einem iedeu das Herz davon brach.

Nur Sokrates blieb unbewegt, und rief den Troſtloſen zu: Was machet ihr? Kleinmütige! Eben deswegen hab' ich die Weiber weggeſchikt, damit ſie hier nicht ſo klagen und winſeln mögten; denn ich habe mir ſagen laſſen, man müſſe ſuchen, unter Segnungen und guten Wünſchen den Geiſt aufzugeben. Seid ruhig, und zeiget euch als Männer!

Sie ſchämten ſich, und hörten auf laut zu weineu.

Er ging auf und nieder, bis ihm die Füſe ſchwer wurden, und legte ſich ſodann auf den Rüken, wie ihm der Sklave gerathen hatte.

Bald

Bald darauf betaſtete ihn der Mann, welcher ihm den Gift gereicht hatte, mit den Händen, und beobachtete ſeine Füſe und ſeine Hüften. Er drükte ihm den Fus, und fragte, ob er es fülte?

Nein, ſprach er.

Er drükte ihm den Schenkel, lies aber wieder ab, und gab ihm zu verſtehen, daſſ er kalt und ſteif ſei. Er betaſtete ihn wieder, und ſprach: Es bald es ihm ans Herz kömmt, wird er verſcheiden. Nun fing ihm der Unterleib ſchon an kalt zu werden.

Man hatte ihn zugedekt, er aber dekte ſich auf, und ſagte zu Kriton (dieſes waren ſeine lezten Worte): Freund, vergiſſ nicht, dem Gott der Geneſung einen Hahn zu bringen, denn wir ſind ihm einen ſchuldig!

Ueber dieſe lezte Willensmeinung des gröſen Vertheidigers der Gottes-einheit hat ſich mancher Gelehrte geärgert.

ärgert. Soll Sokrates aus Laune fähig gewesen sein, im lezten Lebenshauche seinen Schülern und künftigen Verehrern ein Rätsel zu vermachen, welches eine stehende Aufgabe für seine Bekenntnisse hätte bleiben können? Soll er am Schlusse der erhabensten Sterbrede seinen Freunden den abergläubischen Befel gegeben haben, dem Aesculap einen Hahn zu opfern? Sokrates hatte gewis nicht die Absicht, mit einer Laune zu Charons Nachen zu treten. Und als Aberglauben kann mans nicht aussöhnen mit den Grundsäzen eines Weisen, von dem Origenes und Klemens von Alexandrien glaubten, er seie von einem vorzeitigen Strale des Christenthums erleuchtet gewesen, und der von Justinus Martyr ohne Bedenken ein Christ genannt wurde.

Laktanz hält diese lezte Bitte des Sokrates für höchst unanständig, und für die gröste Thorheit. Clarke behauptet dagegen sehr unwarscheinlich,

dass

dass der Weise diesen Befel nur in der Absicht gegeben habe, um Aeskulap's zu spotten, weil er den Tod als seinen einzigen Erretter ansah, und als den Uebergang in's bessere Leben.

Thomas Abbt (vom Verdienste) hat die Sache gewis als ein heller Kopf angesehen, und erklärt. „Mir hat es immer geschienen, (schreibt er) dass der Befel des lezenden Sokrates an seine Freunde, dem Aeskulap noch einen Hahn zu opfern, dass dieser Befel eine Folge von des Philosophen ausdaurendem Grundsaze οὐδὲν οἶδα (nichts weis ich) gewesen sei. Wie hätte er am Ende seines Lebens so positiv über die Natur der wichtigsten Warheiten sein sollen, als er es wirklich durch die gänzliche Unterlassung dieses Opfers müste gewesen sein? In diesem zweifelhaften Zustande schied der gute Mann, der Tugend allein getreu."

Für Sokrates war sicherlich Aeskulap keine Gottheit: aber er wuste wol,

dass Aeskulap für tausend andre ein Gott wär. Und hierüber entschied er nichts Allgemeines, weil keine Art von Beweisen vorhanden ist, wodurch man Glauben an Etwas demjenigen beneh-men könnte, der darin glauben will. Der Tod ist überzeit der beste Probierstein weiser und starker Seelen gewesen. Sokrates konnte nicht fürchten, daß Unterlassung eines Opfers ihm Verantwortung im andern Leben zuziehen würde. Er konnte glauben, daß solche Gebräuche beim Pöbel nüzlich sein mögten; obgleich auch der Pöbel immer unglüklich bleiben muß, so lang er in den Finsternissen des Aberglaubens gefangen gehalten wird. Aber er hat zu oft gesagt, daß der Menschen wichtigstes Geschäft nur darin bestehe, gut leben zu lernen; er hat zu oft und zu deutlich treue Ausübung bürgerlicher Pflichten für den besten Gottesdienst erklärt, als daß man nicht besorgen dürfte, durch jene Muthmassungen grose Ungerechtigkeit an diesem tugendhaften

Man-

Manne zu begehn, der seinem Gott mer als Opfer, mer als Bußthränen und Fürbitten, nämlich einen unsträflichen Wandel darbringen kannte, worüber schon Erasmus so oft in Versuchung gerieth, auszurufen: Heiliger Sokrates, bitt für uns!

Nein, mein Sokrates, durch mich sollst du nicht aus der kleinen Liste fester, beharrlicher Seelen gestrichen werden! Priester Jupiters und Aesculaps sollen durch mich es nicht wagen, dich einen bekehrten Freigeist zu schimpfen! *) Nicht einmal von Voltaire kann ich einen Schein von dergleichen Bekehrung glauben, ob er gleich schwach genug war, in den lezten Zukungen seines Lebens vor Priestern zu äussern, daß der sanfte Hauch der felsenfestgegründeten römischen Kirche stark genug sein werde, seine arme Sele in den Himmel zu blasen.

*) S. Herr Kanzleidirektor H. F. Diez über Sokrates, in der berlinischen Monatsschrift vom September 1783.

Jedoch wir nahen uns wieder mit bebenden Herzen dem Sterbelager des unsterblichen Weisen!

Kriton antwortete: Es soll geschehen! Hast du sonst nichts mer zu hinterlassen?

Hierauf erfolgte keine Antwort. Gleich darauf bekam er Zukungen. Der Mann dekte ihn vollends auf. Seine Blike waren starr. Sokrates hörte auf, Sterblich zu sein. Kriton drükte ihm Mund und Augen zu.

Dieser Tod ereignete sich im ersten Jare der fünf und neunzigsten Olympiade, vierhundert Jare vor der christlichen Zeitrechnung. Und der Unsterbliche hatte noch nicht völlig siebenzig erreicht.

Bald nach seinem Tode erkannten die Athener ihr Vergehen, und fingen an, dasselbe zu bereuen. Da ihr Hass befriedigt war, so verschwanden ihre Vorurteile; und da die Zeit ihnen zur Ueberlegung Raum gegeben hatte, so zeigte sich ihnen die Ungerechtigkeit ihres Urteils in ihrer ganzen Abscheulichkeit.

Nichts hörte man durch ganz Athen, als Lobpreisungen des Sokrates. Die Akademie, das Lyceum, Privathäuser, öffentliche Spaziergänge, und Marktplätze, alles schien noch von den Tönen seiner geliebten Stimme wiederzuhallen.

„Hier, sagten sie, hier bildete er unsere Jugend, und lehrte unsre Kinder,

her, ihre Aeltern ehren, und ihr Vaterland lieben. Hier gab er uns seinen bewunderungswürdigen Unterricht, und machte uns bisweilen heilsame Vorwürfe, um uns zu einem wärmeren Eifer für die Tugend zu reizen. Ach! wie haben wir ihm seine herrlichen Wolthaten vergolten! Ganz Athen war in allgemeiner Trauer und Niedergeschlagenheit. Die Schulen waren verschlossen, und alle Uebungen eingestellt. Die Ankläger wurden zur Rechenschaft gefodert wegen des unschuldigen Blutes, das durch ihre Schuld war vergossen worden. Den Melitus hat man zum Tode verdammt, und die übrigen des Landes verwiesen.

Plutarch erzält, daß alle, die an dieser schwarzen Verläumdung und That einigen Anteil gehabt haben, so sehr von allen Bürgern seien verabscheuet worden, daß keiner ihnen Feuer geben, ihnen auf eine Frage antworten, oder in ein Bad mit ihnen gehen wollte, ohne vorher das Bad reinigen zu lassen, um sich nicht

durch

durch den Umgang mit denselben zu beflecken. Einige dieser Verachteten wurden durch die Schmach, die ihnen widerfuhr, in Verzweiflung gestürzt, so, daß sie sich selbst ums Leben brachten.

Aristoteles, Platons Schüler, verlies Athen, weil er nicht zugeben wollte, daß die Athener sich zweimal an der Philosophie versündigen sollten.

Die Athener waren noch nicht zufrieden, daß sie die Feinde und Mörder ihres unsterblichen Weisen bestraft hatten; sie liessen ihm sogar eine eherne Bildsäule von dem berümten Lysippus verfertigen, und auf einem der ansehnlichsten Pläze der Stadt errichten. Ja, die Ehrerbietung und Dankbarkeit stieg endlich bis zur religiosen Verehrung. Sie weiheten ihm, als einem Halbgott, einen Tempel, und nannten ihn den Tempel des Sokrates.